Ling. (8°) 11.

Linguist. 11.

Vorlesungen

über die

Wissenschaft der Sprache.

Von

Max Müller, M. A.

Correspondant de l'Institut de France, Foreign Member of the Royal Bavarian Academy, Honorary Member of the Royal Society of Literature, of the Royal Asiatic Society, of the Asiatic Society of Bengal, and of the Société d'Ethnographie de France: Corresponding Member of the Royal Sardinian Academy, of the Royal Society of Göttingen, of the Royal Irish Academy, of the American Philosophical Society, and of the American Oriental Society; Member of the Asiatic Society of Paris, and of the German Oriental Society; Taylorian Professor in the University of Oxford, Fellow of All Souls College, etc. etc.

Für das deutsche Publicum bearbeitet

Ling. (8°). 11.

von

Dr. Carl Böttger,

Professor am Herzogl. Gymnasium zu Dessau.

„Opera naturale è ch'uom favella;
Ma, così o così, natura lascia
Poi fare a voi, secondo che v'abbella."
DANTE, *Paradiso*, 26, 130.

Autorisirte Ausgabe.

Zweite Auflage.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Leipzig.

Verlag von Gustav Mayer.

1866.

Vorwort.

Meine Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache sind hier so abgedruckt, wie ich sie im Manuscript für das königliche Institut *von Grossbritannien, wo sie im April, Mai und Juni 1861 gehalten wurden,* vorbereitet habe. Als ich mich anschickte, sie zu halten, musste ein grosser Theil des Niedergeschriebenen ausgelassen werden, und indem ich sie jetzt in grösserer Vollständigkeit dem Publicum vorlege, bin ich gern einem von vielen Zuhörern ausgesprochenen Wunsche nachgekommen. So wie sie vorliegen, bilden sie nur einen kurzen Auszug aus verschiedenen, an der Universität Oxford von Zeit zu Zeit gehaltenen Vorlesungen und wollen gar nicht mehr sein, als eine Einleitung zu einer Wissenschaft, die viel zu weitumfassend ist, als dass sie in so engen Schranken mit Erfolg behandelt werden könnte.

Dennoch werde ich meine Absicht für erreicht halten, wenn es mir gelingen sollte, die Aufmerksamkeit nicht bloss der Gelehrten, sondern auch der Philosophen, Geschichtsschreiber und Theologen auf eine Wissenschaft zu lenken, welche sie alle angeht und welche, obgleich sie nur von Wörtern zu handeln vorgiebt, uns lehrt, dass in den Wörtern mehr liegt, als mancher unserer Philosophen sich träumen lässt. Bacon sagt: „Die Menschen glauben, dass die Vernunft Herrin ihrer Worte ist, aber es geschieht auch, dass die Worte eine wechselseitige und zurückwirkende Kraft auf unsere Einsicht ausüben. Die Worte schiessen, wie der Bogen eines Tataren, auf den Verstand des Weisesten zurück und vermögen unser Urtheil mächtig zu verwirren und zu verkehren.*)

Oxford, 11. Juni 1861.

Max Müller.

*) Verborum præstigiæ et incantationes vim quandam intellectui faciunt et impetum suum (more Tartarorum sagittationis) retro in intellectum, unde profecta sunt, retorquent (De Augmentis scientiarum, lib. V, cap. IV.).

Vorwort des Verfassers zu der ersten Auflage der deutschen Bearbeitung.

Der Uebersetzung meiner Vorlesungen über Sprachwissenschaft aus dem Englischen in meine eigene Muttersprache habe ich nichts hinzuzufügen, als den Wunsch, dass sie in Deutschland denselben Anklang und dieselbe freundliche Beurtheilung finden mögen, welche ihnen in England zu Theil geworden. Was ich durch diese Vorlesungen beabsichtigte, habe ich in der Einleitung so ausführlich besprochen, dass es keiner weitern Erklärung hier bedarf. Es ist fast unmöglich, eine Wissenschaft, wie die hier behandelte, populär, d. h. klar und allgemein verständlich darzustellen, und wenn es mir nur gelungen ist, die Aufmerksamkeit philosophisch gebildeter Männer auf die Ergebnisse hinzulenken, welche die Sprachwissenschaft bereits geliefert hat und in noch reicherm Maasse zu liefern verspricht, so ist mein Zweck vollkommen erreicht. Die Sprachen enthalten die ältesten und wichtigsten Annalen für die Geschichte des menschlichen Geistes, und wenn es die Aufgabe der Wissenschaft der Sprache ist, diese Annalen zu entziffern, so wird es nun die Aufgabe der Wissenschaft des Geistes, mit diesen neu geöffneten Quellen die wahre Geschichte des menschlichen Denkens herzustellen. Ich berufe mich auf die Worte eines der grössten deutschen Philosophen und Sprachforscher: „Je crois véritablement que les langues sont le meilleur miroir de l'esprit humain, et qu'une analyse exacte de la signification des mots ferait mieux connaître que toute autre chose les opérations de l'entendement.“

Mein Freund, Professor C. Böttger, hat es an nichts fehlen lassen, um diese Vorlesungen auch für ein deutsches Publicum lesbar und geniessbar zu machen, und die von ihm selbst beigefügten Anmerkungen und Zusätze werden allen Lesern willkommen sein. Vielleicht wird ihr deutsches Gewand meinen Vorlesungen besser stehen als ihre englische Maske, denn obgleich englisch geschrieben, sind sie doch, wie Alles, was ich in England schreibe, deutsch gedacht. Das Schreiben in einer andern als seiner Muttersprache hat grosse Schwierigkeiten und Nachtheile, aber ich glaube, es hat einen Vortheil. Es zwingt zur Klarheit in der Auffassung und zur Einfachheit in der Darstellung,

und beim Hindurchschütteln der Gedanken durch das Sieb einer fremden Sprache fliegt viel Gedankenspreu auf und davon.

Im nächsten Frühjahr habe ich einen neuen Cursus von Vorlesungen über Sprachwissenschaft übernommen, und ich hoffe in diesem die Gesetze des Lautwechsels und des Bedeutungswechsels mehr im Einzelnen darzustellen.

Oxford, den 20. November 1862.

Max Müller.

Vorwort zur deutschen Uebersetzung.

Max Müller's Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache haben in den fünf Jahren, seit welchen sie dem gebildeten Publicum vorliegen, ohne Zweifel viel dazu beigetragen, das Interesse für Sprachstudien in ihrer neuern Form und Richtung — selbst bei der ältern Schule der deutschen Philologen — zu erwecken und zu fördern. Die Spuren dieses Interesses sind in der ganzen gebildeten Welt leicht aufzufinden. In England wurde dem berühmten Herausgeber und Erklärer sanskritischer Texte um so wärmere Anerkennung und Bewunderung zu Theil, als man vielleicht nicht erwartet hatte, dass ein so tief gelehrter Universitätsprofessor zugleich so wahrhaft populär und anziehend schreiben könne. Diese Anerkennung des englischen Publicums ist eine stetig fortdauernde; sie zeigt sich äusserlich auch darin, dass gegenwärtig bereits die fünfte Auflage des Originals erscheint, welche der Verfasser wieder ebenso sorgfältig, wie alle frühern, revidirt und an vielen Stellen erweitert und verbessert hat. Auch in Amerika sind mehrere Ausgaben des Originals erschienen. In Frankreich wurden die Lectures bereits 1862 von der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres durch Ertheilung des Prix Volney ausgezeichnet. Sie wurden auch in den französischen literarischen Blättern häufig und mit tief eindringender Kritik besprochen, z. B. von M. Barthélemy Saint-Hilaire in drei Artikeln des Journal des savants, von M. F. Baudry in der Revue archéologique. 1864 erschien eine sehr sorgfältige französische Uebersetzung von M. Georges Harris, Professeur au lycée im-

périal d'Orleans und M. Georges Perrot, Ancien membre de l'école d'Athènes, professeur au lycée impérial Louis-le-Grand, welche bei ihrer Arbeit von M. Emile Egger und M. Michel Bréal unterstützt wurden. Aus den Anmerkungen dieser französischen Gelehrten ist Einiges in diese deutsche Bearbeitung aufgenommen worden. Auch eine italienische Uebersetzung soll erschienen sein, ich habe sie aber bis jetzt noch nicht erhalten.

In Deutschland hat Max Müller's Werk ebenfalls die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. „Jenseits des Rheines," sagen die französischen Uebersetzer in ihrem Avant-propos, „sind ja die Philologen von Profession vielleicht zahlreicher als bei uns die Dilettanten und Wissbegierigen, welche befähigt sind, sich in einer Mussestunde einmal ein philologisches Werk anzusehen." In dem Geburtslande des Verfassers hat sich denn auch das Interesse, welches die Vorlesungen erweckten, in zahlreichen Kritiken, zum Theil auch im eifrigsten Widerspruch und leidenschaftlicher Polemik kund gegeben. Eben weil aber dieses Interesse für Max Müller's sprachwissenschaftliche Studien jetzt ohne Zweifel erweckt ist, habe ich es für meine Pflicht gehalten, in dieser zweiten deutschen Ausgabe der Vorlesungen mich weit strenger dem Original anzuschliessen, als in der ersten, wo ich hier und da den Versuch machte, solche Stellen, welche mir vorzugsweise auf ein englisches Publicum berechnet schienen, für das deutsche Publicum umzuarbeiten. Alles, was von mir zugesetzt ist, steht ebenso wie in der ersten Ausgabe zwischen * *. In der Textübersetzung sind solche Zusätze selten, dagegen häufiger in den Anmerkungen. Ich habe mich ferner bemüht, das Register möglichst zu vervollständigen.

Schliesslich muss ich noch ein Wort über die „Nachträge" zufügen. Ich sage im Vorworte zur deutschen Ausgabe der zweiten Serie der M. Müller'schen Vorlesungen, dass diese zweite Auflage der ersten Serie auf Grund der bald erscheinenden fünften englischen Auflage vorbereitet werde. Ich schrieb dies im December 1865, weil mir mein hochgeehrter Freund damals mitgetheilt hatte, dass dieselbe bald erscheinen werde. Mittlerweile forderte mich mein Verleger auf, die neue Auflage, da die erste vergriffen sei, schleunigst vorzubereiten. Ich bat darauf in einem längern Briefe den Verfasser um nähere Aus-

kunft über den Termin, bis zu welchem die fünfte Auflage erscheinen werde, da ich, wenn derselbe etwa noch etwas fern liegen sollte, um der Aufforderung meines Verlegers zu genügen, nach der *vierten* Auflage des Originals revidiren und umarbeiten würde. Dieser Brief ist, wie sich später ergab, verloren gegangen. So ist es denn gekommen, dass die vorliegende zweite Auflage nach der *vierten* Originalausgabe übersetzt ist. Vor Beendigung des Druckes hat mich aber Professor Max Müller durch gütige Mittheilung der Aushängebogen in den Stand gesetzt, wenigstens bis zu S. ~~160~~ des Originals die Abänderungen und Erweiterungen seiner fünften Ausgabe zu vergleichen und in den Nachträgen am Ende meiner Ausgabe zusammenzustellen. 288

Dessau, den 24. August 1866.

Carl Böttger.

Inhalt.

Seite

Erste Vorlesung.

Die Sprachwissenschaft gehört zu den physischen Wissenschaften 1

Zweite Vorlesung.

Das Wachsthum der Sprache in seinem Gegensatze zur Geschichte der Sprache 27

Dritte Vorlesung.

Die empirische Stufe 73

Vierte Vorlesung.

Die classificirende Stufe 98

Fünfte Vorlesung.

Die genealogische Classification der Sprachen 140

Sechste Vorlesung.

Die vergleichende Grammatik 182

Siebente Vorlesung.

Die wesentlichen Bestandtheile der Sprache 213

Achte Vorlesung.

Morphologische Classification der Sprachen 235

Neunte Vorlesung.

Die theoretische Stufe und der Ursprung der Sprache 298

Anmerkungen 347

Anhang 397

Register 401

Nachträge 423

Erste Vorlesung.

Die Sprachwissenschaft gehört zu den Naturwissenschaften.

Als ich vor einiger Zeit aufgefordert wurde, einen Cursus von Vorlesungen über vergleichende Philologie in diesem Institute [1]) zu halten, erklärte ich mich sofort dazu bereit. Ich hatte lange genug in England gelebt, um zu wissen, dass die aus meiner unvollkommenen Kenntniss der Sprache erwachsenden eigenthümlichen Schwierigkeiten durch die Nachsicht meiner englischen Zuhörer hinlänglich aufgewogen werden würden, und setzte auf meinen Gegenstand ein so unbedingtes Vertrauen, dass ich ihn nicht einmal durch eine weniger geschickte und theilweise vielleicht ungenügende Darstellung zu gefährden glaubte. Ich hegte vielmehr die Ueberzeugung, dass die Untersuchungen über die Geschichte der Sprachen und über die Natur der menschlichen Sprache überhaupt, welche in Deutschland, England und Frankreich während der letzten 50 Jahre angestellt worden sind, eine lebhaftere Theilnahme des gesammten gebildeten Publikums verdienten, als ihnen bisher zu Theil geworden ist, und die Entdeckungen in diesen neu eröffneten Fundgruben wissenschaftlicher Forschung schienen mir nach meinem Urtheil an Neuheit und Wichtigkeit den glänzendsten Entdeckungen der Neuzeit nicht nachzustehen.

Erst als ich meine Vorlesungen zu schreiben anfing, wurde ich die Schwierigkeiten der Aufgabe gewahr, die ich

mir gestellt. Das Gebiet der Sprachwissenschaft hat eine so gewaltige Ausdehnung, dass man in neun Vorlesungen unmöglich mehr, als einen sehr allgemein gehaltenen Ueberblick über dasselbe geben kann; da aber bei dieser Wissenschaft ein ganz besonderer Reiz in jenen ins Einzelne gehenden Analysen liegt, durch die jede Sprache, jede Mundart, jedes Wort, jede grammatische Form fast mikroskopisch untersucht wird, so fühlte ich wohl, dass es fast unmöglich war, meinem Gegenstand volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen und zugleich die Leistungen der Begründer und Pfleger der Sprachwissenschaft in das gehörige Licht zu stellen. Eine andere Schwierigkeit liegt in der Trockenheit mancher Streitfragen, welche ich werde zu erörtern haben. Declinationen und Conjugationen lassen sich nicht amüsant darstellen, und ich stehe in dieser Beziehung gegen Vorleser entschieden im Nachtheil, welche ihre Vorträge durch vorgelegte Zeichnungen oder angestellte Experimente beleben können. Wenn ich trotz aller dieser Bedenken und Schwierigkeiten heute diesen Cursus von Vorlesungen über blosse Wörter, über Nomina, Verba und Partikeln zuversichtlich eröffne, wenn ich es wage, meine Worte an eine Versammlung zu richten, welche an diesem Orte den wunderbaren Erzählungen der Physiker, Chemiker und Geologen zu lauschen pflegt und die neuesten Resultate der inductiven Wissenschaften durch beredte Darstellung, mit allen Reizen der dichterischen Einbildungskraft bekleidet, vor sich entfaltet zu sehen gewohnt ist, so geschieht dies nur darum, weil ich, wenn ich auch Misstrauen hege gegen meine eigene Kraft und Befähigung, meinem Gegenstande selbst nicht misstrauen kann. Das Studium der Wörter kann wohl dem Schulknaben lästig sein, wie das Steinklopfen dem Chausseearbeiter; aber dem Kennerblick des Geologen sind dieselben Steine, welche jener gedankenlos hinschleudert, höchst interessant; er sieht viel Wunderbares an der Chaussee herumliegen und liest Chroniken in jedem Graben. Auch die Sprache hat ihre eigenthümlichen Wunder, die sie dem prüfenden Blick des beharrlichen Forschers entschleiert. Chroniken liegen unter ihrer Oberfläche,

ganze Geschichten in jedem Worte verborgen. Die Sprache ist ein geheiligter Boden genannt worden, weil sie der Niederschlag ist des Gedankens. Wir können noch nicht sagen, was die Sprache ist. Sie kann ein Naturprodukt, ein Werk menschlicher Kunst, eine Gabe Gottes sein. Aber wohin wir sie auch stellen mögen, sie scheint in ihrer Sphäre unübertroffen, mit Nichts auch nur vergleichbar, dazustehen. Ist sie ein Erzeugniss der Natur, so ist sie deren höchstes, vollkommenstes Produkt, das diese für den Menschen allein aufsparte; ist sie ein Werk der Menschenkunst, so könnte sie den menschlichen Künstler mit dem göttlichen Schöpfer fast auf gleiche Stufe zu stellen scheinen; ist sie eine Gabe Gottes, so ist sie Gottes grösste Gabe; denn durch sie sprach Gott zum Menschen, durch sie spricht der Mensch mit Gott, in seiner Verehrung, in seinem Gebete und in seinen Betrachtungen.

Obgleich der vor uns liegende Weg lang und mühselig ist, sein Ziel ist lockend und anziehend, und ich kann, wie ich hoffe, versprechen, dass die Aussicht, welche sich unseren Blicken von der Höhe der Wissenschaft eröffnet, den unverdrossenen Wanderer für alle Mühen des Emporklimmens reichlich belohnen und seinem Führer dafür, dass er vielleicht zu viel gewagt, Verzeihung auswirken wird.

Die Wissenschaft der Sprache gehört der Neuzeit an. Wir können ihren Stammbaum kaum über den Anfang unseres Jahrhunderts hinaus verfolgen und sie wird auch heute mit den älteren Zweigen der Gelehrsamkeit noch nicht auf gleichen Fuss gestellt. Selbst ihr Name steht noch nicht fest und die verschiedenen Benennungen, die ihr in Deutschland, England und Frankreich gegeben wurden, sind so unbestimmt und wechselnd, dass sie im grossen Publikum in Bezug auf das eigentliche Objekt dieser neuen Wissenschaft die wirrsten Ideen hervorgerufen haben. Man hört von ihr sprechen als „vergleichender Sprachforschung und Philologie, wissenschaftlicher Etymologie, Phonologie, Glossologie, *Glottik*“ u. s. w. In Frankreich hat sie den passenden, aber etwas barbarischen Namen „Linguistik“ erhalten. Wenn unsere Wissenschaft

durchaus einen griechischen Namen erhalten soll, so möchten wir denselben entweder von Mythos, Wort, oder von Logos, Rede, herleiten. Aber der Name „Mythologie“ ist bereits in anderer Bedeutung allgemein gebräuchlich und „Logologie“ klingt für classisch gebildete Ohren unerträglich. Wir wollen überhaupt mit der Kritik dieser Benennungen unsere Zeit nicht verschwenden, da bis jetzt noch keine so allgemeine Aufnahme gefunden hat, wie die Namen anderer modernen Wissenschaften, z. B. der Geologie oder vergleichenden Anatomie; auch wird es ja nicht allzu schwer halten, für die junge Wissenschaft einen Namen zu finden, wenn wir erst über ihre Geburt, Verwandtschaft und ihren Charakter eine bestimmte Ansicht gewonnen haben werden. Ich selbst gebe der einfachen Bezeichnung „Wissenschaft der Sprache“ den Vorzug, obgleich in unserer volltönende Titel liebenden Zeit dieser schlichte Name kaum allgemeine Aufnahme finden dürfte.

Vom Namen gehen wir nun zu der Bedeutung unserer Wissenschaft über. Ehe wir aber auf eine genauere Definition ihres eigentlichen Gegenstandes eingehen und zugleich die Methode bestimmen, welche bei unsern Forschungen befolgt werden muss, wird es vortheilhaft sein, einen Blick auf die Geschichte der andern Wissenschaften zu werfen, in deren Reihe die Sprachwissenschaft jetzt znm ersten Male eingefügt zu werden beansprucht, und danach ihren Ursprung, ihren stufenweisen Fortschritt und ihre schliessliche Feststellung zu untersuchen. Die Geschichte einer Wissenschaft ist, so zu sagen, ihre Biographie, und so wie wir Lebenserfahrungen dadurch auf dem einfachsten und billigsten Wege sammeln, dass wir Biographien studiren, können wir vielleicht unsere junge Wissenschaft dadurch, dass wir die Fehlgriffe und Abirrungen, welche andere Zweige des menschlichen Wissens theuer bezahlen mussten, im Voraus klar erkennen, vor einigen dem jugendlichen Alter anhaftenden Thorheiten und Ausschweifungen bewahren.

Es liegt eine gewisse Gleichförmigkeit in der Geschichte der meisten Wissenschaften. Wenn wir Werke, wie Humboldt's Kosmos oder Whewell's Geschichte der inductiven

Wissenschaften lesen, so finden wir, dass der Ursprung, Fortschritt, die Ursachen des Misslingens oder Erfolges fast für jeden Zweig der menschlichen Erkenntniss dieselben gewesen sind. In der Geschichte jeder derselben treten drei Perioden hervor, welche wir die empirische, die classificirende und die theoretische nennen können. So demüthigend es auch scheinen mag, die Spur jeder unserer Wissenschaften, selbst der erhabensten mit ihren stolzklingenden Namen, kann bis zu den bescheidensten, alltäglichen Geschäften halbwilder Volksstämme zurückverfolgt werden. Nicht das Wahre, Gute und Schöne spornte die ältesten Philosophen an zu tiefen Untersuchungen und kühnen Entdeckungen. Der Grundstein zu den glorreichsten Bauten, die der menschliche Erfindungsgeist in ferner Zukunft aufthürmte, wurde von den drängenden Bedürfnissen einer patriarchalischen und halbbarbarischen Gesellschaft dargereicht. Die Namen einiger der ältesten Fächer menschlichen Wissens erzählen von ihrer eigenthümlichen Entwickelung. Die Geometrie, welche sich jetzt für frei erklärt von jedem sinnlichen Eindruck und von ihren Punkten, Linien, Flächen und Körpern wie von rein idealen Gebilden im leeren Raume handelt, die nicht zu verwechseln sind mit jenen groben und unvollkommenen Figuren, die auf dem Papiere dem menschlichen Auge sichtbar werden, — die Geometrie begann, wie ihr Name bezeugt, mit der Ausmessung der Aecker oder Gärten.[2]) Die Botanik, die Wissenschaft der Pflanzen, bezog sich ursprünglich auf blosse Futterkräuter;[3]) als Wissenschaft der Pflanzen müsste sie eigentlich Phytologie heissen. Die Begründer der Astronomie waren nicht der Dichter oder Philosoph, sondern der See- und Landmann. Der alte Dichter mag immerhin die labyrinthischen Bahnen der Planeten bewundert und der Philosoph über die Harmonie der Sphären Betrachtungen angestellt haben; aber erst dem Seemann wurde die Bekanntschaft mit seinen glänzenden Himmelsweisern zur Lebensfrage. Er berechnete ihren Auf- und Untergang mit der pünktlichen Genauigkeit eines Kaufmanns und der scharfsinnigen Schlauheit eines Abenteurers, und die Namen, welche ein-

zelnen Sternen oder Sternbildern gegeben wurden, legen es offen dar, dass sie von See- oder Landleuten erfunden wurden. Der Mond z. B., dieser goldene Weiser auf dem dunkeln Zifferblatte des Himmels, wurde von den Urvätern der arischen Völker der Messer, der Zeitmesser genannt; denn die Zeit wurde schon lange nach Nächten und Monden und Wintern gemessen, ehe man sie nach Tagen und Sonnen nnd Jahren berechnete. „Mond", engl. moon,[4]) ist ein sehr altes Wort. Es lautete im Angelsächsischen môna und wurde hier nicht als Femininum, sondern als Masculinum gebraucht; denn der Mond war in allen germanischen Sprachen ein Masculinum und nur der Einfluss classischer Vorbilder scheint das englische moon zu einem Femininum und sun zu einem Masculinum gemacht zu haben. Sehr verfehlt ist daher jene Behauptung, welche Harris in seinem Hermes aufstellte, dass alle Nationen der Sonne das männliche, dem Monde das weibliche Geschlecht beilegten.[5]) Im Gothischen heisst der Mond mena, was ein Masculinum ist. Den Monat nannten die Angelsachsen mônâdh, die Gothen menoth, beides Masculina. Im Griechischen finden wir mēn (Dor. man), ein Masculinum, für Monat, und mēnē, ein Femininum für Mond. Im Lateinischen haben wir die abgeleitete Form mēnsis und im Sanskrit findet sich mâs für Mond und mâsa für Monat, beides Masculina.[6]) Dieses mâs im Sanskrit ist aber offenbar von der Wurzel mâ, messen, herzuleiten. Im Sanskrit heisst mâ-mi ich messe, mâ-si du missest, mâ-ti (oder mimî-te) er misst. Ein Mess-Instrument heisst mâ-tram, griechisch metron, Meter. Wenn nun der Mond von dem Landbauer ursprünglich der Messer, der Ordner der Tage, Wochen und Jahreszeiten, der Regler der Ebbe und Fluth, der Herr ihrer Feste und Herold ihrer Volksversammlungen genannt wurde, so folgt ganz natürlich, dass sie sich ihn als Mann dachten und nicht als eine liebeskranke Mondgöttin, welche unsere modern sentimentale Poësie an seine Stelle gesetzt hat.

Der Seefahrer wartete, ehe er sein Leben und seine Waaren den Winden und Wogen des Meeres anvertrauete, auf

den Aufgang derjenigen Sterne, welche er Schifffahrtsterne, Pleiádes (von pleîn, zu Schiffe fahren) nannte. Die Schifffahrt wurde in den griechischen Meeren nach der Rückkehr der Pleïaden für sicher gehalten und sie schloss ab mit ihrem Verschwinden. Der lateinische Name für Pleïaden, Vergiliæ, weist auf virga, eine Ruthe, ein Zweig. Dieser Name wurde ihnen von dem italischen Landwirth gegeben, weil sie in Italien, wo sie ungefähr im Monat Mai sichtbar werden, die Rückkehr des Sommers bezeichneten.[7]) Eine andere Sterngruppe, das Siebengestirn im Kopfe des Stiers, empfing den griechischen Namen Hyades, im Lat. Pluviæ, weil man annahm, dass sie zu der Zeit, wo sie zugleich mit der Sonne aufgingen, Regen verkündeten. Der Astronom behielt diese und viele andere Namen bei; er spricht noch immer vom Himmelspol, von Wander- und Fixsternen,[8]) aber er vergisst nur allzuleicht, dass diese Bezeichnungen nicht das Resultat wissenschaftlicher Beobachtung und Classification sind, sondern der Sprache Derer entlehnt wurden, welche selbst Wanderer waren auf der Meereswüste oder in dem Wüstenmeere und denen die Fixsterne in vollem Ernst, wie ihr Name sagt, am Himmelsgewölbe festgeheftet erschienen, als Sterne, durch deren Hülfe sie auch in den Tiefen des Meeres gleichsam mit himmlischen Ankern Grund finden könnten.

Aber obgleich vom historischen Standpunkte aus die Behauptung gerechtfertigt ist, dass der erste Geometer ein Ackerbauer, der erste Botaniker ein Gärtner, der erste Mineralog ein Bergmann war, so kann doch vernünftigerweise der Einwand erhoben werden, dass die Wissenschaft auf einer so tiefen Entwickelungsstufe kaum Wissenschaft genannt werden kann, dass Feldmessen keine Geometrie, Gemüsebau keine Botanik ist und das ein Fleischer keinen Anspruch auf den Titel eines vergleichenden Anatomen hat. Dies ist vollkommen wahr, aber es ist dennoch nicht zu verwerfen, dass jede Wissenschaft an diese ihre bescheidenen Anfänge und an die praktischen Anforderungen erinnert werde, denen sie in ihrer Kindheit entsprechen musste. Die Wissenschaft sollte, wie

Bacon sagt, ein reiches Vorrathshaus für den Ruhm Gottes sein, sie sollte hülfreich mitwirken bei der Veredelung des Menschenlebens. Obgleich es nun in der gegenwärtigen hohen Ausbildung der Gesellschaft scheinen könnte, als ob die Jünger der Wissenschaft ohne Seitenblick auf die praktischen Resultate ihrer Bemühungen ihre Zeit ganz allein der Erforschung der Erscheinungen und Gesetze der Natur oder der Betrachtung der Geheimnisse der Gedankenwelt widmen könnten, so hat doch keine Wissenschaft, namentlich in England, längere Zeit geblüht, wenn sie nicht irgendwie zugleich den praktischen Interessen der Gesellschaft diente. Mag ein Lyell sammeln und ordnen, ein Faraday abwägen und analysiren, ein Herschel beobachten und berechnen, ohne dass sie dabei irgendwie an die unmittelbar zu verwerthenden Resultate ihrer Arbeiten denken, es existirt dennoch ein gewisses allgemeines Interesse, welches ihre Untersuchungen stützt und belebt, und dieses Interesse hängt wieder von den praktischen Vortheilen ab, welche die Gesellschaft mittelbar aus ihren wissenschaftlichen Studien zieht. Man sollte nur zu der Ueberzeugung kommen, dass die aufeinander folgenden Ablagerungen des Geologen den Bergmann täuschten, dass die astronomischen Tafeln dem Seefahrer unnütz wären, dass die Chemie als ein leerer, kostspieliger Zeitvertreib sich für Fabriken und Landbau nutzlos erwiese — und die Geologie, Astronomie und Chemie würden bald dem Schicksal der Alchymie und Astrologie verfallen. So lange als die ägyptische Wissenschaft noch die Hoffnung des Patienten durch mysteriöse Recepte[9]) erweckte und so lange sie die Habsucht ihrer Beschützer durch die Aussicht auf Goldmacherei anstachelte, hatte sie sich auch an den Fürstenhöfen und in den Klosterzellen freigebiger Unterstützung zu erfreuen. Wenn nun auch die Alchymie nicht zum Goldmachen führte, so bahnte sie doch den Weg zu noch werthvolleren Entdeckungen. Ebenso verhält es sich mit der Astrologie. Die Sterndeuterei läuft nicht so vollständig auf Betrug hinaus, wie man sehr allgemein angenommen hat. Sie wird von einem so verständigen und nüchternen

Gelehrten wie Melanchthon zu den Wissenschaften gerechnet und selbst ein Bacon räumt ihr eine Stelle unter den Wissenschaften ein, obgleich er zugiebt, dass sie mit der Einbildungskraft des Menschen in besserem Vernehmen und engerem Bündniss steht, als mit seiner Vernunft. Ungeachtet des strengen Verdammungsurtheils, das Luther über die Astrologie verhängte, herrschte sie doch noch unausgesetzt über die Geschicke Europa's, und hundert Jahre nach Luther war der Astrolog noch der Rathgeber der Fürsten und Feldherren, während der Begründer der neuern Astronomie in Armuth und Verzweiflung hinstarb. Gegenwärtig sind sogar die Elemente der Astrologie verloren gegangen oder doch vergessen. [10]) Selbst reelle und nützliche Künste siechen, sobald ihr Nutzen schwindet, dahin und ihre Geheimnisse gehen bisweilen unwiederbringlich verloren. Als nach der Reformation so manche Kirche und Kapelle ihres künstlerischen Schmuckes beraubt wurde, damit die christliche Kirche auch ihrer äussern Erscheinung nach in ihrer Reinheit und Einfachheit wieder hergestellt werde, da verblichen auch die Farben der gemalten Fenster und sie haben nie ihre frühere Gluth und Harmonie wiedergewonnen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst versetzte der Kunst des schmuckvollen, zierlichen Schreibens und des zu der Ausschmückung der Handschriften benutzten Miniaturmalens den Todesstoss und die besten Künstler der Gegenwart verzweifeln daran, mit jener Zierlichkeit, Zartheit und Farbengluth zu wetteifern, die der bescheidene Verfertiger des mittelalterlichen Messbuches in schönem Verein zu entfalten wusste.

Ich spreche nicht ohne besondere Absicht von der Nothwendigkeit, dass jede Wissenschaft irgend einem praktischen Zwecke entsprechen sollte, weil ich wohl weiss, dass die Sprachwissenschaft jenem Nützlichkeitsprincip unserer Zeit nicht viel zu bieten vermag. Sie kann sich nicht anheischig machen, uns bei der Erlernung fremder Sprachen erheblich zu helfen, sie erregt auch keine Hoffnung, dass je der Traum einer Universalsprache in Erfüllung gehen könnte. Sie erklärt nur ganz einfach, lehren zu wollen, was das Wesen

der Sprache ist, und dies erscheint kaum hinreichend, um einer neuen Wissenschaft die Theilnahme und Unterstützung des Publikums zu sichern. Dennoch giebt es gewisse Probleme, welche, obgleich scheinbar von dunkelem und rein speculativem Charakter, dennoch einen mächtigen Einfluss im Guten und Bösen in der Geschichte der Menschheit auszuüben vermochten. Die Menschen haben vorzeiten für eine Idee gestritten und für ein Wort ihr Leben gelassen, und manche der Probleme, welche die Welt von den ältesten Zeiten bis jetzt erschüttert haben, gehören ganz eigentlich der Wissenschaft der Sprache an.

Die Mythologie, welche das Gift der antiken Welt war, kann in der That als eine Krankheit der Sprache aufgefasst werden. Mythos bedeutet eigentlich ein Wort, aber ein Wort, das als Name oder Attribut eine substantiellere Existenz annehmen durfte. Die meisten der griechischen, römischen, indischen und anderen heidnischen Götter sind nichts als poëtische Namen, die nach und nach eine von ihren ersten Erfindern gar nicht in Betracht gezogene göttliche Persönlichkeit annehmen durften. Eos war der Name der Dämmerung, bevor sie später zur Göttin, zur Gattin des Tithonos oder des sterbenden Tages wurde. Fatum bezeichnete ursprünglich etwas Gesagtes, einen Ausspruch und ehe das Fatum zu einer Macht wurde, vor dem sich selbst ein Jupiter beugte, bedeutete es das, was einmal vom Jupiter ausgesprochen war und nicht mehr geändert werden konnte — selbst nicht vom Götterkönig selbst. Zeus bezeichnete ursprünglich den hellglänzenden Himmel, im Sanskrit Dyaus, und viele der von ihm als dem obersten Gott erzählten Sagen hatten nur ihre Bedeutung insofern, als sie ursprünglich auf den hellen Himmel bezogen werden, dessen Strahlen wie ein goldener Regen auf den Schooss der Erde, der Danae fallen, die ihr Vater in dem dunkeln Kerker des Winters gefangen hält. Niemand zweifelt daran, dass Luna einfach ein Name des Mondes war, aber ein solcher Name war auch Lucina und beide sind von lucere, leuchten, herzuleiten. Auch Hekate wurde der Mond genannt;

dieser alte Name ist aber das Femininum zu Hekatos und Hekatebolos, der weitschiessenden, weithin werfenden Sonne; Pyrrha, die Eva der Griechen, war nichts als ein Name der rothen Erde und im Besondern Thessaliens. Wenn nun auch diese mythologische Krankheit in den modernen Sprachen nicht mehr so bösartig auftritt, so ist sie doch noch keineswegs erloschen.

Während des Mittelalters war der Streit zwischen Nominalismus und Realismus, der die Kirche Jahrhunderte lang aufregte und schliesslich der Reformation den Weg bahnte, wiederum, wie schon der Name anzeigt, nur eine Controverse über Namen, über die Natur der Sprache und über die Beziehung der Wörter zu unseren Begriffen einerseits und andererseits zu den wirklichen Dingen der Aussenwelt. Man nannte Diejenigen Ketzer, welche glaubten, dass Worte wie Gerechtigkeit oder Wahrheit nur Begriffe unseres Geistes, nicht reale, im hellen Tageslicht herumwandelnde Dinge bezeichneten.

In der Neuzeit ist die Sprachwissenschaft herbeigezogen worden, um einige der verwickeltsten politischen und socialen Fragen zu lösen. „Nationalitäten und Sprachen im Gegensatz zu Dynastien und Verträgen", dieser Conflict hat schon die Karte Europa's umgestaltet und dürfte sie noch mehr umgestalten; in Amerika wurden vergleichende Philologen aufgemuntert, die Unmöglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs der Sprachen und Menschenracen zu beweisen, um durch wissenschaftliche Argumente die unselige Theorie der Sclaverei zu begründen. Ich kann mich nicht erinnern, dass irgendwo die Wissenschaft tiefer herabgewürdigt worden wäre, als auf dem Titelblatte jenes Erzeugnisses der amerikanischen Literatur, wo unter den Profilen der verschiedenen Menschenracen dem Affenprofil absichtlich ein menschlicheres Aussehen gegeben ist, als dem des Negers.

In der letzten Zeit hat das Problem der Stellung des Menschen auf der Grenzlinie zwischen der materiellen und geistigen Welt einen sehr hervorragenden Platz zwischen den

Problemen der physischen und psychologischen Wissenschaften eingenommen. Es hat die ganze Geisteskraft von Gelehrten in Anspruch genommen, welche nach einem langen, dem Sammeln, Beobachten und Analysiren gewidmeten Leben zu seiner Lösung sich in solcher Weise und Ausdehnung befähigten, wie sie in früheren Jahrhunderten nirgends erreicht wurde, und wenn wir Schlüsse ziehen dürfen aus der grössern Begeisterung, die sich in gewöhnlich mit der gelassenen Ruhe eines Gerichtshofes und nicht mit der Leidenschaftlichkeit eines öffentlichen Gerichtsverfahrens durchgeführten Discussionen entfaltet, so dürfte es nach alledem scheinen, als ob die erhabenen Probleme unseres Daseins, des wahren Adels unseres Blutes, unserer himmlischen Abstammung, obgleich ohne irgend eine Beziehung zu dem, was man gemeinhin praktisch nennt, doch noch ihren eigenen Reiz bewahrt hätten — einen Zauber, der über des Menschen Geist und Herz auf ewig seine Macht bewahren wird. So weit nun auch die Grenzen des Thierreichs ausgedehnt worden sind, so dass zu Zeiten die Demarkationslinie zwischen Thier und Mensch nur von einer Falte im Gehirn abzuhängen schien, eine Schranke ist doch stehen geblieben, an der bisher noch Niemand zu rütteln gewagt hat — die Schranke der Sprache. Selbst jene Philosophen, die da sagen: penser c'est sentir,[11]) die alles Denken auf die Empfindung zurückführen und behaupten, dass wir jene Fähigkeiten, welche den Gedanken hervorzubringen vermögen, mit den Thieren gemeinsam besitzen, sehen sich doch gezwungen, einzugestehen, das bis jetzt noch keine Thierrace irgend eine Sprache hervorzubringen vermocht hat. Der Lord Monboddo z. B. giebt zu, dass man noch kein Thier entdeckt hat, welches eine Sprache besässe, „selbst der Biber nicht, der von allen bekannten Thieren, die nicht wie der Orang-Utang unserer Species angehören, uns im Scharfsinn am nächsten kommt.“

Locke, der im Allgemeinen diesen materialistischen Philosophen beigesellt wird, und der gewiss einen grossen Theil unseres intellectuellen Vermögens als ein Eigenthum unserer

Sinne in Anspruch nahm, hat dennoch die Schranke vollkommen anerkannt, welche die Sprache als solche zwischen Mensch und Thier aufbaut. „Das darf ich wohl bestimmt behaupten,“ schreibt er, „dass das Vermögen der Abstraction sich durchaus nicht in den Thieren vorfindet und dass die Bildung allgemeiner Ideen einen vollkommenen Unterschied zwischen Mensch und Thier begründet. Denn offenbar entdecken wir in den Thieren keine Spur davon, dass sie sich allgemeiner Zeichen für universelle Ideen bedienen, und wir haben desshalb Grund, anzunehmen, dass sie keine Fähigkeit des Abstrahirens oder Bildens allgemeiner Ideen besitzen, da sie auch keine Worte oder irgend andere allgemeine Zeichen zu gebrauchen verstehen.“

Wenn uns demnach die Wissenschaft der Sprache einen tiefen Blick in das Wesen des Unterschiedes gestattet, der nach dem Urtheil Aller zwischen dem Menschen und anderen belebten Geschöpfen besteht, wenn sie eine nie zu beseitigende Schranke aufrichtet zwischen Mensch und Thier, so dürfte sie auch im gegenwärtigen Augenblick ganz besondere Ansprüche auf die Aufmerksamkeit aller derer zu haben scheinen, welche, indem sie mit aufrichtiger Bewunderung die Fortschritte der vergleichenden Physiologie verfolgen, sich doch für verpflichtet halten, gegen das Wiederaufleben der seichten Theorien eines Lord Monboddo energisch zu protestiren.

Doch wir kehren zu unserem Ueberblick über die Geschichte der physischen Wissenschaften zurück. Wir haben die empirische Periode, welche jede Wissenschaft einmal durchmachen muss, näher betrachtet. Wir haben gesehen, dass z. B. in der Botanik ein Forscher, der fremde Länder durchreist, der grosse Massen von Pflanzen gesammelt hat, der ihre Namen, ihre Eigenthümlichkeit, ihre medicinischen Eigenschaften kennt, noch nicht ein Botaniker, sondern nur ein Pflanzenkenner, ein Sammler, ein „dilettante“ ist, wie die Italiener sagen (von dilettare, sich vergnügen). Die wirkliche Wissenschaft der Pflanzen beginnt, wie jede andere, mit dem Werk der Classification. Die empirische Bekanntschaft mit Thatsachen

erhebt sich zur wissenschaftlichen Kenntniss derselben, sobald der Geist in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Produkte die Einheit eines organischen Systems entdeckt. Diese Entdeckung wird durch Vergleichung und Classification ermöglicht. Wir hören auf, jede Blume um ihrer selbst willen zu studiren und dadurch, dass wir die Sphäre unserer Beobachtungen fortwährend erweitern, suchen wir zu entdecken, was vielen gemein ist und jene wesentlichen Punkte darbietet, auf welche sich Gruppen oder natürliche Classen begründen lassen. Diese Classen werden wieder in ihren allgemeineren Grundzügen unter einander verglichen; neue Elemente der Verschiedenheit oder Aehnlichkeit von einem allgemeinern und höhern Charakter treten hervor und befähigen uns, weiter vorschreitend Classen der Classen oder Familien zu entdecken. Wenn dann das ganze Reich der Pflanzen so überblickt und ein einfaches Gewebe von Namen über den weiten Garten der Natur ausgebreitet ist, wenn wir es gleichsam aufheben und in unserem Geiste als ein Ganzes, als ein wohl definirtes, vollständiges System betrachten können, dann sprechen wir von der Wissenschaft der Pflanzen, von der Botanik. Wir sind in eine ganz neue Sphäre der Erkenntniss eingetreten, in welcher das Einzelwesen dem Allgemeinen, jede Erscheinung einem Gesetz unterworfen ist; wir entdecken Gedanken, Ordnung, Zweckmässigkeit in dem ganzen Reiche der Natur, wir bemerken, wie in das düstere Chaos der Materie der Reflex eines göttlichen Geistes immer heller hineinleuchtet. Solche Einblicke können richtig oder falsch sein. Zu hastige Vergleichungen oder allzuscharfe Unterscheidungen können den Blick des Beobachters getrübt haben, so dass er die weiten Umrisse oder die feinen Linien des Planes der Natur nicht wahrnimmt. Dennoch wird mit jedem System, wie unzulänglich es sich auch später erweisen mag, ein Schritt vorwärts gethan. Wenn der Menschengeist einmal die Ueberzeugung gewonnen hat, dass Ordnung und Gesetz überall herrschen muss, so ruht er nicht wieder, bis alles scheinbar Unregelmässige entfernt, bis die Natur in ihrer vollen Schönheit und Harmonie erfasst ist,

bis das Menschenauge das Auge Gottes erkannt hat, das aus allen seinen Werken strahlend herausblickt. Die fehlgeschlagenen Versuche der Vergangenheit bereiten die Triumphe der Zukunft vor.

So gelang es, um zu unserem frühern Beispiele noch einmal zurückzukehren, der systematischen Anordnung der Pflanzen, welche Linné's Namen trägt und auf die Zahl und den Charakter der Fortpflanzungsorgane begründet ist, noch nicht, die natürliche Ordnung, welche die ganze Pflanzenwelt durchdringt, vollständig herzustellen. Breite Unterscheidungslinien, welche grosse Pflanzensippen und Familien verbinden oder trennen, blieben von diesem Standpunkt aus unsichtbar. Aber trotzdem war sein Werk wahrlich nicht fruchtlos. Die Thatsache, dass die Pflanzen in jedem Theile der Welt einem grossen Systeme angehörten, war ein für alle Mal festgestellt und selbst in späteren Systemen sind die meisten seiner Classen und Abtheilungen beibehalten worden, weil der Bau der Fortpflanzungsorgane der Pflanzen zufällig mit anderen noch charakteristischern Merkmalen der wirklichen Verwandtschaft parallel lief.[12]) Ebenso verhält es sich in der Geschichte der Astronomie. Obgleich das Ptolemäische System falsch war, so wurden doch von seinem irrigen Standpunkte aus Gesetze entdeckt, welche die wahren Bewegungen der Himmelskörper zu bestimmen vermochten. Die Ueberzeugung, das noch etwas unerklärt bleibt, führt sicher zur Entdeckung unseres Irrthums. In der Natur giebt es keinen Irrthum, er liegt nothwendig in uns. Diese Ueberzeugung lag in der Seele des Aristoteles verborgen, als er, trotz seiner unvollkommenen Kenntniss der Natur, erklärte, dass in der Natur nichts unterbrochen oder unzusammenhängend sei, wie in einer schlechten Tragödie, und seit seiner Zeit bis zum heutigen Tage hat jede neu entdeckte Thatsache, jedes neue System seine Ansicht bestätigt.

Der Zweck der Classification ist klar. Wir verstehen das, was wir umfassen können, d. h. wenn wir es vermögen, einzelne Facta zu ergreifen und zusammenzuhalten, isolirte

Eindrücke zu verknüpfen, zwischen dem Wesentlichen und bloss Zufälligen zu unterscheiden und so dass Allgemeine von dem Besondern auszusagen, die Einzelwesen auf Arten und Gattungen zurückzuführen und Classensysteme aufzubauen. Dies ist das Geheimniss aller wissenschaftlichen Erkenntniss. Viele Wissenschaften nennen sich, während sie diese zweite oder classificatorische Entwickelungsstufe durchmachen, comparativ. Wenn der Anatom die Section vieler verschiedenen Körper beendigt hat, wenn er jedem Organ seinen Namen gegeben und die unterscheidenden Functionen eines jeden entdeckt hat, so wird er dazu hingeleitet, da Aehnlichkeiten wahrzunehmen, wo er zuerst nur Unähnlichkeit sah.. Er entdeckt in den niederen Thierclassen elementare Andeutungen und gleichsam Umrisse der vollkommenern Organisation der höheren und er gewinnt die Ueberzeugung, dass im Thierreiche dieselbe Ordnung und Zweckmässigkeit herrscht, welche die endlose Mannigfaltigkeit der Pflanzen und jedes andere Reich der Natur durchdringt. Er lernt, wenn er es nicht schon vorher wusste, dass alle Dinge nicht auf's Gerathewohl, im Bausch und Bogen (en bloc) geschaffen wurden, sondern dass es eine Stufenleiter giebt, welche unmerklich von den kleinsten Infusorien hinaufführt zu der krönenden Spitze der Schöpfungspyramide — zum Menschen; dass Alles die Offenbarung einer und derselben ununterbrochenen Kette schöpferischer Gedanken ist, das Werk ein und desselben allweisen Schöpfers.

Auf diesem Wege führt uns die zweite oder classificatorische Stufe naturgemäss zur dritten und letzten weiter — zu der theoretischen oder metaphysischen. Wenn die Arbeit des Classificirens gehörig durchgeführt ist, so lehrt sie uns, dass in der Natur Nichts durch Zufall existirt; dass jedes Einzelwesen einer Species, jede Species einem Genus angehört und dass es Gesetze giebt, welchen die scheinbare Freiheit und Mannigfaltigkeit der Schöpfung unterliegt. In diesen Gesetzen suchen wir den Plan, der in der Allweisheit des Schöpfers verborgen ruht, wenigstens in seinen Grundzügen, zu erkennen, und während alte Naturphilosophen die materielle

Welt wie eine blosse Täuschung, eine Anhäufung von Atomen oder wie das Werk eines bösen Princips ansahen, lesen und deuten wir die Seiten dieses wunderbaren Buches als eine Offenbarung göttlicher Macht, Weisheit und Liebe. Dies hat dem Naturstudium einen neuen Charakter verliehen. Nachdem die Naturforschung Thatsachen gesammelt, die Classification sie ordentlich aufgestellt hat, fragt nun der Forscher, woher dies Alles stamme und was es bedeute, und er versucht auf inductivem, bisweilen sogar auf divinatorischem Wege, in Regionen emporzusteigen, welche dem blossen Sammler nicht zugänglich sind. Bei diesem Emporstreben ist dem Menschengeiste freilich nicht selten Phaëton's Schicksal zu Theil geworden; aber wenn er auch herabstürzt, so stirbt er doch nie, unverzagt verlangt er immer wieder die Sonnenrosse des Vaters. Man hat wohl behauptet, dass diese sogenannte Naturphilosophie nie etwas zu Wege gebracht, dass sie stets nur bewiesen habe, dass die Dinge genau so sein müssen, wie sie der Beobachter und Sammler vorgefunden habe. Die Naturwissenschaft würde jedoch nimmermehr zu der Stufe sich fortentwickelt haben, die sie gegenwärtig einnimmt, wenn ihr nicht die Philosophie, ja selbst die Poësie so manchen Anstoss gegeben hätte. „An der Grenze des beschränkten Wissens," sagt v. Humboldt, „wie von einem hohen Inselufer aus, schweift gern der Blick in ferne Regionen. Lange vor der Entdeckung der Neuen Welt glaubte man, von den canarischen Inseln oder den Azoren aus, Länder in Westen zu sehen. Es waren Trugbilder, nicht durch eine ungewöhnliche Brechung der Lichtstrahlen, nur durch Sehnsucht nach der Ferne, nach dem Jenseitigen, erzeugt." Und solche Trugbilder führten zur Entdeckung einer neuen Welt.

Copernicus gesteht in der an den Papst Paul III. gerichteten Zueignung seines Werkes (es wurde 1517 begonnen, 1530 vollendet und 1543 veröffentlicht), dass er auf die Entdeckung der centralen Stellung der Sonne und der täglichen Umdrehung der Erde nicht durch Beobachtung oder Analyse, sondern durch ein gewisses Etwas gebracht worden sei, wel-

ches er das Gefühl eines Mangels an Symmetrie im Ptolemäischen Systeme nennt. Wer hatte ihm aber gesagt, dass in allen Bewegungen der Himmelskörper Symmetrie herrschen müsse, oder dass ein complicirtes System nicht erhabener sei, als ein einfaches? Symmetrie und Einfachheit waren, ehe sie der Beobachter entdeckte, Postulate der Philosophie. Die erste Idee zu diesem Umsturz der ganzen Astronomie wurde dem Copernicus, wie er selbst erzählt, von einem alten griechischen Philosophen, dem Pythagoräer Philolaos, eingegeben. Ohne Zweifel war dem Philolaos die Bewegung der Erde nur eine Vermuthung oder, wenn man will, eine glückliche Intuition, nicht wie bei Tycho de Brahe und seinem Freunde Kepler das Resultat mühsamer Beobachtungen der Bahnen des Planeten Mars. Dessenungeachtet ist es, wenn wir den Worten des Copernicus trauen wollen, ganz wohl möglich, dess man ohne jenes „Errathen" nie vom Copernicanischen System etwas gehört haben würde. Die Wahrheit wird nicht allein durch Addition oder Multiplication gefunden. Indem Sir David Brewster von Kepler spricht, dessen Schlussreihen von seinen Zeitgenossen und auch noch von späteren Astronomen für unsicher und phantastisch gehalten wurden, bemerkt er sehr wahr, „dass als Werkzeug der Forschung der Einfluss der Einbildungskraft von denen, welche der Philosophie Gesetze vorzuschreiben wagten, zu sehr übersehen worden sei." [13]) Die Fackel der Phantasie ist dem, welcher nach Wahrheit ausschaut, eben so unentbehrlich, als die Lampe des ernsten Studiums. Kepler benutzte beide, und mehr noch, er hatte auch noch den Stern des Glaubens, um sich von ihm in allen Dingen durch Nacht zum Licht leiten zu lassen.

In der Geschichte der physischen Wissenschaften erscheinen die drei Stufen, welche wir eben als die empirische, classificirende und theoretische beschrieben haben, im Allgemeinen in chronologischer Ordnung, doch nur im Allgemeinen; denn es sind Fälle vorgekommen, wie z. B. der schon erwähnte des Philolaos, wo die eigentlich der dritten Stufe zugehörenden Resultate schon in der ersten vorweggenommen wurden.

Dem Scharfblick des Genies kann ein Fall tausenden gleich sein und ein wohlgewähltes Experiment kann zu der Entdeckung eines absoluten Gesetzes führen. Ausserdem zeigt die Geschichte der Wissenschaft grosse Lücken. Die Ueberlieferung der aufeinander folgenden Menschengeschlechter wird von Erschütterungen der Staaten oder Völker unterbrochen und ein beinahe vollendetes Werk hat oft nochmals ganz von vorn begonnen werden müssen, wenn mit dem Aufblühen einer neuen Civilisation sich zugleich durch jenes geistige Erdbeben eine neue Oberfläche gebildet hatte. Die Aufeinanderfolge der drei Stufen ist aber ohne Zweifel eine natürliche und sie wird sehr passend bei dem Studium jeder Wissenschaft beobachtet. Der Botaniker beginnt seine Studien als Pflanzensammler. Indem er jede Pflanze für sich betrachtet, untersucht er ihren besondern Charakter, wo und wann dieselbe wächst, wie ihr populärer oder unwissenschaftlicher Name lautet. Er lernt zwischen Wurzel, Stamm, Blättern, Blüthe, Kelch, Staubfäden und Stempeln unterscheiden. Er lernt, so zu sagen, die praktische Grammatik der Pflanze, ehe er anfangen kann zu vergleichen, zu ordnen und zu classificiren. Wiederum kann Keiner zu der dritten Stufe irgend einer physischen Wissenschaft mit Vortheil emporsteigen, wenn er nicht vorher die zweite durchgemacht hat. Niemand kann die Pflanze studiren, Niemand ein Werk, wie z. B. Prof. Schleiden's „Leben der Pflanze“[14]) gründlich verstehen, der nicht vorher das Leben der Pflanzen in der wunderbaren Mannigfaltigkeit und der noch wunderbarern Ordnung der Natur studirt hat. Diese letzten und höchsten Ziele der inductiven Philosophie werden erst erreichbar, nachdem der Weg zu ihnen durch Classificationen gebahnt worden ist. Der Naturphilosoph muss über seine Classen wie über Regimenter commandiren, die dem Commando ihres Generals gehorchen. So allein kann die Schlacht ausgefochten uud die Wahrheit erobert werden.

Nach diesem flüchtigen Seitenblick auf die Geschichte der andern Naturwissenschaften kehren wir zu unserer Sprachwissenschaft zurück, um nun zunächst zu untersuchen, ob sie

2*

wirklich eine Wissenschaft ist und ob sie sich unter die Kategorie der inductiven Wissenschaften stellen lässt. Wir wünschen zu erfahren, ob sie jene drei Phasen der physischen Forschung durchlaufen hat oder noch durchläuft, ob sie streng systematisch oder sprungweise sich fortentwickelt, ob sie eine angemessene Methode befolgt hat, oder nicht. Doch ehe wir dazu schreiten können, wird es wohl noch etwas anderes zu thun geben. Man wird bemerkt haben, dass ich es als eine ausgemachte Sache annahm, dass die Wissenschaft der Sprache oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, die vergleichende Philologie eine physische Wissenschaft sei und dass desshalb ihre Methode derjenigen gleichen sollte, welche man in der Botanik, Geologie, Anatomie und in anderen Zweigen des Naturstudiums mit Erfolg befolgt hat. Wir sehen uns aber in der Geschichte der physischen Wissenschaften vergebens nach einer der vergleichenden Philologie angewiesenen Stelle um und selbst ihr Name scheint anzudeuten, dass sie einer wesentlich andern Sphäre menschlicher Erkenntniss angehört. Es giebt zwei Hauptabtheilungen menschlicher Erkenntniss, welche nach dem ihnen zu Grunde liegenden Stoffe die physische und historische heissen. Die physische Wissenschaft hat mit den Werken Gottes, die historische mit denen des Menschen zu thun.[15]) Wenn wir nun nach dem Namen urtheilen wollten, so könnte es scheinen, als ob die vergleichende Philologie, ebenso wie die classische, den historischen, nicht den physischen Wissenschaften beizuzählen sei, und die für sie geeignete Methode müsste dann dieselbe sein, welche in der Geschichte der Kunst, des Rechts, der Politik und Religion befolgt wird. Dennoch darf uns der Name „vergleichende Philologie“ nicht irre führen. Es ist schwer zu sagen, von wem dieser Name erfunden worden ist; aber Alles, was zu seiner Vertheidigung vorgebracht werden kann, besteht darin, dass die Begründer der Sprachwissenschaft hauptsächlich Gelehrte oder Philologen waren und dass sie ihre Untersuchungen über die Natur und die Gesetze der Sprache auf eine Vergleichung so vieler That-

sachen begründeten, als sie nur in den ihnen wohlbekannten Kreisen des Studiums sammeln konnten. Weder in Deutschland, das man die eigentliche Geburtsstätte dieser Wissenschaft nennen kann, noch in Frankreich, wo sie mit glänzendem Erfolge cultivirt worden ist, wurde dieser Titel allgemein angenommen. Es kann nicht schwer fallen zu zeigen, dass, wenn schon die Sprachwissenschaft dem classischen Gelehrten viel verdankt und sich ihm ihrerseits wieder überaus nützlich erwiesen hat, die vergleichende Philologie mit der Philologie in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes dennoch durchaus nichts gemein hat. Die Philologie mag sich mit classischen oder orientalischen Sprachen beschäftigen, sie mag alte oder neuere, feingebildete oder barbarische Sprachen behandeln, sie ist und bleibt eine historische Wissenschaft. Die Sprache wird hier einfach als ein Mittel behandelt. Der classische Gelehrte gebraucht sein Griechisch oder Latein, der orientalische sein Hebräisch oder Sanskrit oder irgend eine andere Sprache wie einen Schlüssel zum Verständniss literarischer Denkmäler, welche uns verflossene Jahrhunderte hinterlassen haben, als eine Zauberformel, um aus dem Grabe der Vorzeit die Gedanken grosser Männer verschiedener Zeiten und Nationen wachzurufen, und schliesslich als ein Mittel, die socialen, moralischen, intellectuellen und religiösen Fortschritte des Menschengeschlechts zu verfolgen. In derselben Weise suchen wir uns bei dem Studium lebender Sprachen mit der Grammatik und dem Wortschatze derselben nicht um ihrer selbst willen bekannt zu machen. Wir studiren sie wegen ihres praktischen Nutzens. Wir gebrauchen sie wie Empfehlungsschreiben, welche uns in die beste Gesellschaft und in die besten Literaturwerke der ersten Nationen Europa's einführen sollen. Mit der vergleichenden Philologie verhält sich dies durchaus anders. In der Sprachwissenschaft werden die Sprachen nicht wie ein Mittel behandelt, die Sprache selbst wird hier zum alleinigen Object wissenschaftlicher Forschung. Dialekte, welche gar keine Literatur aufzuweisen haben, das Kauderwälsch wilder Stämme, die Schnalzlaute der Hottentotten, und

die Stimmmodulationen der Indo-Chinesen erscheinen uns als ebenso wichtig, ja für die Lösung einiger von unsern Problemen als noch wichtiger, als die Poësie Homers oder die Prosa Cicero's. Wir wollen nicht Sprachen, sondern die Sprache kennen lernen; wir wollen ergründen, was die Sprache ist und wie sie zu einem Mittel, einem Organ der Gedankenmittheilung werden kann; wir wollen ihren Ursprung, ihre Natur, ihre Gesetze erkennen, und nur um zu dieser Erkenntniss zu gelangen, sammeln, ordnen und classificiren wir alle die sprachlichen Facta, deren wir irgend habhaft werden können.

Und hier muss ich gleich auf der Schwelle meines Lehrgebäudes gegen die Voraussetzung Protest einlegen, dass der, welcher die Sprache studirt, ein grosser Linguist oder Sprachkundiger sein müsse. Ich werde im Laufe dieser Vorlesungen von Hunderten von Sprachen zu sprechen haben, von denen vielleicht viele noch nicht einmal dem Namen nach bekannt sein dürften. Man möge nun nicht glauben, dass ich diese Sprachen so kenne, wie jeder Gebildete etwa Griechisch und Lateinisch, Französisch oder Englisch versteht. In diesem Sinne kenne ich wirklich sehr wenige Sprachen, und ich habe nie nach dem Ruhm eines Mithridates oder eines Mezzofanti getrachtet. Es ist dem Sprachforscher rein unmöglich, eine praktische Uebung in allen den Sprachen zu erlangen, mit denen er sich abgiebt. Er fühlt kein Verlangen die Kachikal-Sprache zu sprechen, für die vor Kurzem eine Professur an der Universität von Guatemala begründet wurde,[16]) oder sich in die Feinheiten des Idioms der Tscheremissen zu versenken; auch wird ihn sein Ehrgeiz nicht zu einer Durchforschung der Literatur der Samojeden oder Neu-Seeländer anstacheln. Grammatik und Wörterbuch bilden den Gegenstand seiner Untersuchungen. Diese zieht er zu Rathe, diese unterwirft er einer sorgfältigen Analyse; dagegen belastet er sein Gedächtniss nicht mit Paradigmen der Nomina und Verba oder mit langen Verzeichnissen von Wörtern, die vielleicht niemals in irgend einem Werke der Literatur gebraucht

worden sind. Es ist wohl wahr, dass eine Sprache das Gesammtbild ihres Wunderbaues nur dem Forscher vollständig entschleiern wird, der sie gründlich und kritisch in einer Reihe von Literaturwerken, welche die verschiedenen Perioden ihres Wachsthums repräsentiren, studirt hat; dessenungeachtet sind kurze Listen von Vocabeln und selbst unvollkommene Skizzen einer Grammatik in vielen Fällen Alles, was der Sprachforscher zu erlangen erwarten kann oder das zu bemeistern und für seine Zwecke zu benutzen er hoffen kann. Er muss lernen aus seinen fragmentarischen Nachrichten und Belehrungen den möglichst grössten Nutzen zu ziehen, gleich dem vergleichenden Anatomen, welcher häufig seine Lehren aus den kleinsten Bruchstücken fossiler Knochen oder den ungenügenden Zeichnungen von Thieren schöpft, wie sie unwissenschaftliche Reisende aus fernen Ländern mitbringen. Wenn es für den vergleichenden Philologen nothwendig wäre, sich eine kritische oder praktische Vertrautheit mit allen den Sprachen zu erwerben, welche Gegenstand seiner Forschungen sind, so wäre die Wissenschaft der Sprache geradezu eine Unmöglichkeit. Wir verlangen aber ebensowenig vom Botaniker, dass er ein erfahrener Gärtner, vom Geologen, dass er ein Bergmann, vom Ichthyologen, dass er ein Fischer sei. Es wäre jedenfalls unvernünftig, bei der Sprachwissenschaft gegen eben die Theilung der Arbeit Einwendungen zu machen, welche für die erfolgreiche Behandlung weit weniger umfassender Gegenstände nothwendig ist. Obgleich viel von dem, was wir das Reich der Sprache nennen möchten, für uns auf ewig verloren gegangen ist, obgleich ganze Perioden in der Geschichte der Sprache sich unserer Beobachtung leider entziehen, dennoch bietet die Masse menschlicher Sprachformen, welche sowohl in den versteinerten Schichten der alten Literaturen, als in der unendlichen Mannigfaltigkeit der lebenden Sprachen und Dialekte vor uns liegt, ein eben so grosses, ja ein noch grösseres Feld, als irgend ein anderer Zweig physischer Forschung. Die Zahl der bekannten Sprachen lässt sich nicht genau angeben, kann aber schwerlich geringer

als neun Hundert sein.[17]) Dass dies weite Feld die Wissbegierde des Naturphilosophen vor dem Anfang unseres Jahrhunderts nicht angeregt hat, kann überraschend erscheinen, noch überraschender sogar, als die Gleichgültigkeit, mit welcher frühere Generationen jene Lehren behandelten, welche selbst die Steine über das Leben verkündeten, das noch immer in den Adern und an der Oberfläche der Erde pulsirt. Der alte Spruch, „dass Vertraulichkeit Missachtung erzeuge", könnte auf die Gegenstände dieser beiden Wissenschaften nur allzu anwendbar erscheinen. Der auf unsern Fusspfaden aufgeschüttete Kies schien kaum eine wissenschaftliche Behandlung zu verdienen, und jene Sprache, die jeder Bauerjunge sprechen kann, konnte nur gewaltsam zu der Würde eines wissenschaftlichen Problems emporgehoben werden. Der Mensch hatte jeden Winkel der Natur durchforscht, er hatte die Mineralschätze in den Eingeweiden der Erde, die Blumen jeder Jahreszeit, die Thiere jedes Welttheils, das Gesetz der Winde und die Bewegungen der Himmelskörper studirt, er hatte jede Substanz analysirt, jeden Organismus zergliedert, er kannte jeden Knochen und Muskel, jede Nerve und Fiber seines eigenen Leibes bis auf die letzten Grundstoffe, aus denen Fleisch und Blut zusammengesetzt ist; er hatte nachgesonnen über das Wesen seiner Seele, über die Gesetze der Vernunft und hatte in die letzten Gründe alles Seins einzudringen versucht — und dennoch war die Sprache, ohne deren Hülfe nicht einmal der allererste Schritt in dieser glorreichen Laufbahn gemacht werden konnte, unbeachtet geblieben. Gleich einem Schleier, der allzu nahe über dem Auge des Menschengeistes hing, wurde sie kaum bemerkt. In einem Zeitalter, wo das Studium des Alterthums die genialsten Männer an sich fesselte, wo man die Asche Pompeji's durchsiebte, um die Kunstschätze und das Spielzeug altrömischen Lebens zu finden, wo unlesbare Pergamente, mit chemischen Mitteln bearbeitet, dennoch die Worte griechischer Denker mittheilen mussten, wo man die Gräber Aegyptens nach ihrem heiligen Inhalte durchstöberte, wo die Paläste

Babylons und Niniveh's die thongebrannten Tagebücher eines Nebuchadnezar herausgeben mussten, wo in der That Alles, was nur irgend eine Spur frühern Menschenlebens zu verrathen schien, eifrigst durchsucht und sorgfältigst in Bibliotheken und Museen aufbewahrt wurde — in einer solchen Zeit ward die Sprache, die an sich uns weit hinausführt über die in Keilschrift überlieferte Literatur Assyriens und Babyloniens und über die hieroglyphischen Urkunden Aegyptens, die uns durch eine nirgends unterbrochene Kette von Worten mit den Stammvätern unseres Geschlechts verbindet und noch immer ihr Leben von den ersten Gedankenäusserungen des menschlichen Geistes herleitet, da ward die Sprache, jener lebende und sprechende Zeuge der ganzen Geschichte der Menschheit, von dem Geschichtsforscher noch immer nicht ins Verhör genommen und um ihre Geheimnisse befragt, bis endlich in den letzten fünfzig Jahren das Genie eines Humboldt, Bopp, Grimm, Bunsen und Andrer dieses Zeugenverhör eröffnete und die Sprache, so zu sagen, wieder zu sich selbst zurückführte. Wenn man erwägt, dass, welche Ansicht wir auch über den Ursprung und die Verstreuung der Sprache hegen mögen, doch niemals der Substanz der Sprache etwas Neues hinzugefügt worden ist,[18]) dass alle ihre Wandlungen nur formell gewesen sind, dass in gewissem Sinne keine neue Wurzel, kein Urwort von spätern Generationen je erfunden worden ist, eben so wenig wie der materiellen Welt, in welcher wir leben, je ein einziges Element neu hinzugefügt worden ist, wenn man bedenkt, dass in gewissem Sinne — und zwar mit vollem Recht — gesagt werden kann, dass wir noch dieselben Worte handhaben, welche aus dem Munde des Sohnes Gottes hervorgingen, als „der Mensch einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Thier auf dem Felde seinen Namen gab", so wird man hoffentlich wohl einsehen, dass die Wissenschaft der Sprache unsere Beobachtung und Aufmerksamkeit eben so sehr, ja mehr noch beanspruchen darf, als irgend eine andere Wissenschaft.

Nachdem ich so die Art und Weise angegeben habe, in der ich die Sprachwissenschaft zu behandeln beabsichtige, gedenke ich in der nächsten Vorlesung die Einwendungen jener Philosophen zu prüfen, welche in der Sprache nichts sehen wollen, als ein durch menschlichen Scharfsinn erdachtes Auskunftsmittel zur leichtern Mittheilung unserer Gedanken, und die sie nicht als ein Erzeugniss der Natur, sondern als ein Werk menschlicher Kunst behandelt sehen möchten.

Zweite Vorlesung.

Das Wachsthum der Sprache in seinem Gegensatze zur Geschichte der Sprache.

Indem ich für die Sprachwissenschaft einen Platz in der Reihe der physischen Wissenschaften beanspruchte, war ich darauf vorbereitet, manchem Widerspruche zu begegnen. Der Kreis der Naturwissenschaften schien in sich geschlossen und es war nicht wahrscheinlich, dass ein neuer Prätendent mitten unter den anerkannten Zweigen und Sprossen der alten Aristokratie der Schulgelehrsamkeit ohne Weiteres willkommen geheissen werden würde. [1])

Der erste Einwand, welcher nun von Seiten solcher Wissenschaften, wie die Botanik, Geologie oder Physiologie, sicherlich erhoben werden wird, ist der folgende: Die Sprache ist ein Werk des Menschen, sie wurde von den Menschen als ein Mittel der Gedankenmittheilung erfunden, als sich blosse Mienen und Gesten als unzulänglich erwiesen, und sie wurde allmählig durch die vereinten Anstrengungen nachfolgender Geschlechter zu jener Vollkommenheit fortentwickelt, welche wir in den Idiomen der Bibel, der Vedas, des Koran, in der Poësie eines Homer, Virgil, Dante, Shakespeare und Göthe bewundern. Es ist allerdings auch vollkommen richtig, dass, wenn die Sprache in demselben Sinne ein Werk des Menschen ist, wie eine Bildsäule, ein Tempel, ein Gedicht oder ein Gesetz recht eigentlich Menschenwerke genannt

worden, die Sprachwissenschaft in die Classe der historischen Wissenschaften gehören müsste. Wir würden eine Geschichte der Sprache haben, so wie wir eine Geschichte der Kunst, der Poësie, der Rechtswissenschaft besitzen, aber wir könnten für sie keine Stelle an der Seite der verschiedenen Zweige der Naturgeschichte beanspruchen. Es ist auch wahr, dass man, wenn man die Werke der ausgezeichnetsten Philosophen der Neuzeit zu Rathe zieht, stets finden wird, dass sie, so oft bei ihnen von der Sprache die Rede ist, es für eine ausgemachte Sache ansehen, dass die Sprache eine Erfindung der Menschen sei, dass die Wörter künstliche Zeichen seien und dass die Verschiedenheiten der menschlichen Rede daher rührten, dass verschiedene Nationen sich darüber verständigten, verschiedene Laute als die angemessensten Bezeichnungen für ihre verschiedenen Ideen zu benutzen. Diese Ansicht über den Ursprung der Sprache wurde von den bedeutendsten Denkern des letzten Jahrhunderts so energisch verfochten, dass sie selbst bei denen unbestritten in Umlauf geblieben ist, welche gegen die Lehre jener Schule, fast in jedem andern Punkte, entschieden Front machen. Einige wenige Stimmen erhoben sich allerdings, um gegen die Theorie zu protestiren, dass die Sprache ursprünglich eine Menschenerfindung sei. Es scheint aber, dass sie in ihrem Eifer, den göttlichen Ursprung der Sprache zu vertheidigen, sich so weit haben fortreissen lassen, dass sie nun gegen die ausdrücklichen Angaben der Bibel verstossen. Denn in der Bibel giebt nicht der Schöpfer jedem Dinge seinen Namen, sondern Adam. „Aus der Erde," lesen wir, „machte Gott der Herr allerlei Thier auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel und brachte sie zu Adam, dass er sähe, wie er sie nennete; denn wie Adam allerlei lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heissen." [2]) Aber mit Ausnahme dieser nicht zahlreichen Classe von Philosophen, welche noch orthodoxer sind, als die Bibel selbst, [3]) ist die allgemein angenommene Meinung über den Ursprung der Sprache noch dieselbe, welche Locke hegte, Adam Smith in seiner Abhand-

lung über den Ursprung der Sprache, die einen Anhang seines Werkes über die moralischen Empfindungen bildet, vertheidigte, und welche auch Dugald Stewart mit unbedeutenden Modificationen annahm. Nach ihnen muss der Mensch eine Zeit lang in einem Zustande der Stummheit gelebt haben, indem er als Mittel der Mittheilung zuerst nur die Gesten seines Körpers, die Mienen seines Gesichtes benutzte, bis er zuletzt, als sich die Ideen, auf welche sich nicht länger mit Fingern hinweisen liess, vervielfältigten, es für nothwendig fand, künstliche Bezeichnungen zu ersinnen, deren Bedeutung durch gemeinsame Uebereinstimmung unter den Menschen festgestellt wurde. Wir brauchen bei unbedeutenden Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf den vermuthlichen Hergang der künstlichen Sprachbildung nicht zu verweilen. Adam Smith möchte uns gern glauben machen, dass die ersten künstlichen Wortbildungen Verba waren. Nomina zuerst zu erfinden, erscheint ihm nicht so dringend nöthig, weil der Mensch auf die Objecte der äussern Welt hinweisen oder sie nachahmen konnte, während er dies mit den Handlungen, wie sie das Verb bezeichnet, nicht vermochte. Er nimmt also an, dass die Leute, wenn sie einen Wolf heranlaufen sahen, auf ihn hinwiesen und einfach ausriefen: „Er kommt". Dugald Stewart glaubt im Gegentheil, dass die ersten künstlichen Wörter Nomina waren, und dass die Verba durch Körperbewegungen ersetzt werden konnten. Wenn man also einen Wolf kommen sah, hätte man nicht geschrieen: „Er kommt", sondern „Wolf, Wolf" und das Uebrige der Einbildungskraft überlassen, *welcher vielleicht ein Gestus noch zu Hülfe kam. [4])*

Es erscheint uns nicht sonderlich wichtig, über die Priorität der Verb- oder Nomen-Erfindung zu entscheiden; auch können wir zu Anfang unserer Untersuchungen über das Wesen der Sprache unmöglich auf eine genaue Prüfung einer Theorie eingehen, welche die Sprache als ein Werk menschlicher Kunst darstellt und sie als ein nach wechselseitiger Verabredung angenommenes Mittel der Mittheilung

erscheinen lässt. Während ich unbedingt einräume, dass, wenn diese Theorie richtig wäre, die Wissenschaft der Sprache nicht in den Bereich der Naturwissenschaften zugelassen werden könnte, muss ich mich für den Augenblick mit dem Hinweis begnügen, dass bis jetzt noch Niemand erklärt hat, wie denn, ohne Sprache, eine Discussion über die Tauglichkeit jedes einzelnen Wortes, wie sie doch einer wechselseitigen Uebereinkunft nothwendigerweise vorausgehen musste, eröffnet werden konnte. Da aber mit diesen Vorlesungen gerade der Beweis geführt werden soll, dass die Sprache nicht in demselben Sinne wie die Malerei, Bau-, Schreib- oder Druckerkunst ein Produkt menschlicher Kunst sei, so darf ich mir wohl in diesen einleitenden Betrachtungen die Erlaubniss erbitten, einfach meine Verwahrung gegen eine Theorie einzulegen, welche, obgleich noch immer in Schulen gelehrt, dennoch, wie ich glaube, sich auf keine einzige sichere Thatsache stützt.

Aber es sind auch noch andere Einwürfe ausser diesem vorhanden, welche der Sprachwissenschaft den Eintritt in den Kreis der physischen Wissenschaften zu versperren scheinen. Welches auch immer der Ursprung der Sprache gewesen sein mag, es ist mit einiger Wahrscheinlichkeit geltend gemacht worden, dass ja die Sprache, wie die Kunst, das Recht, die Religion, ihre eigene Geschichte hat und dass desshalb die Wissenschaft der Sprache in den Kreis der historischen oder, wie sie genannt zu werden pflegen, der moralischen Wissenschaften gehört, im Gegensatz zu den physischen. Es ist eine allbekannte Thatsache, welche auch die neueren Forschungen nicht wankend zu machen vermochten, dass die Natur nicht fähig ist, fortzuschreiten und sich zu verbessern. Die Blume, welche der Botaniker heute beobachtet, war von Anbeginn eben so vollkommen. Thiere, welche mit einem sogenannten Kunstinstinkt begabt sind, haben diesen Instinkt nie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erheben vermocht. Die sechseckigen Zellen der Bienen werden im 19. Jahrhundert nicht regelmässiger gebaut, als in irgend

einer frühern Periode, und die Gabe des Gesanges ist, so viel wir wissen, von unserer Nachtigall nie weiter fortentwickelt worden, als von der Philomele der Griechen. „Die Naturgeschichte," um Whewell's Worte anzuführen, [5]) „schliesst, wenn sie systematisch behandelt wird, alles Historische aus; denn sie classificirt die Gegenstände nach ihren permanenten und universellen Eigenthümlichkeiten und hat mit der Erzählung besonderer oder zufälliger Facten durchaus nichts zu thun." Wenn wir nun die grosse Zahl der in den verschiedenen Theilen der Welt gesprochenen Sprachen nebst allen ihren dialektischen und provinziellen Verschiedenheiten betrachten, wenn wir die bedeutenden Veränderungen ins Auge fassen, welche jede dieser Sprachen im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, wie sich das Latein zum Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Provençalischen, Französischen, Walachischen, Rumänischen u. s. w. umgestaltet hat, wie wieder das Latein zusammen mit den griechischen und den celtischen, germanischen und slavischen Sprachen, und ebenso zusammen mit den alten Dialekten Persiens und Indiens aus einer frühern Sprache, der Mutter der ganzen indo-europäischen oder arischen Sprachenfamilie hervorgegangen sein muss; wenn wir sehen, wie das Hebräische, Arabische und Syrische nebst verschiedenen Nebendialekten nur als verschiedene Ausprägung desselben Grundtypus erscheint, wie alle diese Sprachen aus derselben Quelle entsprungen sein müssen, der Originalsprache der semitischen Race, und wenn wir diesen zwei Sprachfamilien, der arischen und semitischen, wenigstens noch eine sicher festgestellte Classe von Sprachen, die Turanische beifügen, welche die Dialekte der über Central- und Nord-Asien zerstreuten Nomadenstämme, das Tungusische, Mongolische, Türkische, Samojedische und Finnische, alles von einem gemeinsamen Sprachcentrum ausgehende Strahlen, umfasst; — wenn wir diesen Sprachenstrom in diesen drei mächtigen Armen durch die Jahrhunderte dahinrollen sehen, und bemerken, wie sie, bevor sie in weiter Ferne unsern Blicken entschwinden, offenbar eine Convergenz

gegen eine gemeinschaftliche Quelle zeigen, — so könnte es in der That scheinen, als wenn der Sprache ein historisches Leben inwohne und als wenn sowohl der Wille des Menschen als die Macht der Zeit, wenn auch nicht von ihrem innern Wesen, so doch wenigstens von ihrer äussern Form erzählen könnte. Und selbst wenn die blossen localen Verschiedenheiten der Sprache noch nicht für einen hinreichenden Grund gehalten werden sollten, die Sprache an sich von dem Bezirk der Naturwissenschaft auszuschliessen, so würde immer noch die grössere Schwierigkeit zurückbleiben, die historischen Wandelungen, welche jede dieser Mundarten durchgemacht hat, mit den anerkannten Principien der physischen Wissenschaft zu vereinigen. Jeder Theil der Natur, sei es ein Mineral, eine Pflanze oder ein Thier bleibt in seiner Art vom Anfang bis zum Ende seines Daseins derselbe, während gewiss wenige Sprachen nach Verlauf von nur tausend Jahren als dieselben wiedererkannt werden möchten. Die Sprache Alfred's ist von dem jetzigen Englisch so verschieden, dass man sie ganz ebenso wie Griechisch und Lateinisch studiren muss. Der Engländer kann Milton und Bacon, Shakespeare und Hooker lesen; er kann selbst noch Wycliffe und Chaucer grösstentheils verstehen; aber wenn er das Englische des dreizehnten Jahrhunderts vornimmt, dann kann er den Sinn nur errathen, und selbst dies gelingt ihm bei Texten nicht mehr, die älter sind, als das Ormulum und Layamon. Die historischen Umgestaltungen der Sprache mögen schneller oder langsamer erfolgen, aber sie finden Statt zu allen Zeiten und in allen Ländern. Sie haben das reiche und kraftvolle Idiom der Vedadichter zu dem magern und unreinen Jargon des modernen Sepoy herabgewürdigt. Sie haben die Sprache des Zend-Avesta und der Bergchroniken Behistûns in die des Firdusi und der heutigen Perser umgestaltet, die Sprache Virgil's in die Dante's, die Sprache des Ulfilas in die Karl's des Grossen, und die Karl's des Grossen in die Sprache Göthe's. Wir haben Grund zu glauben, dass dieselben Umwandlungen und zwar mit noch grösserer Hast und umfassender in den

Dialekten wilder Stämme stattfinden, obgleich es bei dem Mangel einer niedergeschriebenen Literatur äusserst schwierig ist, sich darüber zuverlässig zu belehren. Aber in den wenigen Fällen, wo über diesen interessanten Gegenstand sorgfältige Beobachtungen angestellt werden konnten, hat man gefunden, dass unter den wilden und rohen Volksstämmen Sibirien's, Afrika's und Siam's schon zwei oder drei Generationen hinreichen, um das ganze Aussehen ihrer Dialekte zu verändern. Die Sprachen hochgebildeter Nationen nähern sich im Gegentheil mehr und mehr einem gewissen Stillstand und scheinen bisweilen ihre Fähigkeit der Umbildung fast gänzlich zu verlieren. Wo eine classische Literatur vorhanden ist und wo die Sprache derselben sich bis in die kleinsten Städte und Dörfer verbreitet hat, da scheint es fast unmöglich, dass noch irgend weitere Umgestaltungen eintreten sollten. Dessenungeachtet wurde die Sprache Rom's, das so viele Jahrhunderte die Königin der gesammten civilisirten Welt war, durch die modernen romanischen Dialekte und das Altgriechische schliesslich durch die moderne romaische Sprache verdrängt. Obgleich die Buchdruckerkunst und die weite Verbreitung der Bibeln, Gebetbücher und Zeitungen wie ein noch mächtigerer Damm gewirkt hat, um den ununterbrochenen Fluss der menschlichen Rede aufzustauen und zurückzuhalten, so können wir doch leicht bemerken, dass die Sprache der Bibel, obgleich vollkommen verständlich, doch nicht mehr allgemein gesprochen wird. Besonders auffällig ist dies auch an der autorisirten englischen Bibelübersetzung. In Booker's Schrift- und Gebetbuch-Glossar [6]) beläuft sich die Zahl der Wörter und Wortbedeutungen, welche seit 1611 veraltet sind, auf 388 oder ungefähr ein Fünfzehntel aller in der Bibel gebrauchten Wörter. Unbedeutendere Veränderungen, namentlich in der Wortbetonung und Bedeutung, die Aufnahme neuer und die Verbannung alter Wörter, können wir bei einiger Aufmerksamkeit vor unsern Augen vor sich gehen sehen. Rogers [7]) sagte, cóntemplate klinge ziemlich schlecht, aber bálcony beleidige sein Ohr, während es jetzt Niemand auffällt, cón-

template statt contémplate zu hören und während bálcony gewöhnlicher geworden ist als balcóny. So ist die Aussprache Roome und chaney, layloc und goold erst seit Kurzem durch Rome und china, lilac und gold verdrängt worden. Einige höfliche Herren aus der alten Schule sprechen in obliged noch immer i statt ei.[8]) Force[9]) in der Bedeutung von Wasserfall und gill für Felsschlucht waren im classischen Englisch vor Wordsworth ungebräuchlich. Handbook, [10]) obgleich ein altes angelsächsisches Wort, hat erst seit Kurzem die Stelle von manual eingenommen und eine Menge Wörter, wie cab für cabriolet, buss für omnibus und selbst ein Verb wie shunt (aus einem Schienenstrange in den andern übergehen) stehen noch schwankend auf der Gränze zwischem vulgärem Ausdruck und Schriftsprache. Obgleich die grammatischen Veränderungen, welche seit der Veröffentlichung der autorisirten Bibelübersetzung eingetreten sind, der Zahl nach noch geringer sind, so wollen wir doch einige hervorheben. Die Endung der dritten Person der Einzahl th hat sich jetzt durchaus in s verwandelt. Niemand sagt jetzt mehr he liveth, sondern nur he lives. Mehrere unregelmässige Imperfecta und Participia haben eine neue Form angenommen. He spake oder he drave, statt spoke und drove, ist veraltet; ebenso sagt man helped für holpen, (ge)holfen, held für holden, (ge)halten, shaped für shapen. Wenn man früher ye für den Nominativ und you für die übrigen Casus brauchte, so ist dieser Unterschied jetzt gänzlich aufgegeben; als neue grammatische Form ist das Possessiv-Pronomen its seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden. Es kommt nirgends in der Bibel vor, und obgleich es Shakespeare drei- oder viermal braucht, erkennt es doch Ben Jonson in seiner englischen Grammatik noch nicht an.[11])

Nach alle dem hat man geschlossen, dass die Sprache, da sie, im Gegensatz zu allen andern Erzeugnissen der Natur, historischen Abänderungen unterworfen sei, sich nicht in derselben Weise, wie der Stoff anderer physischen Wissenschaften, behandeln lasse.

Dieser Einwand ist auch scheinbar ganz wohl begründet;

wenn wir ihn aber sorgfältiger prüfen, so finden wir bald, dass er ganz und gar auf einer Verwirrung der Ausdrücke beruht. Wir müssen zwischem historischem Wechsel und natürlichem Wachsthum wohl unterscheiden. Die Kunst, die Wissenschaft, die Philosophie und Religion haben alle ihre Geschichte, die Sprache lässt, wie jedes andere Naturprodukt, nur ein Wachsthum zu.

Man möge zuerst erwägen, dass, wenn schon die Sprache fortwährend Veränderungen ausgesetzt ist, der Mensch dennoch nicht die Macht besitzt, dieselben hervorzubringen oder zu verhüten. Wir könnten eben so gut daran denken, die Gesetze, welche unsern Blutumlauf beherrschen, zu modificiren, oder unserm Körpermaasse einen einzigen Zoll zuzufügen, als die Gesetze der Sprache abzuändern oder nach Belieben neue Wörter zu erfinden. So wie der Mensch nur über die Natur gebietet, insofern er ihre Gesetze kennt und sich denselben unterwirft, so werden Dichter und Philosophen nur dann ihre Sprache bemeistern, wenn sie die Gesetze derselben kennen und ihnen gehorchen.

Als der Kaiser Tiberius einen Sprachfehler gemacht hatte und desshalb vom Marcellus getadelt wurde, so bemerkte ein anderer zufällig anwesender Grammatiker, Capito, dass Alles, was der Kaiser sagte, gutes Latein sei, oder, wenn es das noch nicht wäre, bald werden würde. Marcellus, mehr Grammatiker als Höfling, erwiederte: „Capito ist ein Lügner; denn du kannst, o Cäsar, das römische Bürgerrecht wohl Menschen, aber nicht Worten ertheilen.“ Eine ähnliche Anekdote wird von dem deutschen Kaiser Sigismund erzählt. Als er dem Concilium zu Costnitz präsidirte und an die Versammlung eine lateinische Rede richtete, in der er sie zu der Ausrottung des Schismas der Hussiten aufforderte, sagte er: „Videte, Patres, ut eradicetis schismam Hussitarum.“ Er wurde ziemlich rücksichtslos von einem Mönch zur Ordnung gerufen, welcher ausrief: „Serenissime Rex, schisma est generis neutri.“[12]) Der Kaiser fragte aber, ohne seine Geistesgegenwart zu verlieren, den naseweisen Mönch: „Woher weisst du

das?" Der alte böhmische Schulmeister entgegnete: „Alexander Gallus sagt es." „Und wer ist Alexander Gallus?" — „Er war ein Mönch." „Gut", sagte der Kaiser, „und ich bin der Kaiser von Rom und mein Wort wird hoffentlich eben so gut sein, wie das irgend eines Mönches." Ohne Zweifel hatte der Kaiser die Lacher auf seiner Seite, aber trotzdem blieb Schisma ein Neutrum, und selbst ein Kaiser konnte das Geschlecht und die Endung des Wortes nicht ändern.

Die Idee, dass die Sprache von den Menschen verändert und verbessert werden könne, ist keineswegs neu. Wir wissen, dass Protagoras, ein alter griechischer Philosoph, nachdem er einige Gesetze über das Geschlecht aufgestellt hatte, wirklich im Texte Homer's Fehler zu finden anfing, weil dieser mit seinen Regeln nicht übereinstimmte. Aber hier blieb ebenso, wie in jedem ähnlichen Falle, der Angriff erfolglos. Man versuche nur die einfachste Sprachregel abzuändern und man wird sich bald überzeugen, dass dies physisch unmöglich ist. Im Englischen ist z. B. der Unterschied zwischen much (viel) und very (sehr) scheinbar sehr unbedeutend, und doch dürften beide wohl nie mit einander zu vertauschen sein. Man kann sagen „I am very happy", aber nicht „I am much happy", obgleich I am most happy wieder einen Sinn giebt. Im Gegentheil kann man sagen: I am much misunderstood, aber nicht I am very misunderstood.[13]) So können die westlichen romanischen Dialekte, das Spanische, Portugiesische und auch das Walachische nur das lateinische magis zur Bildung der Comparative brauchen (Sp. mas dulce; Port. mais doce; Walach. mai dulce), während das Französische, Provençalische und Italienische nur plus zu demselben Zwecke zulässt (Ital. più dolce; Prov. plus dous; Franz. plus doux). Es ist indess keineswegs unmöglich, dass diese Unterscheidung zwischen dem englischen very, das jetzt nur zu Adjectiven gesetzt wird, und much, das vor Participien steht, mit der Zeit ebenso verschwinden wird, wie die lateinische Comparativformation in den romanischen Sprachen. In der That hört man die Ausdrücke very pleased, very delighted in manchem

Salon, *so wie man in deutschen Dialekten umgekehrt auch viel statt sehr findet.* Wenn aber solch ein Wechsel stattfindet, so wird er nicht durch das Machtgebot eines Einzelnen oder die wechselseitige Uebereinkunft einer grössern Zahl von Menschen, sondern vielmehr trotz der abwehrenden Bemühungen der Grammatiker und Akademiker eintreten. Hier also bemerken Sie den ersten wesentlichen Unterschied zwischen Geschichte und Wachsthum. Ein Kaiser kann die Gesetze der Gesellschaft, die Formen der Religion, die Regeln der Kunst abändern: es liegt in der Macht einer Generation oder selbst eines Individuums, eine Kunst auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu heben, während die nächste sie wieder herabsinken lässt, bis ein neuer Genius sie wieder mit frischer Begeisterung ergreift. Bei alledem haben wir mit der selbstbewussten Thätigkeit von Individuen zu thun und wir bewegen uns daher auf historischem Grund und Boden. Wenn wir die Schöpfungen eines Michael Angelo oder Raphael mit den Statuen und Fresken des alten Rom's vergleichen, können wir von einer Geschichte der Kunst sprechen. Wir können zwei durch Jahrtausende getrennte Perioden durch die Werke derer verknüpfen, welche die Tradition der Kunst von Jahrhundert zu Jahrhundert überlieferten, wir werden aber nie jenem ununterbrochenen und unbewussten Wachsthum begegnen, welches die Sprache eines Plautus mit der eines Dante verknüpft. Der Process, durch welchen die Sprache sich festsetzt und wieder löst, vereinigt in sich die beiden entgegengesetzten Elemente der Nothwendigkeit und des freien Willens. Obgleich das Individuum bei der Hervorbringung neuer Wörter und neuer grammatischer Formen zuerst und vorzüglich thätig zu sein scheint, so ist es der Einzelne doch nur, nachdem seine Individualität in der gemeinsamen Thätigkeit der Familie, des Stammes oder der Nation, der er angehört, untergegangen ist. Für sich allein kann er gar nichts schaffen, und wenn auch der erste Anstoss zu einer neuen sprachlichen Bildung von einem Individuum ausgehen mag, so wird der-

selbe doch meistens, wenn nicht immer, ohne Vorbedacht, ja sogar fast unbewusst gegeben. Der Einzelne als solcher ist machtlos und die von ihm scheinbar erzielten Erfolge hängen nur von Gesetzen ab, die er nicht beherrscht, und von der Mitwirkung aller derjenigen, welche mit ihm eine Classe, einen Körper, ein organisches Ganze bilden.

Aber obgleich, wie wir dies auch eben versuchten, leicht gezeigt werden kann, dass die Sprache durch den Geschmack, die Phantasie oder das Genie der Menschen sich nicht verändern oder umformen lässt, so ist es doch sehr schwer zu erklären, was das Wachsthum der Sprache verursacht. Schon seit der Zeit des Horaz pflegte man oft das Wachsthum der Sprache mit dem der Bäume zu vergleichen. Aber alle Vergleiche hinken. Was wissen wir denn von den wirklichen Ursachen des Pflanzenwachsthums und was können wir dadurch gewinnen, dass wir nicht ganz verständliche Dinge mit solchen vergleichen, welche wir sogar noch weniger verstehen? Viele sprechen z. B. von den Endungen eines Verbs, als wenn sie aus der Wurzel hervorsprossten, wie die Aeste aus einem Stamme.[14]) Aber welche Gedanken können sie mit solchen Ausdrücken verbinden? Wenn wir die Sprache durchaus mit einem Baum vergleichen wollen, so kann allerdings e i n Punkt durch diesen Vergleich aufgehellt werden, nämlich der, dass die Sprache eben so wenig wie der Baum durch sich selbst bestehen oder wachsen kann. Ohne Boden, ohne Luft, Wasser und Licht würde der Baum nicht leben können, selbst nicht in unsern Gedanken. Ebenso verhält es sich mit der Sprache. Die Sprache kann nicht durch sich selbst bestehen; sie verlangt einen Boden, um darauf zu wachsen, und dieser Boden ist der Menschengeist. Von der Sprache zu sagen, dass sie an und für sich bestehe, ein eigenes Leben lebe, zur Reife gedeihe, Sprösslinge erzeuge und absterbe, ist leere Phrase und obgleich wir manchmal nicht umhin können, metaphorische Ausdrücke zu brauchen, so sollten wir stets, besonders bei Untersuchungen, wie die vorliegenden,

auf unserer Hut sein, uns gerade von den Worten, die wir brauchen, irre leiten zu lassen.

Was wir nun das Wachsthum einer Sprache nennen, umfasst zwei Processe, welche man stets sorgfältig auseinander halten müsste, obgleich sie zu gleicher Zeit wirksam sein können. Diese beiden Vorgänge bezeichne ich als

1) mundartliche Wiedererzeugung,
2) lautlichen Verfall.

Ich beginne mit dem zweiten, weil er mehr in die Augen springt, obgleich seine Operationen in der Wirklichkeit auf die der dialektischen Wiedererzeugung zu folgen pflegen. Ich muss Sie nun zuerst auffordern, es als zugestanden anzusehen, dass in der Sprache Alles ursprünglich eine Bedeutung hatte. Da die Sprache keinen andern Zweck haben kann, als unsere Gedanken auszudrücken, so dürfte daraus wohl gewissermassen mit Nothwendigkeit folgen, dass die Sprache weder mehr noch weniger enthalten sollte, als was zu diesem Zwecke erforderlich ist. Es könnte auch daraus hervorzugehen scheinen, dass, wenn die Sprache nicht mehr enthält, als was zur Ausprägung einer bestimmten Bedeutung nothwendig ist, es unmöglich sein würde, mit irgend einem Theile derselben Aenderungen vorzunehmen, ohne ihr eigentliches Ziel zu verrücken. Dies ist auch in einigen Sprachen wirklich der Fall. Im Chinesischen heisst z. B. zehn schĭ.[15]) Es würde unmöglich sein, an der Form schĭ das Geringste zu ändern, ohne ihr die Fähigkeit, z e h n zu bedeuten, zu rauben. Wenn wir statt schĭ t̔sí sprächen, so würde dies sieben bedeuten. Aber nun angenommen, dass wir das Doppelte der Zahl zehn ausdrücken wollten, also zweimal zehn oder zwanzig. Wir müssten im Chinesischen eúl,[16]) das zwei heisst, nehmen, es vor schĭ setzen und sagen eúl-schĭ, zwanzig. Dieselbe Vorsicht, welche bei schĭ zu nehmen war, muss auch bei eúl-schĭ beobachtet werden. Sobald nur das Geringste geändert, nur ein einziger Buchstabe zugefügt oder weggestrichen wird, so haben wir ein Wort von anderer oder gar keiner Bedeutung. Wir begegnen ganz derselben Erscheinung in anderen Sprachen, die, gleich

der chinesischen, einsilbige genannt werden. Im Tibetanischen heisst tschu zehn und nyi zwei, nyi-tschu zwanzig, im Burmesischen sche zehn, nhit zwei, nhit-sche zwanzig.

Aber wie verhält sich dies im Gothischen, Deutschen, Englischen oder im Lateinischen, Griechischen und im Sanskrit? Man sagt nicht zwei-zehn, two-ten, deux-dix, duodecem, oder dvi-daśa im Sanskrit. Wir finden [17]) im Sanskrit vinśati, im Griechischen eikosi (dor. eikati), im Lateinischen viginti, im Englischen twenty, im Französischen vingt, im Deutschen zwanzig.

Wir bemerken nun hier zuerst, dass im Sanskritischen, Griechischen und Lateinischen uns nur locale Modificationen ein und desselben Originalworts entgegentreten, während das englische twenty ein neues Compositum und das gothische tvai tigjus (zwei Dekaden) und das angelsächsische tuêntig (zwanzig) aus germanischen Materialien geformt ist; ein Erzeugniss dialektischer Wiedererzeugung, wie wir gleich sehen werden.

Wir beobachten zunächst, dass der erste Theil des lateinischen viginti und des Sanskritworts vinśati dieselbe Zahl enthält, welche von dvi zu vi verkürzt ist. Dies ist nichts Aussergewöhnliches; denn das lateinische bis, zweimal, was noch in der Musik gebräuchlich ist, steht gleichfalls für ein ursprüngliches dvis, engl. twice, griech. dis. [18]) Dieses dis erscheint wieder als lateinische Präposition mit der Bedeutung „entzwei“, so dass z. B. discussio ursprünglich das Entzweischlagen bedeutet, und zu unterscheiden ist von percussio, dem Durchunddurchschlagen. Discussion ist gleichsam das Zerknacken einer Nussschale, um zum Kerne derselben zu gelangen. Wir haben also dasselbe Wort dvi oder vi im lateinischen vi-ginti und im sanskritischen vin-śati.

Es kann aber ebenfalls bewiesen werden, dass der zweite Theil von viginti aus dem alten Wort für zehn corrumpirt ist. Zehn heisst im Sanskrit daśan; davon ist abgeleitet daśati, eine Dekade, und dieses daśati wurde wieder zu śati verkürzt, woraus in Verbindung mit vi oder dvi

(zwei) die Sanskritform viśati oder vinśati hervorgeht. Das lateinische viginti und dorisch-griechische eikati verdanken einem ähnlichen Process ihren Ursprung, *der sich auch im deutschen zwan-zig sehr deutlich verfolgen lässt.*

Nun beachte man den gewaltigen Unterschied — ich meine nicht in ihrem Ton, sondern in ihrem ganzen Charakter — zwischen zwei solchen Wörtern, wie das chinesische eúl-schĭ zweizehn oder zwanzig, und diesen gleichsam verkrüppelten Wörtern, denen wir im Sanskritischen, Griechischen, Lateinischen und Deutschen begegnen. Im Chinesischen ist weder zu viel noch zu wenig zu finden. Das Wort spricht für sich selbst und bedarf keines Commentars. Im Sanskrit dagegen sind die wesentlichsten Theile der beiden Bestandtheile des Compositums verloren gegangen und der Ueberrest ist eine Art verwandeltes Agglomerat, das nur vermöge einer genauen mikroskopischen Analyse verstanden werden kann. Hier begegnen Sie also einem Beispiele zu dem, was mit dem Ausdruck „phonetische Corruption“ bezeichnet wird und Sie werden bemerken, wie nicht nur die Form, sondern die ganze Natur der Sprache durch dieselbe zerstört wird. Sobald sich diese phonetische Corruption in einer Sprache zeigt, hat auch die Sprache das verloren, was wir als den wesentlichen Charakter aller menschlichen Rede betrachteten, nämlich dass jeder Theil derselben seine Bedeutung haben sollte, *das Sprachgefühl stirbt ab.* Das Volk, welches Sanskrit sprach, dachte bei der Form vinśati eben so wenig daran, dass sie zweimal zehn, zwan-zig bedeutet, als ein Franzose in vingt die Reste der Wurzeln deux und dix erkennen wird. Die Sprache ist desshalb in ein neues Stadium eingetreten, sobald sie den Angriffen des lautlichen Wechsels weicht. Das Leben der Sprache erstarrt oder erlischt auch gänzlich in den Worten oder Worttheilen, welche die ersten Spuren dieser lautlichen Umbildung zeigen. Von nun an können solche Worte oder Worttheile allein noch künstlich oder durch Tradition aufrecht erhalten werden, und was besonders

wichtig ist, es tritt von jetzt an ein Unterschied ein zwischen dem wesentlichen oder radicalen und dem rein formellen oder grammatischen Bestandtheil des Wortes.

Wir wollen jetzt ein anderes Beispiel wählen, welches es noch klarer machen wird, wie die lautliche Corruption zu dem ersten Erscheinen sogenannter grammatischer Formen führt. Wir sind gewiss nicht gewohnt, etwa zwanzig als den Plural oder Dual von zehn anzusehn. Aber wie wurde ein Plural ursprünglich gebildet? Im Chinesischen, das sich vom Anfang an gegen die ihm fremde lautliche Corruption am sorgfältigsten abgeschlossen hat, wird der Plural auf eine sehr in die Sinne fallende Weise gebildet. So heisst z. B. der Mensch im Chinesischen g̋in,[19]) kiai das Ganze oder die Totalität; dies zu g̋in gefügt, giebt g̋in-kiai was nun die Mehrzahl, Menschen, bezeichnet. Es giebt noch andere Wörter im Chinesischen, welche zu demselben Zwecke gebraucht werden, z. B. péi, welches Classe bedeutet. So lässt man z. B. auf ì, Fremder, péi, Classe, folgen und ì-péi bedeutet nun „Fremde“. Wir haben ähnliche Plurale im Englischen, zählen sie aber nicht zu den grammatischen Formen; so ist z. B. auch im Deutschen Menschengeschlecht gerade wie ì-péi, Fremdenclasse, Fremdengeschlecht gebildet, ebenso im Englischen man-kind und woman-kind; Christenheit ist gleich der Gesammtheit, kiai, der Christen (christendom) und Klerisei (clergé, clergy) ist synonym mit clerici. Dasselbe Verfahren befolgen andere verwandte Sprachen. Im Tibetanischen wird der Plural durch Ansetzung von Wörtern wie kun, alle, und t'sogs, Menge [20]) gebildet. Sogar die Zahlwörter n e u n und h u n d e r t werden zur Umschreibung der Mehrzahl benutzt. Auch hier wieder leisten diese Wörter, so lange sie völlig verstanden und lebendig erhalten werden, der lautlichen Corruption Widerstand; aber sobald sie nur, so zu sagen, ihre Geistesgegenwart verlieren, stellt sich auch der phonetische Verfall ein, und sobald dieser einmal mit seinen Verheerungen angefangen hat, behalten die von ihm betroffenen Worttheile nur noch ein

ihnen nach Uebereinkommen gewährtes, künstliches Dasein und schwinden zu grammatischen Endungen zusammen.

Ich fürchte, Ihrer Geduld allzuviel zuzumuthen, wenn ich hier auf eine Analyse der grammatischen Endungen im Sanskritischen, Griechischen oder Lateinischen eingehen wollte, um zu zeigen, wie diese Endungen aus unabhängigen Wörtern hervorgegangen sind, die nach und nach durch das fortwährende Abreiben und Abnutzen der Sprache gleichsam zu Staub zermahlen wurden. Aber um das Princip des phonetischen Verfalls zu erklären, wollen wir uns nach Sprachen umsehen, mit welchen wir vertraut sind. Betrachten wir, um ein Beispiel aus dem Französischen zu wählen, die Adverbien. Die französischen Grammatiker[21]) sagen uns, dass man, um das Adverbium zu bilden, ment anzuhängen hat. So wird von vrai, wahr, vraiment, wahrlich, von bon, gut, bonnement gebildet. Diese Endung ist im Lateinischen nicht vorhanden. Aber wir begegnen im Lateinischen[22]) Ausdrücken, wie bona mente, in guter Absicht. Wir lesen im Ovid „Insistam forti mente", ich werde mit starkem Geiste beharren, j'insisterai fortement, avec un esprit, une volonté forte, I shall insist with a strong mind or will. Bei dem Fortwachsen des Latein oder bei dessen Umwandlung in das Französische ist also Folgendes eingetreten: in Phrasen wie forti mente wurde das letzte Wort nicht mehr als ein besonderes gefühlt und zu gleicher Zeit ging die deutliche Aussprache desselben verloren. Mente, der Ablativ von mens, verwandelte sich in ment und wurde nun als ein rein formelles Element beibehalten; als selbständiges Wort ausser Activität gestellt, erschien es als Adverbialendung und zwar selbst in solchen Fällen, wo eine Vergegenwärtigung der Grundbedeutung (mit einem . . Geiste) die Anwendung desselben vollkommen unmöglich gemacht haben würde. Wenn man im Französischen sagt, dass ein Hammer „lourdement" zu Boden falle, so ahnen wir wohl nicht, dass wir einem Stück Eisen einen schwerfälligen Geist beilegen. Obgleich man auch im Italienischen die Endung mente nicht mehr als ein für sich bestehendes Wort fühlt,

so ist sie doch lautlich rein erhalten, und im Spanischen wird sie bisweilen noch als besonderes Wort gebraucht, obgleich auch in solchen Fällen die Grundbedeutung nicht mehr deutlich hervortritt. So sagt man im Spanischen statt: „claramente, concisamente y elegantemente“ eleganter: „clara, concisa y elegante mente“.[23])

Was wir eben als Lautwechsel beschrieben, hat nun stetig auf die Oberfläche der Sprache umgestaltend eingewirkt, es ist aber schwer, sich irgend eine Vorstellung darüber zu machen, in welcher Ausdehnung dies geschehen sei. Man bedenke, dass das französische vingt dieselben Elemente enthält, die in deux und dix liegen; dass der zweite Theil des französischen douze, zwölf, das lateinische decim in duodecim repräsentirt; dass sich das lateinische triginta, worin ginta wieder aus dem Sanskrit daśa oder daśati (zehn) hergeleitet und abgekürzt ist, in das französische trente umgestaltet hat. Dann erwäge man auch, wie früh diese lautliche Verderbniss hereingebrochen sein muss. Denn in derselben Weise, wie vingt (frz.), veinte (span.) und venti (ital.) ein primitiveres viginti voraussetzen, das man im Lateinischen vorfindet, ebenso setzt dieses viginti zusammen mit dem griechischen eikati und dem Sanskrit vinśati eine frühere Sprache voraus, von der sie ihrerseits wieder hergeleitet sind und in welcher der Form viginti eine vollständigere Form dvi-ginti und dieser wieder ein anderes Compositum vorausgegangen sein muss, das so klar und verständlich war, wie das chinesische eûl-schĭ und aus den alten arischen Namen für zwei, dvi, und zehn, daśati, bestand. So zersetzend wirkt dieser Lautwechsel, dass bisweilen der ganze Körper eines Wortes zerfällt und schliesslich nur einige Trümmer und Bruchstücke zurückbleiben. So erscheint Schwester, engl. sister, im Sanskrit svasar, im Pehlvi und im Ossetischen als cho.[24]) Tochter, engl. daughter, welches im Sanskrit duhitar heisst, ist im Böhmischen zu dci (sprich tsi)[25]) zusammengeschmolzen. Wer sollte glauben, dass Zähre, engl. tear und larme aus derselben Quelle geschöpft sind; dass das französische même das lateinische semetipsissi-

mus in sich enthält;[26]) dass in aujourd'hui das lateinische Wort dies (Tag) sogar zweimal vorkommt.[27]) Wer möchte das lateinische pater im armenischen hayr wiedererkennen? Dennoch identificiren wir ohne Schwierigkeit père und pater, und da h als Anfangsbuchstabe im Armenischen mehrmals an die Stelle eines ursprünglichen p tritt[28]) so folgt, dass hayr allerdings mit pater verwandt ist.

Wir pflegen diese Umformungen Wachsthum der Sprache zu nennen, es würde aber viel angemessener sein, diesen Process des Lautwechsels „Verfall" zu nennen und ihn so von dem zweiten oder mundartlichen Process zu unterscheiden, den wir nun untersuchen müssen und der, wie Sie sehen werden, ein reelleres Princip des Wachsthums in sich schliesst.

Um nun die Bedeutung der Wiedererzeugung durch die Dialekte zu verstehen, müssen wir zuerst über die Bedeutung des Wortes Dialekt selbst ins Klare kommen. Wir haben bereits gesehen, dass der Sprache keine unabhängige Existenz beizulegen ist. Die Sprache existirt im Menschen; sie lebt, indem sie gesprochen wird; sie stirbt mit jedem Worte, das ausgesprochen ist und nicht länger gehört wird. Es ist ein blosser Zufall, wenn die Sprache irgend einmal in der Schrift niedergelegt worden ist und so eine schriftlich abgefasste Literatur vermittelt hat. Selbst heute noch haben die meisten Sprachen keine solche Literatur hervorgebracht. Bei den zahlreichen Stämmen Central-Asiens, Afrika's, Amerika's und Polynesiens lebt die Sprache noch immer in ihrem Naturzustande, in einem Zustande fortwährender Umwälzung, und dorthin müssen wir gehen, wenn wir einen Einblick in das Wachsthum der menschlichen Sprache, ehe dieselbe durch irgend eine Dazwischenkunft der Literatur festgehalten wurde, gewinnen wollen. Was wir Sprachen zu nennen gewohnt sind, die literarischen Idiome Indiens, Griechenlands, Roms, Italiens, Frankreichs und Spaniens, muss weit mehr als eine künstliche, denn als eine natürliche Form menschlicher Rede angesehen werden. Das wirkliche und natürliche Leben der Sprache pulsirt in ihren Mundarten und, trotz der von den

classischen oder literarischen Idiomen ausgeübten Tyrannei, liegt der Tag noch sehr fern, an welchem die Dialekte, selbst solcher classischen Sprachen, wie der italienischen und französischen, vollständig ausgerottet erscheinen möchten. *Auch in Deutschland hat die schon lange dauernde Herrschaft des Hochdeutschen der grossen Menge stark ausgeprägter Dialekte noch wenig Eintrag gethan.* Ungefähr zwanzig der italienischen Mundarten haben ihre geschriebene und durch die Presse verbreitete Literatur.[29]) Champollion-Figeac berechnet die Zahl der unterscheidbarsten französischen Dialekte auf vierzehn.[30]) Die neugriechischen Mundarten sollen sich nach Einigen auf siebenzig[31]) belaufen, und obgleich manche derselben wohl kaum mehr als locale Abarten der Hauptdialekte sind, so weichen doch einige, wie der Tzaconische, von der Literatursprache ebenso sehr ab, wie das Dorische vom Attischen. Auf der Insel Lesbos haben Dörfer, die nicht weiter als zwei bis drei Stunden von einander entfernt liegen, häufig ihnen ganz eigenthümliche Wörter und ihre besondere Aussprache.[32]) Wir wollen aber einmal eine Sprache auswählen, welche, obgleich nicht ganz ohne Literatur, doch weniger unter dem Einfluss classischer Schriftsteller gestanden hat, als die italienische oder französische, und wir werden sogleich wahrnehmen, wie überreich das Wachsthum der Dialekte ist. Das Friesische, welches auf einem kleinen Bezirk an der Nordwestküste Deutschlands zwischen der Schelde und Jütland und auf den Inseln in der Nähe der Küste gesprochen wird, und zwar in derselben Gegend seit wenigstens zwei Tausend Jahren,[33]) welches literarische Dokumente aus dem zwölften Jahrhundert aufweisen kann, zerspaltet sich in zahllose locale Mundarten. Kohl schreibt in seinem Reisewerk:[34]) „Sogar die allergewöhnlichsten Dinge, die beinahe in ganz Europa ziemlich gleich lauten, nennen die Friesen der verschiedenen Inseln und Köge ganz verschieden. So heisst z. B. der Vater auf Amrum „Aatj“, auf den Halligen „Baba“ oder „Baabe“, auf Sylt „Foder“ oder „Vaar“, in manchen Kögen des festen Landes „Täte“, im östlichen Theil von Föhr „Oti“ oder auch

„Ahitj". Obgleich alle diese Gemeinden nur ein paar Meilen von einander wohnen, so ist hierin doch mehr Unterschied, als in père, pater, padre, Vater und father bei den Franzosen, Lateinern, Italienern, Deutschen und Engländern, die durch Hunderte von Meilen getrennt sind. Selbst die Namen ihrer Landschaften und Inseln lauten in ihren verschiedenen Dialekten sehr verschieden. So z. B. heisst diejenige Insel, welche sonst bei den Hochdeutsch sprechenden Friesen Sylt genannt wird, bei den Syltern selbst „Söl", bei den Friesen auf Föhr „Sol" und auf Amrum „Sal". Jeder dieser Dialekte mag wohl von einem friesischen Gelehrten entziffert und erklärt werden, ist aber sonst nur den Bauern des engern Bezirkes, in dem er herrscht, vollkommen verständlich. Was daher im Allgemeinen friesische Sprache genannt und als solche in friesischen Grammatiken erläutert wird, ist in der Wirklichkeit nur einer der vielen Dialekte, wenn schon ohne Zweifel der wichtigste; eben dasselbe gilt aber in Bezug auf alle sogenannten Literatursprachen.

Es ist ein Irrthum, sich die Mundarten überall als Entartung der Literatursprache zu denken. Selbst in England [35]) erscheinen die localen Patois in mancherlei Formen, welche ursprünglicher sind, als die Sprache Shakespeare's, und ihr Wörterschatz übertrifft in vielen Punkten den der classischen Schriftsteller irgend einer Periode an Fülle und Mannigfaltigkeit. Die Dialekte sind stets mehr Quellgewässer als Nebenkanäle der Literatursprache gewesen; jedenfalls existirten sie als parallel laufende Flussarme schon lange, bevor einer derselben als Hauptarm sich zu jenem zeitweiligen Vorrang erhob, der aus der literarischen Ausbildung, *die gleichsam sein Bett regulirte und vertiefte*, hervorgeht.

Was Grimm über den Ursprung der Dialekte im Allgemeinen sagt, ist nur auf solche anwendbar, welche durch lautliche Corruption hervorgebracht wurden. „Alle mundarten und dialekte," sagt er, [36]) „entfalten sich vorschreitend, und je weiter man in der sprache zurückschaut, desto geringer ist ihre zahl, desto schwächer ausgeprägt sind sie.

ohne diese annahme würde überhaupt der ursprung der dialekte, wie der vielheit der sprachen unbegreiflich sein. alle mannigfaltigkeit ist allmälich aus einer anfänglichen einheit entsprossen.“ So erscheint dies allerdings, wenn wir unsern Sprachtheorien ausschliesslich die von literarischen Idiomen wie das Sanskritische, Griechische, Lateinische und Gothische, dargebotenen Materialien zu Grunde legen und sie darauf aufbauen. Diese sind auch ohne Zweifel die Königsgeschlechter in der Geschichte der Sprache. Aber so wie die Weltgeschichte jedenfalls mehr bieten muss, als eine Chronik von Herrscherdynastien, so sollte auch der Sprachhistoriker jene niedern und volksthümlichern Schichten nie aus dem Auge verlieren, aus denen diese Dynastien ursprünglich hervorgingen und von denen sie allein getragen werden.

Hierin erkennen wir nun eben die Hauptschwierigkeit. Wie sollen wir eine Geschichte der Mundarten entwerfen? In der alten Geschichte der Sprache liefern uns nur literarische Dialekte das nöthige Material, während uns in Bezug auf die im Munde des Volks lebenden Dialekte die alten Schriftsteller oft kaum melden, dass sie überhaupt existirt haben.

Plinius erzählt,[37]) dass in Colchis sich 300 Stämme vorfanden, welche verschiedene Dialekte sprachen, und dass die Römer, um mit den Eingebornen zu verkehren, 130 Dolmetscher brauchten. Wenn dies auch übertrieben sein mag, so haben wir doch keinen Grund, an der Angabe Strabo's[38]) zu zweifeln, welcher von 70 in jenem Lande, das auch heute noch das „Sprachengebirge“ heisst, bei einander wohnenden Stämmen erzählt. Wenn sich in neuerer Zeit Missionäre dem Studium der Sprachen wilder Stämme ohne irgend eine Literatur widmeten, so haben sie sich gewöhnlich auch nur auf die Erlernung eines von ihren vielen Dialekten beschränken müssen, und wenn ihre Bemühungen überhaupt von Erfolg gekrönt wurden, so erlangte der Dialekt, welchen sie schriftlich aufzeichneten und den sie wie einen Vermittler ihres civilisirenden Einflusses benutzten, bald eine Art von literarischer Oberherrschaft, so dass die übrigen als barbarischer

Jargon in den Hintergrund traten. Jedenfalls verdanken wir alle Kenntniss der Dialekte wilder Stämme hauptsächlich, oft auch ganz allein, den Missionären, und es wäre sehr zu wünschen, dass ihre Aufmerksamkeit sich immer wieder auf dies interessante Problem des dialektischen Lebens der Sprachen richten möchte, welches aufzuhellen nur sie allein die Mittel besitzen. Gabriel Sagard, welcher 1626 als Missionär zu den Huronen gesandt wurde und sein Werk „Grand Voyage du pays des Hurons" 1631 in Paris veröffentlichte, giebt an, dass unter diesen nordamerikanischen Stämmen kaum ein Dorf dieselbe Sprache spricht, wie ein anderes, ja dass die einzelnen Familien desselben Dorfes nicht einmal genau dieselbe Sprache reden. Auch fügt er, was besonders wichtig ist, hinzu, dass ihre Sprache sich fast täglich ändert, sodass die alte Huronensprache von der gegenwärtigen fast gänzlich verschieden ist. Es wird freilich auch im Gegentheil behauptet, dass während der letzten 200 Jahre die Sprachen der Huronen und Irokesen sich gar nicht verändert hätten.[39]) Wir lesen von Missionären[40]) in Central-Amerika, welche die Sprache wilder Stämme niederzuschreiben versuchten und mit grosser Sorgfalt eine Sammlung aller Wörter anlegten, deren sie habhaft werden konnten. Als sie nach Verlauf von zehn Jahren zu demselben Stamm zurückkehrten, fanden sie, dass dieses Wörterbuch veraltet und unbrauchbar geworden war. Alte Wortstämme waren im Flusse der Sprache zu Boden gesunken, neue zur Oberfläche emporgestiegen, und ihrer äussern Erscheinung nach war die Sprache vollständig eine andere geworden.

Nichts setzte die Jesuiten-Missionäre so sehr in Erstaunen, als die ungeheure Menge der von den Eingebornen Amerika's gesprochenen Sprachen. Aber weit entfernt, dass dies für eine hohe Culturstufe den Beweis geliefert hätte, es zeugte vielmehr dafür, dass die verschiedenen Racen Amerika's sich niemals, selbst nur auf kurze Zeit, einer mächtigen politischen Concentration untergeordnet hatten und dass es ihnen nie gelungen war, grosse nationale Reiche zu begrün-

den. Hervas reducirt allerdings alle Dialekte Amerika's auf 11 Familien[41]) — 4 für den Süden, 7 für den Norden — aber dies ist nur durch dieselbe sorgfältige und minutiöse Vergleichung zu ermöglichen, welche uns die in Island und Ceylon gesprochenen Idiome als verwandte Dialekte in dieselbe Sprachklasse setzen lässt. Für praktische Zwecke sind die Dialekte Amerika's durchaus verschieden und die Völkerschaften, welche sie sprechen, verstehen einander nicht.

Wir hören von denselben Beobachtungen überall, wo nur das üppige Wachsthum der Mundarten von Sachkundigen längere Zeit überwacht worden ist. Richten wir unsern Blick auf Birma, so finden wir, dass das Birmanische oder Barmanische eine beträchtliche Literatur hervorgebracht hat und das anerkannte Medium der Mittheilung nicht nur in Birma, sondern ebenso in Pegu und Arrakan ist. Aber die verworrenen Bergketten auf der Halbinsel des Irawaddi[42]) bieten vielen unabhängigen Stämmen einen sichern Zufluchtsort und diese sprechen dort ihre besondern Dialekte; in der Umgegend von Manipura (Mannipur) allein hat der Hauptmann Gordon nicht weniger als zwölf Dialekte nachgewiesen. „Einige derselben, sagt er, werden von nicht mehr als dreissig oder vierzig Familien gesprochen, und dennoch weichen sie von den übrigen so ab, dass sie schon der nächsten Nachbarschaft unverständlich sind.“ Der treffliche amerikanische Missionar Brown, der sein ganzes Leben darauf verwandte, das Evangelium in jenem Theile der Welt zu verkünden, erzählt uns, dass einige Stämme, welche ihr heimisches Dorf verliessen, um sich in einem andern Dorfe anzusiedeln, nach zwei bis drei Generationen ihren Vorfahren unverständlich geworden waren.[43])

In Nord-Asien haben die Ostjaken, wie dies Messerschmidt nachweist, obgleich sie thatsächlich überall dieselbe Sprache reden, doch so viele jedem Stamme eigenthümliche Wörter und Wortformen hervorgebracht, dass selbst bei Entfernungen von zwölf oder zwanzig Meilen der sprachliche

Verkehr zwischen ihnen ausserordentlich schwierig wird. Castrèn, der kühne Erforscher der Sprachen Nord- und Central-Asiens,[44]) versichert uns, dass einige der mongolischen Dialekte thatsächlich in eine neue Phase grammatischen Lebens eintreten und dass, während die Literatursprache der Mongolen keine Endungen für die Personen des Verbs besitzt, jener charakteristische Zug der turanischen Sprache vor Kurzem in den von den Buriäten gesprochenen Dialekten und in den tungusischen Idiomen in der Nähe von Njertschinsk in Sibirien zum Vorschein gekommen ist.

Noch eine Beobachtung von demselben Charakter liefert uns die Feder des Robert Moffat in seinen „Missionary Scenes and Labours in Southern Africa“. „Die Reinheit und Harmonie der Sprache“, schreibt er, „wird bei ihren Pitchos oder öffentlichen Versammlungen, bei ihren Festen und Ceremonien, so wie in ihren Liedern und im fortwährenden Verkehr aufrecht erhalten. Bei den vereinzelten Dorfbewohnern der Wüste verhält sich dies aber ganz anders; solche Zusammenkünfte sind bei ihnen nicht möglich; sie sind gezwungen, von ihrem Geburtsdorfe aus die Wildniss oft auf grosse Strecken zu durchziehen. Bei solchen Gelegenheiten begeben sich oft Väter und Mütter und alle, welche eine Last tragen können, wochenlang auf die Reise und lassen ihre Kinder von einigen schwachen Alten beaufsichtigen. Der kleine Nachwuchs, von dem einige zu lallen anfangen, während andere gerade einen ganzen Satz fertig bringen und die noch älteren sich herumbalgen und mit einander spielen, diese einfachen Kinder der Natur gewöhnen sich den lieben, langen Tag an eine selbsterfundene Sprache. Die beweglichern mit geläufigerer Zunge lassen sich zu den weniger reifen herab und so geht aus diesem Kinderbabel ein Dialekt mit einem bunten Gemisch von Wörtern und Phrasen hervor, die regellos an einander geknüpft werden und nach dem Absterben einer Generation ist der Charakter der Sprache total verändert.

Das ist das Leben der Sprache im Naturzustande und in ähnlicher Weise mögen, wie wir zu schliessen berechtigt sind, Sprachen herangewachsen sein, welche wir erst kennen lernen, nachdem ihnen die Literatur Gebiss und Zaum angelegt hat. Es bedarf auch nicht immer geschriebener oder classischer Literatur, um einem von vielen Dialekten eine Ueberlegenheit und seinen Eigenthümlichkeiten eine unbestrittene Autorität zu verschaffen. Reden bei Pitchos oder öffentlichen Versammlungen, volksthümliche Balladen, Nationalgesetze, Orakelsprüche u. s. w. üben, obgleich in geringerer Ausdehnung, denselben Einfluss aus. Sie pflegen den natürlichen Fluss der Sprache in den zahllosen Bächen ihrer Mundarten aufzuhalten und gewissen Sprachbildungen Halt und Dauer zu geben, welche ohne diese äusseren Einflüsse sich nur eines vergänglichen Daseins erfreut haben würden. Obgleich wir für den Augenblick auf das Problem des Ursprungs der Sprache noch nicht tiefer eingehen können, so können wir doch schon so viel klar erkennen, dass die erste Tendenz der Sprache, mag ihr Ursprung irgend welcher gewesen sein, auf eine unbegränzte Mannigfaltigkeit gerichtet war. Dieser Mannigfaltigkeit treten aber gewisse natürliche Schranken entgegen, welche von Anfang an die Entwickelung und das Wachsthum nationaler und literarischer Sprachen vorbereiteten. Die Sprache des Vaters wurde zu der der Familie, die Sprache der Familie zu der eines Clans. In ein und demselben Clan mochten verschiedene Familien unter sich ihre eigenen familiären Formen und Ausdrücke bewahren. Sie mochten neue Wörter hinzufügen, einige vielleicht so phantastisch und seltsam, dass sie den andern Genossen desselben Clans schwer verständlich wären. Solche Ausdrücke pflegten dann, wie wir Provincialismen und selbstgewählte Lieblingsworte bei solchen Gelegenheiten vermeiden, in grossen Versammlungen, wo alle Clansgenossen zusammenkamen und man eine Theilnahme an allgemeinen Besprechungen erwarten konnte, natürlich wieder unterdrückt zu werden; aber sie waren am Feuer jedes einzelnen Zeltes um so beliebter, je mehr der gemeinsame Dialekt des ganzen Clans eine

charakteristische Form annahm. Auch Dialekte einzelner Classen mochten auftauchen, eine Sprache der Diener, Stallknechte, Hirten, Jäger und Soldaten. Die Hausfrauen mochten ihre besondern Wirthschaftsausdrücke brauchen und die heranwachsende Generation erfand sich wohl bald eine eigene, schärfer bezeichnete Phraseologie. Selbst wir, die wir in einem literarischen Zeitalter leben und Jahrtausende von jenen uralten Vätern der Sprache entfernt sind, wir sprechen zu Hause nicht ganz so wie öffentlich. *In Deutschland tritt dieser Gegensatz am stärksten da hervor, wo im vertraulichen Verkehr selbst der Gebildeten platt gesprochen wird.* Dieselben Umstände, welche die besondere Sprachformation eines Clans als eine über den Dialekten der Familien stehende, entstehen lassen, bringen auch nach einem grössern Maassstab die Sprachen einer Clangenossenschaft, aufblühender Colonien und sich entwickelnder Nationalitäten hervor. Ehe eine Nationalsprache entstanden ist, hat es stets Hunderte von Dialekten in Bezirken, Städten, Dörfern, Stämmen und sogar Familien gegeben, und obgleich der Fortschritt der Civilisation und Centralisation dahin wirkt, ihre Zahl zu beschränken und ihre Grundzüge zu assimiliren, so hat derselbe sie doch selbst in unserer Zeit noch nicht ganz zu vernichten vermocht.

Lassen Sie uns nun noch einmal auf das blicken, was gewöhnlich die Geschichte der Sprache genannt wird, aber besser ihr natürliches Wachsthum genannt werden sollte, und wir werden leicht bemerken, dass dies hauptsächlich in der Wirksamkeit zweier Principien besteht, welche wir eben untersucht haben, des lautlichen Verfalls und der dialektischen Wiedererzeugung oder des Wachsthums durch die Mundarten. Lassen Sie uns die sechs romanischen Sprachen zum Beispiel wählen. Man pflegt diese die Töchter des Lateinischen zu nennen. Ich habe gegen die Anwendung der Benennung Mutter und Tochter auf Sprachen nichts einzuwenden; man muss nur nicht zugeben, dass dergleichen klare und einfache Ausdrücke etwa dunkeln und unbestimmten Vorstellungen zum Deckmantel dienen. Wenn wir

nun das Italienische eine Tochter des Lateinischen nennen, so denken wir dabei nicht daran, dem Italienischen ein neues Lebensprincip beizulegen. Nicht ein einziges Wurzelement wurde zur Bildung des Italienischen neu geschaffen. Italienisch ist Lateinisch in einer neuen Form; Italienisch ist modernes Latein, oder Latein antikes Italienisch. Die Namen Mutter und Tochter bezeichnen nur verschiedene Perioden im Wachsthum einer Sprache, die ihrem wesentlichen Inhalte nach dieselbe geblieben ist. Vom Latein zu sagen, dass es absterbend seinem Sprössling das Dasein gegeben habe, ist wieder einmal reine Mythologie und es könnte nicht schwer fallen, zu beweisen, dass das Latein noch lange, nachdem das Italienische schon laufen gelernt hatte, eine lebende Sprache war. Wir müssen nur darüber vollkommen im Klaren sein, was eigentlich Latein bedeutet. Das classische Latein ist einer der vielen von den arischen Einwohnern Italiens gesprochenen Dialekte. Es war der Dialekt Latiums, in Latium der Dialekt Rom's, in Rom der der Patricier. Es wurde festgestellt von Livius Andronicus, Ennius, Nævius, Cato und Lucretius, ausgefeilt und verfeinert von den Scipionen, Hortensius und Cicero. Es war die Sprache einer abgeschlossenen Classe, einer politischen Partei, einer Gruppe von Literaten. Vor ihrer Zeit muss die Sprache Rom's starken Schwankungen und Veränderungen unterworfen gewesen sein. Polybius erzählt uns (III., 22), dass selbst wohlunterrichtete Römer die Sprache der alten Verträge zwischen Rom und Carthago nicht ohne Schwierigkeit zu entziffern vermochten. Horaz räumt ein (Ep. II., 1, 86), dass er die alten salischen Gedichte nicht verstehen könne, und deutet an, dass es seinen Zeitgenossen im Allgemeinen eben so ergehe. Quintilian sagt (I., 6, 40), dass die salischen Priester ihre eigenen heiligen Hymnen kaum verstehen könnten. Wenn die Plebejer die Oberhand über die Patricier gewonnen hätten, würde das Latein ganz anders geworden sein, als das Ciceronianische und wir wissen, dass selbst Cicero, der in Arpinum erzogen worden war, sich einige provinzielle Eigenthümlichkeiten, z. B. das Fallenlassen des s am Ende der Wörter, ab-

zugewöhnen hatte, als er sich in die vornehmste römische Gesellschaft zu mischen und für seine neuen patricischen Freunde zu schreiben begann.[45]) Nachdem der classische lateinische Dialekt zur Sprache der Religion, Gesetzgebung, Literatur und allgemeinen Bildung auserwählt worden war, verlor er die flüssige Beweglichkeit der Mundarten und stand gleichsam in seinem kunstreich gebauten Bassin still. Er konnte nicht weiter wachsen, weil er sich nicht verändern und von seiner classischen Correctheit durchaus nicht abweichen durfte.

Dieses Latein, das, wie jede Sprache, fortwachsen wollte, wurde von dem classischen Latein der Zeit des Augustus wie von seinem gespenstischen Doppelgänger heimgesucht. Literarische Dialekte oder die gewöhnlich sogenannten classischen Sprachen müssen aber für ihre zeitweilige Grösse durch unvermeidlichen Verfall büssen. Sie gleichen stagnirenden Seeflächen neben munter dahinfliessenden Strömen. Sie nehmen in ihrem Becken alles auf, was einst lebensfrische Sprache war, aber die Hauptströmung geht nicht mehr durch sie hindurch. Zu Zeiten mag es so scheinen, als wenn der ganze Strom der Sprache sich in diese Seen verlöre, und wir können nur noch mühsam kleine Bäche auffinden, die im Hauptbett weiter rinnen; aber wenn wir weiter stromab, das heisst in einer späteren Periode der Geschichte, wieder einer neuen Ansammlung stillstehender Sprache begegnen, die sich eben bildet oder schon gebildet ist, so hatten sicherlich gerade diese kleinen, eine Zeit lang unserm Blick fast entschwindenden Bäche dem neuen Becken sein Wasser zugeführt.

Man könnte ein classisches oder literarisches Idiom auch sehr passend mit der gefrorenen Oberfläche eines Flusses vergleichen, der glänzenden, spiegelglatten, aber starren und kalten. Diese Eisfläche der geglätteten und feinausgebildeten Sprache wird dann meistens durch politische Erschütterungen gebrochen und von den unter ihr emporsteigenden Wasserfluthen fortgeführt. Dies geschieht in Zeiten, während wel-

cher die höhern Classen entweder von religiösen oder socialen Kämpfen zerbröckelt werden, oder sich wieder mit den niedern Schichten der Gesellschaft vermischen, um den Angriff fremder Nationalfeinde zurückzuschlagen; in Zeiten, während welcher die literarische Thätigkeit erlahmt, Paläste niedergebrannt, Klöster geplündert und Sitze der Gelehrsamkeit zerstört werden — dann schwellen die volksthümlichen oder, wie sie genannt werden, gemeinen Dialekte, die bisher unter der Eisfläche der Literatursprache unbemerkt hingeflossen, an und reissen, wie ein Frühlingshochwasser, die lästigen Schranken weg, die eine dahingeschiedene Zeit gebildet hatte. In friedlicheren Zeiten quillt eine neue und populäre Literatur in einer Sprache hervor, welche durch Eroberungen und Umwälzungen gebildet zu sein scheint, aber in der That schon lange zuvor herangewachsen ist und in sich fertig durch die historischen Ereignisse nur an's Licht gebracht wurde. Wenn wir diesen Standpunkt einnehmen, können wir von keiner literarischen Sprache sagen, dass sie die Mutter irgend einer andern Sprache gewesen sei. Sobald eine Sprache ihre Fähigkeit schrankenloser Veränderung, ihre Gleichgültigkeit gegen Alles, was sie über Bord wirft, und ihre Bereitwilligkeit augenblicklich allen Bedürfnissen des Geistes oder Herzens zu genügen, verlieren sollte, so verwandelt sich auch ihr natürliches Leben unfehlbar in eine bloss künstliche Existenz. Sie mag noch eine Zeit lang fortleben, aber während sie der saftvolle Schössling zu sein scheint, ist sie in der That nur ein abgeknickter und welkender Nebenzweig, der über kurz oder lang von dem Stamm, aus dem er hervorwuchs, abfällt. Die Quellen des Italienischen sind nicht in Rom's classischer Literatur, sondern in den Volksmundarten Italiens zu suchen.[46]) Das Englische ging nicht allein aus dem Angelsächsischen von Wessex, sondern auch aus den in jedem Theile Grossbritanniens gesprochenen Dialekten hervor, die sich durch locale Eigenthümlichkeiten unterschieden und zu verschiedenen Zeiten durch den Einfluss des Lateinischen, Dänischen, Normannischen, Französischen und anderer fremder

Elemente modificirt wurden. Einige der noch heute gesprochenen localen Dialekte des Englischen wie des Deutschen sind für das kritische Studium beider Sprachen von grosser Wichtigkeit.[47]) Hindustani ist nicht die Tochter des Sanskrit, wie wir es in dem Veda oder in der spätern Literatur der Brahmanen finden; es ist ein Zweig der lebenden Sprache Indiens, der an demselben Stamm gewachsen ist, aus dem das Sanskrit, als es zuerst seine literarische Unabhängigkeit erlangte, hervorwuchs.

Indem ich auf solche Weise das Wesen der Dialekte, als der Quellen des Sprachenstroms, in ein helles Licht zu stellen suche, könnte es einigen meiner Leser scheinen, als ob ich ihre Wichtigkeit überschätzt hätte. Sicherlich hätte ich, wenn ich ein anderes Ziel verfolgte, leicht zeigen können, dass die Sprache ohne literarische Ausbildung nie jenen bestimmten, stätigen Charakter, der zur Gedankenmittheilung erforderlich ist, hätte gewinnen können, dass sie nie ihren erhabenen Zweck erfüllt haben würde, sondern nur ein Kauderwälsch scheuer Troglodyten geblieben wäre. Da aber die Wichtigkeit der Literatursprachen wohl nicht so leicht verkannt werden dürfte, während die hohe Bedeutung der Dialekte, insofern als sie das Wachsthum der Sprache unterhalten, noch nicht nachgewiesen worden ist, so hielt ich es für zweckmässiger, bei den Vortheilen länger zu verweilen, welche den Literatursprachen von den Dialekten geboten werden, als der Wohlthaten zu gedenken, welche die Mundarten selbst der Schriftsprache zu verdanken haben. Ausserdem bestand der Hauptzweck dieser Vorlesung darin, das Wachsthum der Sprache zu erläutern, und zu dem Ende lässt sich der fortwährende Unterwuchs der Dialekte in seiner hohen Bedeutung gar nicht überschätzen. Man entferne nur eine Sprache von ihrem heimischen Boden, man reisse sie los von den Dialekten, die ihr die Nahrung zuführen, und sofort wird ihr natürliches Wachsthum in Stocken gerathen. Die lautliche Verderbniss mag fortwährend noch weitere Fortschritte machen, aber der erneuernde Einfluss der dialektischen Rege-

neration wird wegfallen. Die Sprache, welche die norwegischen Flüchtlinge nach Island brachten, ist sieben Jahrhunderte lang fast genau dieselbe geblieben, während sie auf ihrem heimathlichen Boden, umgeben von örtlichen Mundarten zu zwei gesonderten Sprachen fortgewachsen ist, zu dem Schwedischen und Dänischen. Man nimmt an, [48]) dass im elften Jahrhundert die Sprachen Schwedens, Dänemarks und Islands noch identisch waren, und wir können uns hier nicht auf eine Eroberung durch Fremde, oder auf eine Vermischung fremden und heimischen Blutes berufen, um die Veränderungen zu erklären, welche die Sprache in Schweden und Dänemark, aber nicht in Island erlitt. [49])

Wir können uns von den überreichen Hülfsquellen der Mundarten kaum einen Begriff machen. Wenn in der Literatursprache ein allgemeiner Ausdruck stereotyp geworden ist, so bieten ihre Dialekte oft fünfzig, welche freilich alle feine Nüanzen der Bedeutung zeigen. Es giebt nicht nur örtliche und provincielle Dialekte, sondern auch besondere Wortsammlungen gewisser Menschenclassen. So existiren z. B. eine Menge Ausdrücke, welche nur der Schäfer, der Soldat oder der Landbauer gebraucht. Ich glaube, dass nur wenige meiner Zuhörer die Bedeutung des Wiederristes, der Köthe, Fessel, Krone, Croupe, Baster eines Pferdes sofort genau angeben können. [50]) Wenn die Literatursprache allen Arten von Thieren „Junge“ giebt, so würden sich Bauern, Schäfer, Jäger u. s. w. schämen, einen so allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen.

„Die sprache der nomaden enthält,“ wie Grimm sagt, „einen reichthum manigfacher ausdrücke für schwert und waffen und für die viehzucht in jeder lage, welche dem gebildeten zustand hernach lästig und überflüssig erscheinen: das begatten, trächtig sein, gebären, sterben, schlachten wird fast bei jedem vieh anders und eigens benannt, wie der jäger am verschiedenen wild den gang und einzelne glieder des leibs mit abweichenden wörtern zu bezeichnen pflegt. dieser in freier luft lebenden hirten auge sieht weiter, ihr ohr hört schärfer, wie sollte nicht überall ihre rede sinn-

liche anschauung und fülle gewonnen haben. (Geschichte der deutschen Sprache. I., 20.)" [51])

Was ich aber in dieser Vorlesung ganz besonders nachweisen wollte, ist der Umstand, dass keine der Ursachen, die das Wachsthum der Sprache bewirken oder nach andern ihre Geschichte ausmachen, in der Gewalt des Menschen steht. Der lautliche Verfall der Sprache ist nicht das Resultat blossen Zufalls; er wird von bestimmten Gesetzen beherrscht, wie wir dies sehen werden, wenn wir an die Untersuchung der Principien der vergleichenden Grammatik gehen werden. Und auch diese Gesetze wurden nicht von Menschen gegeben, im Gegentheil müssen die Menschen ihnen gehorsam sein, ehe sie noch ihr Dasein erkannt haben.

In dem Hervorwachsen der modernen romanischen Sprachen aus dem Lateinischen können wir nicht allein eine allgemeine Tendenz zur Vereinfachung, nicht allein eine natürliche Abneigung gegen die Anstrengung bemerken, welche die Aussprache gewisser Consonanten und noch mehr ganzer Gruppen derselben den Sprachorganen zumuthet, sondern wir können auch bestimmte Gesetze für jeden der romanischen Dialekte nachweisen, welche uns behaupten lassen, dass z. B. das lateinische patrem sich im Französischen naturgemäss in père verwandeln muss. Das Schluss-m wird in den romanischen Dialekten stets tonlos und war es zum Theil bereits im Lateinischen. So erhalten wir patre statt patrem. Ferner wird ein lateinisches t zwischen zwei Vocalen in solchen Wörtern wie pater im Französischen ohne Ausnahme unterdrückt. Dies ist ein Gesetz und vermittelst desselben können wir sofort entdecken, dass catena chaine, *latrones lairons und larrons, petra pierre* werden muss; fata, eine spätere Femininalform für das alte Neutrum fatum wird fee; pratum (Wiese) pré. Von pratum ist prataria abgeleitet, das im Französischen in prairie übergeht; in ähnlicher Weise von fatum fataria, englisch fairy. So muss jedes lateinische Particip auf atus, z. B. amatus, geliebt, im Französischen auf é enden. Dasselbe Gesetz verwandelt also patre (ausgesprochen pătere) in

paëre oder père, matrem in mère, fratrem in frère. Dieser Wechsel tritt allmählig, aber unaufhaltsam ein und, was das Wichtigste ist, er ist dem freien Willen des Menschen durchaus nicht unterworfen.

Das Wachsthum der Mundarten liegt aber noch weit mehr ausserhalb der Controle der Individuen. Denn obgleich ein Dichter wissentlich und absichtlich ein neues Wort erfinden kann, so hängt doch dessen Aufnahme von Umständen ab, welche keine Einmischung Einzelner gestatten. Es giebt gewisse Veränderungen in der Grammatik, von denen es auf den ersten Blick scheinen könnte, als ob sie hauptsächlich der Laune des Sprechers zuzuschreiben seien. Zugegeben z. B., dass der Wegfall lateinischer Endungen das natürliche Ergebniss einer sorglosern Aussprache war; zugegeben, dass die moderne Bezeichnung des französischen Genitivs durch du naturgemäss aus de illo [52]) verderbt ist, so könnte doch die Wahl des de statt irgend einer andern Präposition zur Umschreibung des Genitivs und des illo statt irgend eines andern Fürworts, um damit den Artikel zu bezeichnen, dafür den Beweis zu führen scheinen, dass die Nation in der Fortbildung ihrer Sprache aus freiem Willen handelte. Dem ist aber nicht so. Kein einzelnes Individuum hätte sich je nach eignem Entschluss unterfangen können, den alten lateinischen Genitiv abzuschaffen und an seine Stelle die Umschreibung de illo zu setzen. Der unbequeme Mangel an einem bestimmten, unterscheidenden Zeichen des Genitivs musste nothwendigerweise von dem Volke gefühlt werden, das einen vulgären lateinischen Dialekt sprach. Es war nothwendig, dass dasselbe Volk die Präposition de in solcher Weise gebrauchte, dass es ihre ursprüngliche örtliche Bedeutung ganz aus den Augen verlor (man vergl. una de multis, eine von vielen, bei Horaz.[53]) Es war auch nothwendig, dass dasselbe Volk den Mangel eines Artikels fühlte und illo in vielen Ausdrücken brauchte, wo es seine ursprüngliche pronominale Bedeutung verloren zu haben schien. Alle diese Bedingungen wollten nothwendigerweise erst erfüllt sein, bevor ein Einzelner

und nach ihm ein Zweiter und danach Hunderte, Tausende und Millionen jenes de illo als den Verhältnisszeiger des Genitivs gebrauchen und es in das italienische dello, del und das französische du verwandeln konnten.

Die Versuche einzelner Grammatiker und Puristen, an der Sprache herumzubessern, sind vollkommen erfolglos, und wir werden wahrscheinlich auch nicht mehr von Schematismen hören, nach denen die Sprachen von ihren Unregelmässigkeiten befreit werden sollen. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass das allmählige Verschwinden unregelmässiger Declinationen und Conjugationen sowohl in Sprachen mit als ohne Literatur zum Theil dem Dialekte der Kinder zuzuschreiben ist. Die Sprache der Kinder ist regelmässiger als unsere eigene. In England hört man Kinder badder und baddest, statt worse und worst sagen. [54]) Im Urdu war das alte Zeichen für das Possessiv-Pronomen rá, re, ré. Jetzt ist es ká, ke, ké, ausser in hamárá, mein, unser, tumhárá, euer, und in einigen wenigen andern Wörtern, die durchweg Pronomina sind. Mein gelehrter Freund, der Dr. Fitz-Edward Hall, theilt mir mit, dass er in Indien Kinder die Formen hamká und tumká erfinden und gebrauchen hörte. So sagen auch englische Kinder: I gaed, coomd, catched; eben dieses grammatische Gerechtigkeitsgefühl, dieses Streben nach einfach analoger Ausbildung der Sprache hat im Laufe der Jahrhunderte manche sogenannte unregelmässige Form aus der Sprache entfernt. So war z. B. das Hülfszeitwort im Lateinischen sehr unregelmässig. Wenn sumus, wir sind, und sunt, sie sind, heisst, so hätte die zweite Person nach der strengen Kinderlogik wenigstens sutis lauten müssen. Dies klingt ohne Zweifel einem classischen, an estis gewöhnten Ohre sehr barbarisch, und wir sehen, wie z. B. das Französische in nous sommes, vous êtes, ils sont die classischen Formen sorgfältig erhalten hat; aber im Spanischen *und Portugiesischen* finden wir somos, sois, son, *são* und dieses sois steht wirklich für sutis. Wir finden ähnliche Spuren grammatischen Nivellirens in den italienischen Formen siamo, siete, sono, die nach Ana-

logie regelmässiger Verben, wie crediamo, credete, credono, gebildet sind. Die zweite Person sei statt es stammt auch aus der Kindergrammatik. In ähnlicher Weise das walachische súntemu (wir sind), súnteti (ihr seid), Formen, die ihren Ursprung der dritten Person Pluralis sunt verdanken. Was sollen wir aber erst über solche Ungeheuer, wie essendo sagen! Wie credendo von credere, so ist dies Gerundium nach Principien einer strengen Gerechtigkeit von einem Infinitiv essere hergeleitet. Indessen brauchen wir nicht zu erstaunen, denn wir begegnen ähnlichen Barbarismen auch in anderen Sprachen, z. B. im Englischen. Im Angelsächsischen ist die dritte Person der Mehrzahl, sind, durch eine falsche Analogie auf die erste und zweite Person übertragen worden und im Englischen steht are für alle drei Personen. Im Alt-Norsischen heissen diese Personen ër-um, ër-udh, ër-u, im Gothischen sijum,[55]) sijuth, sind.

Wie man in deutschen Dialekten wir sein, sie sein, im Französischen j'avions für j'avais hört, so stösst man im Englischen auf I be statt I am, und wenn der Chartismus je die Oberhand gewinnen sollte, so können wir uns darauf gefasst machen, dass die Zeitungen Formen wie I says, I knows adoptiren würden.

Diese verschiedenen Einflüsse und Bedingungen, unter welchen die Sprache wächst und sich verändert, lassen sich mit Meeresströmungen vergleichen, aus denen sich, sobald ihre Geschwindigkeit abnimmt, Schichten auf dem Meeresboden ablagern, wo sie sich anhäufen und emporsteigen, bis sie endlich über der Oberfläche sichtbar werden, bis man sie endlich in allen ihren Bestandtheilen, die nicht durch ein inneres Princip des Wachsthums, nicht durch unabänderliche Naturgesetze zusammengebracht wurden, durchforschen und erkennen kann; man wird dann aber auch andrerseits einsehen, dass diese Bestandtheile keineswegs durch reinen Zufall oder als Erzeugnisse gesetzloser und ungeregelter Kräfte sich zusammenfanden. Wir können im Gebrauche unserer Worte gar nicht sorgfältig genug sein. Genau genommen

lassen sich auf die Umgestaltungen der sich stets ändernden Erdoberfläche die Ausdrücke „Geschichte“ oder Wachsthum gar nicht anwenden. Von „Geschichte“ redet man, wo die Wirkungen freier Kräfte eintreten; „Wachsthum“ bezieht sich auf die natürliche Entfaltung und Entwickelung organischer Wesen. Wir sprechen indess auch vom Wachsthum der Erdrinde, *von dem unaufhaltsamen Wachsthum der Gypskrystalle im Heilbronner Tunnel* und wissen recht wohl, was wir darunter verstehen; in diesem Sinne, nicht etwa wie das Wachsen eines Baumes, sind wir berechtigt, das Wachsthum einer Sprache aufzufassen. Wenn man jene Modificationen, welche mit der Zeit durch fortwährend neue Combinationen gegebener Elemente stattfinden und welche sich der regelmässigen Einwirkung freier Kräfte entziehen und schliesslich als das Resultat natürlicher Einflüsse erkannt werden können, wohl mit dem Namen Wachsthum bezeichnen mag, und wenn wir, nach dieser Definition, ein Wachsthum der Erdrinde annehmen können, so lässt sich dasselbe Wort in demselben Sinne auch auf die Sprache anwenden, und wird uns das Recht verleihen, die Wissenschaft der Sprache aus dem Bezirke der historischen Wissenschaften zu entfernen und in den der physischen zu verpflanzen.

Noch ein Einwand bleibt zu betrachten, und seine nähere Betrachtung wird uns gerade zu einem klarern Verständniss des eigentlichen, reellen Charakters der Sprache verhelfen. Die grossen Perioden in dem Wachsthum der Erde, welche durch geologische Forschung festgestellt sind, gelangen zu ihrem Abschluss, oder nähern sich wenigstens demselben, sobald wir die ersten Spuren menschlichen Lebens entdecken und sobald die Geschichte des Menschen im weitesten Sinne des Wortes beginnt. Die Perioden in dem Wachsthum der Sprache heben im Gegentheil zugleich mit der Geschichte der Menschheit an und laufen mit ihr parallel. Man hat desshalb behauptet, dass, obgleich die Sprache nicht bloss ein Werk der Kunst sein mag, es dennoch unmöglich sein würde, das Leben und Wachsthum irgend einer Sprache

ohne eine historische Kenntniss der Zeiten, in welchen diese Sprache sich bildete, zu verstehen. Wir müssen, wie man sagt, wissen, ob eine Sprache, welche unter dem Mikroskop der vergleichenden Grammatik analysirt werden soll, wild herangewachsen ist, mitten zwischen rohen Stämmen, ohne irgend eine mündlich oder schriftlich überlieferte, poëtische oder prosaische Literatur; oder ob sie durch Dichter, Priester und Redner eine feinere Cultur erhalten hat, ob ihr der Stempel eines classischen Zeitalters aufgeprägt worden ist. Wiederum können wir nur aus den Jahrbüchern der politischen Geschichte lernen, ob eine Sprache mit einer andern in Berührung gekommen ist, wie lange diese Berührung gedauert hat, welches der zwei Völker in der Civilisation höher stand, welches das siegende, welches das besiegte war, welches von den beiden die Gesetze, die Religion und die Künste des Landes einsetzte und die grösste Zahl nationaler Lehrer, volksthümlicher Dichter und einflussreicher Demagogen hervorbrachte. Alle diese Fragen tragen einen rein historischen Charakter und eine Wissenschaft, welche so viel aus historischen Quellen zu entlehnen und zn schöpfen hatte, könnte wohl wie eine Anomalie in der Sphäre der physischen Wissenschaften angesehen werden.

Wir entgegnen nun darauf, dass unter den physischen Wissenschaften keine einzige so eng mit der Geschichte der Menschheit zusammenhängt, wie die Wissenschaft der Sprache. Aber ein ähnlicher Zusammenhang, wenn auch nicht so weitgehend, lässt sich zwischen anderen Zweigen physischer Forschung und der Geschichte des Menschen nachweisen. In der Zoologie ist es z. B. von einiger Bedeutung, zu wissen, in welcher besondern Periode der Geschichte, in welcher Gegend und zu welchen Zwecken gewisse Thiere gezähmt und zu Hausthieren gemacht wurden. In der Ethnologie, einer, beiläufig gesagt, von der Sprachwissenschaft durchaus verschiedenen Wissenschaft, würde es schwer fallen, Gründe dafür anzugeben, dass der mongolischen Race in Ungarn oder der tatarischen Race in der Türkei der kaukasische Stempel auf-

gedrückt ist, wenn uns nicht schriftlich aufgezeichnete Urkunden von den Wanderungen und Niederlassungen mongolischer und tatarischer Stämme in Europa berichteten. So würde es z. B. auch einem Botaniker, indem er verschiedene Arten von Roggen vergleicht, grosse Schwierigkeiten bereiten, ihre respectiven Eigenthümlichkeiten zu erklären, wenn er nicht wüsste, dass diese Pflanze in einigen Gegenden seit Jahrhunderten cultivirt worden ist, während sie in andern, wie z. B. im Kaukasus, noch wild wächst. Die Pflanzen haben, wie die Menschenracen, ihre Heimath, und dass man in Griechenland Gurken, in Italien Orangen und Kirschen, in Deutschland Kartoffeln, am Cap Weinstöcke findet, dies kann nur der Geschichtsforscher vollständig erklären. Wenn also zwischen der Geschichte der Sprache und der des Menschen eine engere Beziehung besteht, so ist dies immer noch nicht hinreichend, die Wissenschaft der Sprache aus dem Kreise der physischen Wissenschaften zu verbannen.

Wir gehen aber noch weiter und behaupten, dass die Sprachwissenschaft, wenn wir sie nur recht genau definiren, sich für vollkommen unabhängig von der Geschichte erklären kann. Wenn wir von der Sprache Englands sprechen wollen, so müssen wir freilich etwas von der politischen Geschichte der britischen Inseln wissen, um den gegenwärtigen Zustand jener Sprache ganz zu begreifen. Ihre Geschichte beginnt mit den alten Briten, welche einen celtischen Dialekt sprachen; sie führt uns weiter zu der sächsischen Eroberung, den dänischen Einfällen, der normannischen Eroberung; wir sehen, wie jedes dieser politischen Ereignisse zur Bildung des Sprachcharakters wesentlich beitrug. Es lässt sich von der Sprache Englands behaupten, dass sie der Reihe nach Celtisch, Sächsisch, Normannisch und Englisch gewesen ist; wenn wir aber von der Geschichte der englischen Sprache reden, so betreten wir ein ganz und gar verschiedenes Gebiet. Die englische Sprache war nie Celtisch, das Celtische wurde nie Sächsisch, das Sächsische nie Normannisch und das Normannische ging nicht in das Englische über. Die Geschichte der celtischen Sprache

läuft fort bis auf den heutigen Tag. Es hat nichts zu bedeuten, ob sie von allen Bewohnern der britischen Inseln oder nur von einer kleinen Minderzahl in Wales, Irland und Schottland gesprochen wird. So lange, als eine Sprache von irgend Jemand gesprochen wird, lebt sie auch und hat ihre selbständige Existenz. Die letzte alte Frau, welche Cornisch sprach und der man jetzt ein Denkmal zu errichten beabsichtigt, repräsentirte in sich selbst die alte Sprache von Cornwall. Ein Celte kann wohl zum Engländer werden, celtisches und englisches Blut kann sich vermischen; wer könnte auch heutzutage das Verhältniss genau angeben, in welchem celtisches und sächsisches Blut in der Bevölkerung Englands gemischt ist? Aber Sprachen vermischen sich niemals. Es ist auch ganz gleichgültig, mit welchem Namen die auf den britischen Inseln gesprochene Sprache bezeichnet wird, ob sie die englische, britische oder sächsische genannt wird; für den Sprachforscher ist das Englische Teutonisch und nichts als Teutonisch. Der Physiolog mag immerhin behaupten und nachweisen, dass in vielen Beziehungen die englische Sprache gleichsam in ihrer Schädel- und Körperbildung einen celtischen Typus zeigt; der Genealog mag behaupten und beweisen, dass die Wappen so mancher englischen Familie normannischen Ursprungs sind; der Sprachforscher muss aber seinen eigenen Weg verfolgen. Historische Nachweise in Bezug auf ein uraltes Substrat celtischer Bevölkerung in Britannien, in Bezug auf sächsische, dänische und normannische Eroberungszüge mögen ihm nützlich sein; aber wenn auch alle Urkunden vernichtet, alle Schädel früherer Landesbewohner verwest wären, die englische Sprache, wie sie irgend ein Bauerjunge spricht, würde doch, wenn man sie nach den Regeln der vergleichenden Grammatik analysirt, ihre eigene Geschichte offenbaren. Ohne den Beistand der Geschichte würden wir sehen, dass Englisch Teutonisch ist, dass es, wie das Holländische und Friesische, dem niederdeutschen Sprachzweige angehört; dass dieser Zweig, zusammen mit den hochdeutschen, gothischen und scandinavischen Zweigen, die germanische Classe aus-

macht; dass diese germanische Classe, zusammen mit den celtischen, slavischen, hellenischen, italischen, iranischen und indischen Sprachclassen, der grossen indo-europäischen oder arischen Sprachenfamilie angehört. Aus dem englischen Wörterschatze kann der Forscher auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft gleichsam durch einen chemischen Process celtische, normannische, griechische und lateinische Bestandtheile ausscheiden, aber nicht ein einziger Tropfen fremden Bluts ist in das organische System der englischen Sprache eingedrungen. Die Grammatik, das Blut und die Seele der Sprache, ist in dem Englisch, wie es auf den britischen Inseln gesprochen wird, noch eben so rein und unvermischt wie damals, als die Sprache noch an den Gestaden des germanischen Meeres von den Angeln, Sachsen und Jüten des Continents gesprochen wurde.

Indem wir so die Einwürfe betrachteten und widerlegten, welche gegen die Aufnahme der Sprachwissenschaft in den Kreis der physischen Wissenschaften gemacht worden sind oder gemacht werden könnten, sind wir zu einigen Ergebnissen gelangt, halten es aber, ehe wir weiter gehen, für zweckmässig, dieselben erst nochmals in der Kürze zu wiederholen. Wir sahen, dass die vergleichende Philologie die Sprache zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung wählt, während die Philologie sie nur wie ein Mittel behandelt. Nicht das Studium einer Sprache, sondern vieler und am Ende aller Sprachen setzt sich diese neue Wissenschaft zum Ziele. Auch bietet die Sprache Homers in einer wissenschaftlichen Behandlung der menschlichen Rede an sich kein grösseres Interesse dar, als der Dialekt der Hottentotten.

Wir haben zweitens gesehen, dass nach der ersten praktischen Ansammlung und nach der sorgfältigen Zergliederung der stofflichen und formalen Elemente irgend einer Sprache der nächste und wichtigste Schritt in der Classification aller der mannigfaltigen Arten und Typen der menschlichen Sprache besteht, und dass man sich erst, nachdem diese erreicht ist, mit Sicherheit an die grossen Fragen wagen kann, welche

jede physische Forschung stellt, an die Fragen nach dem Wesen, dem Ursprung und dem Zweck der Sprache.

Wir haben drittens gesehen, dass ein Unterschied zwischen der sogenannten Geschichte und dem Wachsthum zu machen ist. Wir suchten die eigentliche Bedeutung des Wachsthums in seiner Beziehung auf die Sprache abzugränzen und bemerkten, wie es von menschlicher Laune unabhängig ist und von Gesetzen regiert wird, welche durch sorgfältige Beobachtung entdeckt und schliesslich weiter verfolgt werden können, bis man die Spur höherer Gesetze entdeckt, welchen die Organe sowohl des menschlichen Gedankens als auch der menschlichen Stimme unterworfen sind. Obgleich wir zugaben, dass die Wissenschaft der Sprache enger als irgend eine andere physische Wissenschaft mit der sogenannten politischen Geschichte der Menschheit zusammenhängt, fanden wir doch, dass, genau genommen, unsere Wissenschaft dieser fremden Hülfe sehr wohl entbehren kann und dass die Sprachen nach den Anzeichen, die sie selbst darbieten, und besonders nach ihrer grammatischen Gestaltung analysirt und classificirt werden können, ohne dass man auf die Individuen, Familien, Stämme, Nationen oder Racen, von denen sie gesprochen werden oder wurden, irgend Rücksicht zu nehmen braucht.

Im Verlaufe dieser Betrachtungen hatten wir zwei Grundsätze aufzustellen, auf welche wir uns im weiteren Verlaufe unserer Nachforschungen häufig beziehen werden. Der erste erklärt die Grammatik für das wesentlichste Element und desshalb für die Grundlage der Classification in allen Sprachen, welche eine bestimmte grammatische Gliederung hervorgebracht haben; der zweite läugnet die Möglichkeit einer gemischten Sprache.

Diese beiden Grundsätze werden sich, wenn wir sie erst genauer prüfen, wirklich zu einem Hauptaxiom vereinigen. Es giebt wohl kaum eine Sprache, die nicht in gewissem Sinne eine Mischsprache genannt werden könnte. Keine Nation, kein Volksstamm ist je so vollständig isolirt gewesen, um

nicht die Einführung einer gewissen Zahl von Fremdwörtern zulassen zu müssen. In einigen Fällen haben diese aus der Fremde eingeführten Wörter das ganze ursprüngliche Aussehen der Sprache umgestaltet und selbst, ihrer Menge nach, eine Majorität über das heimische Element erlangt. So ist z. B. das Türkische ein turanischer Dialekt, seine Grammatik ist ursprünglich rein tatarisch oder turanisch gewesen, aber gegenwärtig ist diese Sprache, wie sie die gebildete Welt in Constantinopel spricht *und namentlich schreibt*, mit persischen und arabischen Worten so gänzlich überwachsen, dass ein gewöhnlicher Bauerbursche nur wenig von dem sogenannten Osmanli versteht, obgleich die Grammatik mit der, die er selbst in seiner tatarischen Ausdrucksweise anwendet, noch genau identisch ist. Es ist weit mehr literarischen und politischen als religiösen Einflüssen zuzuschreiben, dass sich so viele persische und arabische Wörter im Türkischen vorfinden. Die persische Civilisation beeinflusste die Araber von den ersten Jahren ihrer religiösen und militärischen Eroberungen an und obgleich die besiegten und bekehrten Perser eine grosse Anzahl religiöser und politischer Ausdrücke arabischen, d. i. semitischen, Ursprungs aufnehmen mussten, so würde doch aus einer sorgfältigen Prüfung der verschiedenen vom Arabischen adoptirten persischen Wörter hervorgehen, dass die alte urarische Civilisation Persiens, welche durch die Sassanidendynastie einen neuen Aufschwung gewann, auf die ursprünglichen Nomadensitten der Araber zurückwirkte.[56]) Selbst im Koran finden sich persische Ausdrücke vor und er spricht sogar ein Verdammungsurtheil über die persischen Romanzen aus, welche sich unter den feiner gebildeten Mohamedanern verbreitet hatten und bei denselben beliebt waren. Obgleich nun die Türken eine semitische Religion und zugleich mit ihr nothwendigerweise auch eine religiöse Terminologie annahmen, die aus dem Semitischen hervorgegangen war, so empfingen sie jene Religion doch nicht direct, sondern durch persische Canäle. Daraus erklärt sich die grosse Zahl persischer Wörter im Türkischen, daraus erklären sich ferner die deutlichen

Spuren persischer Construction und Spracheigenheit, welche selbst an arabischen Wörtern, insofern als sie im Türkischen gebraucht werden, hervortreten. Gewisse arische Wörter, wie din, Glaube, gaur, Ungläubiger, oruj, Fasten, namáz, Gebete, wie sie bei einer turanischen Race mit einem nach dem Formulare einer semitischen Religion geregelten Gottesdienste in Gebrauch sind, erscheinen uns in Bezug auf die Culturgeschichte lehrreicher als Münzen, Inschriften oder Chroniken.[57])

Es giebt vielleicht keine Sprache, die so viele offenbar aus weit entfernten Quellen hergeleitete Wörter enthielte, wie die englische. Jedes Land der Erde scheint einige seiner Wortfabrikate auf den intellektuellen Markt Englands gebracht *und zu dieser Weltausstellung von Wortfabrikaten geliefert* zu haben. Lateinische, griechische, hebräische, celtische, sächsische, dänische, französische, spanische, italienische, germanische, ja sogar hindustanische, malayische und chinesische Wörter sind in bunter Mischung im englischen Wörterbuche zu finden. Nach den von den Wörtern selbst gebotenen Belegen würde es unmöglich sein, dem Englischen unter den andern festgewachsenen Stöcken und Stämmen der menschlichen Sprache irgend eine Classe anzuweisen. Wenn wir die Betrachtung der unbedeutenden Beimischungen bei Seite lassen, so finden wir bei der Vergleichung der germanischen mit den lateinischen oder neu-lateinischen, d. i. normannischen Elementen im Englischen, dass die letztern über die heimischen sächsischen Ausdrücke eine entschiedene Majorität erlangt haben. Dies mag unglaublich scheinen, und wenn wir einfach eine Seite irgend eines englischen Buches nehmen und darauf die Wörter rein sächsischen und lateinischen Ursprungs zählen wollten, so würde die Majorität ohne Zweifel auf der Seite des Sächsischen liegen. Der Artikel, die Pronomina, Präpositionen und Hülfsverba, die alle aus dem Sächsischen hervorgewachsen sind, kommen auf ein und derselben Seite immer wieder vor. So behauptete Hickes, dass neun Zehntel des englischen Wortschatzes sächsisch seien, weil sich nur drei Wörter lateinischen Ursprungs im Vaterunser vorfänden. Sharon

Turner, der seine Beobachtungen über ein weiteres Gebiet ausdehnte, kam zu dem Schluss, dass sich das Normannische zu dem Sächsischen wie zwei zu drei verhalte. Ein anderer Schriftsteller, der die Gesammtzahl der englischen Wörter auf 38,000 schätzt, legt dem Sächsischen 23,000, der altclassischen Quelle 15,000 bei. Indem aber M. Thommerel ein genaueres Inventar aufnahm und alle Wörter in den Wörterbüchern von Robertson und Webster zählte, stellte er die Thatsache fest, dass von der Totalsumme von 43,566 Wörtern 29,853 classischen, 13,230 germanischen und die übrigen 483 verschiedenen andern Quellen entsprungen sind.[58]) Nach dem durch sein Wörterbuch selbst gebotenen Beweise und wenn man das Englische wie eine Mischsprache behandelt, sollte man es demnach zusammen mit dem Französischen, Italienischen und Spanischen als einen der romanischen oder neu-lateinischen Dialekte classificiren. Wenn aber auch Sprachen in ihrem Wörterbuch sehr gemischt erscheinen, so können sie doch nie in ihrer Grammatik wirklich gemischt sein. Dem Hervas wurde von Missionären erzählt, dass in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Araucaner, obgleich sie kaum ein einziges nicht spanisches Wort gebrauchten, doch die Grammatik ihrer Muttersprache vollständig beibehalten hatten.[59]) Dies ist der Grund, warum die Grammatik zur Richtschnur der Verwandtschaft und zur Grundlage der Classification fast aller Sprachen gemacht wird und es folgt also, wie selbstverständlich, dass in der Classification und in der Sprachwissenschaft überhaupt das Vorhandensein eines gemischten Idioms unmöglich zugegeben werden kann. Wir können im Englischen ganze Sätze bilden, die nur aus lateinischen oder romanischen Wörtern bestehen, aber Alles, was von Grammatik im Englischen geblieben ist, trägt unverkennbare Spuren germanischer Arbeit. Was man jetzt im Englischen Grammatik nennen mag, ist wenig mehr als eine Genitiv- und eine Pluralendung, Steigerungsgrade und ein paar Endungen der Personen und Zeiten des Verbs. Dennoch ist schon das s allein, das die dritte Person des Singulars des Indicativs des Präsens bezeichnet,

ein unwiderleglicher Beleg dafür, dass das Englische in einer wissenschaftlichen Classification der Sprachen, selbst wenn es kein einziges Wort sächsischen Ursprungs beibehalten hätte, zu der Classe des Sächsischen gerechnet und als ein Zweig des grossen germanischen Stammes der arischen Sprachenfamilie angesehen werden müsse. In den alten und weniger ausgereiften Sprachen ist die Grammatik oder der formale Theil der menschlichen Rede weit reicher entwickelt, als im Englischen, und sie ist desshalb ein noch viel zuverlässige- Führer, um in den zerstreuten Gliedern derselben Familie eine Familienähnlichkeit zu entdecken. Es giebt Sprachen, in welchen sich keine Spur von dem zeigt, was wir Grammatik zu nennen pflegen, z. B. das Alt-chinesische; es giebt andere, in welchen wir noch das Heranwachsen der Grammatik oder, genauer gesagt, den allmähligen Uebergang des Materials zu bloss formalen Elementen beobachten können. Bei diesen Sprachen müssen neue Principien der Classification angewandt werden, wie sie durch das Studium der Naturgeschichte dargeboten werden, und wir müssen uns statt der Kriterien einer genealogischen Verwandtschaft mit denen einer morphologischen Affinität begnügen.

Ich habe so, wie ich hoffe, auf einige der Einwürfe geantwortet, welche der Sprachwissenschaft die Stellung zu nehmen drohten, die sie in dem Kreise der physischen Wissenschaften beanspruchen darf. Wir werden in unserer nächsten Vorlesung sehen, wie sich die Geschichte unserer Wissenschaft von ihrem Anbeginn bis auf die Gegenwart gestaltet hat und in wiefern man von ihr sagen kann, dass sie drei Stationen, die empirische, classificirende und theoretische durchgemacht habe, Stationen, welche die Kindheit, die Jugend und das Mannesalter jeder einzelnen Naturwissenschaft bezeichnen.

Dritte Vorlesung.

Die empirische Stufe.

Wir beginnen heute damit, den geschichtlichen Fortschritt der Sprachwissenschaft in ihren drei Entwickelungsstufen, der empirischen, classificirenden und theoretischen zu verfolgen. Es herrscht in den Naturwissenschaften die allgemeine Regel, dass sie mit der Zergliederung beginnen, zur Classification vorschreiten und endlich zur Theorie gelangen; aber diese Regel erleidet viele Ausnahmen, wie ich in meiner ersten Vorlesung nachwies, und es ist keineswegs ungewöhnlich, dass philosophische Speculationen, welche eigentlich der letzten oder theoretischen Stufe angehören, schon viel früher versucht wurden, ehe noch die nothwendigen Belege gesammelt oder gruppirt waren. So finden wir, dass die Sprachwissenschaft in den einzigen beiden Ländern, wo wir ihren Ursprung und ihre Geschichte genau verfolgen können, in Indien und Griechenland, sich sogleich in Theorien über die mysteriöse Natur der Sprache hineinstürzt und sich so wenig um Thatsachen kümmert, wie Jener, der eine Abhandlung über das Kameel schrieb, ohne das Thier und die Wüste je gesehen zu haben. Die Brahmanen erhoben in den Vedahymnen die Sprache zu dem Rang einer Gottheit, wie sie dies mit allen Dingen thaten, deren Wesen sie nicht verstanden. Sie richteten Hymnen an diese Sprachgottheit, in welchen es von ihr heisst, dass sie vom Anbeginn

bei den Göttern geweilt habe, Wunder verrichtend und dem Menschen nur zum Theil sich offenbarend. In den Bráhmanas heisst die Sprache die Kuh, der Athem der Stier, und ihr Junges soll der Menschengeist sein.[1]) Von Brahman, dem höchsten Wesen, heisst es, dass er durch die Sprache erkannt werde, ja die Sprache selbst wird der oberste Brahman genannt. Aber schon in sehr frühen Zeiten kamen die Brahmanen aus diesen Entzückungen über die Sprache wieder zu sich selbst und machten sich nun mit wunderbarer Geschicklichkeit daran, den heiligen Leib der Sprache zu seciren. Ihre Leistungen in grammatischer Analyse, die aus dem sechsten Jahrhundert vor Christo datiren, sind von keiner grammatischen Literatur irgend einer Nation übertroffen worden. Mit dem Gedanken, eine ganze Sprache auf eine kleine Anzahl Wurzeln zurückzuführen, dessen Durchführung in Europa zuerst im sechszehnten Jahrhundert von Henry Estienne[2]) versucht wurde, waren die Brahmanen wenigstens 500 v. Chr. bereits vollkommen vertraut.

Die Griechen erhoben zwar die Sprache nicht zu dem Rang einer Gottheit, erwiesen ihr aber doch in ihren alten Philosophenschulen die höchsten Ehren. Es giebt kaum einen ihrer namhaften Philosophen, der nicht irgend einen Ausspruch über die Natur der Sprache hinterlassen hätte. Die Aussenwelt oder die Natur und die Innenwelt oder der Menschengeist setzte die alten Weisen in nicht grösseres Erstaunen und entlockte ihnen nicht tiefere Orakelsprüche, als die Sprache, das Abbild beider, der Natur und des Geistes. „Was ist Sprache?“ war eine Frage, die eben so frühzeitig gestellt wurde, als „Was bin ich?“ und „Was ist die ganze Welt um mich?“ Das Sprachproblem wurde in der That zu einem Kampfplatz, auf dem die verschiedenen Schulen der alten griechischen Philosophie ihre Kräfte massen, und wir werden auf ihre uralten Vermuthungen über das Wesen der menschlichen Rede einen Blick zu werfen haben, wenn wir an die Betrachtung der dritten oder theoretischen Stufe in der Wissenschaft der Sprache gehen werden.

Gegenwärtig haben wir die frühzeitigen Spuren der ersten oder empirischen Stufe zu verfolgen. Es könnte hier zweifelhaft erscheinen, was denn eigentlich die dieser Stufe anzuweisende Geistesarbeit sei. Was kann unter der empirischen Behandlung der Sprache verstanden werden? Wer war es, der für die Sprache dasselbe vollbrachte, was der Seemann für seine Sterne, der Bergmann für seine Mineralien, der Gärtner für seine Blumen that? Wer war der Erste, der einen Gedanken in die Sprache hineinlegte? Den Gedanken, zwischen ihren Bestandtheilen, zwischen Nomen und Verbum, zwischen Artikel und Pronomen, zwischen dem Accusativ und Nominativ, dem Activ und Passiv einen Unterschied zu machen? Wer erfand diese bezeichnenden Ausdrücke und zu welchem Zweck wurden sie erfunden?

Wir müssen bei der Beantwortung dieser Fragen grosse Sorgfalt anwenden, denn, wie ich schon oben sagte, der bloss empirischen Analyse der Sprache gingen in Griechenland allgemeinere Untersuchungen über das Wesen des Denkens und Sprechens voraus, und diese haben zu dem Endergebniss geführt, dass viele der technischen Ausdrücke, welche die Nomenclatur der empirischen Grammatik bilden, in den Schulen der Philosophie schon lange existirten, ehe sie dem Grammatiker übergeben und zu seinen Zwecken zurechtgelegt wurden. Die Unterscheidung des Nomens und Verbums oder, besser gesagt, des Subjects und Prädicats war das Werk der Philosophen. Selbst die technischen Ausdrücke Casus, Numerus, Genus wurden schon in einer sehr frühen Zeit ersonnen, um in unsere Gedankenwelt einzutreten, und dies geschah nicht etwa zu dem praktischen Zwecke, die Formen der Sprache zu analysiren. Diese ihre praktische Anwendung auf die in Griechenland gesprochene Sprache war das Werk einer spätern Generation. Der Sprachlehrer verglich zuerst die Kategorien des Gedankens mit dem reellen Sprachstoff. Er war es, der die Terminologie des Aristoteles und der Stoïker von dem Gedanken auf die Sprache, von

der Logik auf die Grammatik übertrug und so die ersten Pfade durch den unzugänglichen Urwald der gesprochenen Rede hindurchschlug. Indem der Grammatiker dies that, konnte er die Bedeutung mancher der Philosophie entlehnten Ausdrücke nicht mehr in äusserster Strenge festhalten; er musste diese Bedeutung modificiren und zugleich andere Ausdrücke ausprägen, ehe er nur alle die von der Sprache gebotenen Thatsachen selbst in der rohesten Weise erfassen konnte. Denn die Unterscheidung zwischen Nomen und Verbum, zwischen Activ und Passiv, zwischen Nominativ und Accusativ bringt uns in der That in der wissenschaftlichen Analyse einer Sprache noch nicht sonderlich vorwärts. Es ist nichts weiter als ein erster Griff und kann nur mit der allerelementarsten Terminologie in andern Zweigen menschlicher Erkenntniss verglichen werden. Dessenungeachtet war damit ein erster Schritt gethan und ein sehr wichtiger Schritt, und wenn wir in der Weltgeschichte die Namen derer aufbewahren, welche die vier Elemente entdeckt haben sollen, die Namen eines Thales, Anaximenes und Empedokles, so sollten wir die Namen der Entdecker der Sprachelemente — die Begründer eines der nützlichsten und erfolgreichsten Zweige der Philosophie — der ersten Grammatiker auch nicht vergessen.

Die Grammatik im gewöhnlichen Sinne des Worts, oder die bloss formale und empirische Analyse der Sprache, verdankt also ihren Ursprung, so wie alle andern Wissenschaften, einem sehr natürlichen und praktischen Bedürfniss. Der erste praktische Grammatiker war zugleich der erste praktische Sprachlehrer, und wenn wir die Anfänge der Sprachwissenschaft kennen zu lernen streben, so müssen wir die Frage zu lösen suchen, zu welcher Zeit in der Weltgeschichte und unter welchen Umständen man zuerst daran gedacht hat, irgend eine ausländische Sprache neben der eigenen zu erlernen. In eben der Zeit werden wir der ersten praktischen Grammatik begegnen und nicht früher. Es mag schon viel Stoff vorbereitet worden sein durch die weit uneigennützigern Forschungen der Philosophen und ebenso

durch die kritischen Studien der gelehrten Alexandriner über die alten Formen ihrer Sprache, wie sie in den homerischen Gesängen niedergelegt waren, aber Regeln über Declination und Conjugation, Paradigmen regelmässiger und unregelmässiger Nomina und Verba, syntaktische Beobachtungen und dergleichen mehr, dies Alles ist ganz allein und recht eigentlich die Arbeit des Sprachlehrers.

Obgleich der Unterricht in den Sprachen in der Gegenwart so weit verbreitet ist und so vielfach betrieben wird, so ist er doch eine verhältnissmässig sehr neue Erfindung. Die alten Griechen dachten mit wenigen Ausnahmen nicht daran, eine fremde Sprache zu erlernen. Warum sollten sie auch daran denken? Sie theilten die ganze Welt in Griechen und Barbaren und hielten es für ihrer unwürdig, entweder die Tracht und Sitte ihrer barbarischen Nachbarn anzunehmen oder sich mit deren Sprache vertraut zu machen. Der Grieche hielt es für ein Vorrecht, Griechisch zu sprechen, und selbst seiner Sprache sehr nahe verwandte Dialekte betrachtete er als blosses Kauderwälsch mit Geringschätzung. Es kostet Zeit, ehe die Leute den Gedanken fassen, dass man sich auch in einer andern, als der Muttersprache recht gut verständigen könne. Die Polen nannten ihre Nachbarn, die Deutschen, Niemiec (njemy bedeutet stumm), [3]) gerade wie die Griechen die Barbaren Aglossoi (zungenlos) nannten. Der Name, den die Germanen ihren Nachbarn, den Celten, gaben, Walh im Althochdeutschen, vealh im Angelsächsischen, das moderne Welsch, ist mit dem Sanskritwort mlechchha zusammengestellt worden und bedeutet eine undeutlich sprechende Person. [4])

Selbst als die Griechen die Nothwendigkeit eines sprachlichen Verkehrs mit fremden Völkern einzusehen begannen, als sie ein Verlangen fühlten, deren Idiome zu erlernen, war die Aufgabe noch keineswegs gelöst. Wie sollte auch eine fremde Sprache gelernt werden, so lange jeder der Betheiligten nur seine eigene sprechen konnte? Die Aufgabe war fast eben so schwierig, als die den ersten Menschen gestellte,

wie sie nach der Erzählung Einiger noch sprachlos zusammen kamen, um die Sprache zu erfinden und über die geeignetsten Namen sich zu berathen, welche den Wahrnehmungen ihrer Sinne oder ihren abstracten Vorstellungen gegeben werden sollten. Zuerst lernten die Griechen, wie man wohl annehmen muss, fremde Sprachen ebenso, wie Kinder ihre Muttersprache lernen. Die von den alten Geschichtsschreibern erwähnten Dolmetscher waren wohl häufig Kinder von verschiedene Sprachen redenden Aeltern. Der König Cyaxares von Medien sandte, als ein Scythenstamm in seinem Lande erschien, einige Kinder zu ihnen, damit sie die Sprache und die Kunst des Bogenschiessens von jenen lernen sollten. [5]) Der Sohn eines Barbaren und einer Griechin pflegte sich wohl ganz natürlich in der Ausdrucksweise beider Aeltern von Kind auf zu üben und die gewinnreiche Verwerthung solcher Dolmetscherdienste trieb wohl Manchen noch ganz besonders zur Erlernung zweier Sprachen. Es wird uns — freilich aus etwas mythischen Quellen — berichtet, dass die Griechen über die Mannigfaltigkeit der Sprachen, denen sie während des Argonautenzuges begegneten, erstaunten und dass ihnen der Mangel an tüchtigen Dolmetschern sehr unbequem wurde. [6]) Wir brauchen uns darüber nicht zu wundern, denn englischen Armeen ist es in neuerer Zeit kaum besser gegangen als den Begleitern des Jason. Die Mannigfaltigkeit der auf dem kaukasischen Isthmus gesprochenen Dialekte ist überhaupt so gross, dass er bei den Eingeborenen noch heute der „Sprachenberg“ heisst. Wenn wir unsern Blick von diesem mythischen Zeitalter auf die eigentliche geschichtliche Zeit Griechenlands wenden, so finden wir, dass der Handelsverkehr zu dem Gewerbe der Dolmetscher den ersten Antrieb gab. Herodot erzählt uns (IV., 24), dass Caravanen griechischer Kaufleute, die, dem Lauf der Wolga folgend, bis zum Ural hinaufzogen, von sieben Dolmetschern begleitet worden seien, welche sieben verschiedene Sprachen gesprochen hätten. Diese müssen die slavischen, tatarischen und finnischen Dialekte mit in sich begriffen haben, die in jenen Gegenden zur

Zeit des Herodot ebenso wie noch heute gesprochen worden sind. Die Kriege mit den Persern machten die Griechen zuerst mit dem Gedanken vertraut, dass andere Völker auch wirkliche Sprachen besassen. Themistokles studirte Persisch und soll es fliessend gesprochen haben. Der Zug Alexanders des Grossen trug noch weit wirksamer dazu bei, dass die Griechen mit fremden Nationen und Sprachen bekannt wurden. Als aber Alexander sich mit den Brahmanen, welche damals von den Griechen als die Hüter einer uralten geheimnissvollen Weisheit betrachtet wurden, zu unterreden versuchte, so mussten ihre Antworten von so vielen Dolmetschern übersetzt werden, dass einer von den Brahmanen bemerkte, sie müssten dem Wasser gleich werden, dass durch viele unreine Kanäle hindurchgelaufen sei. [7]) Wir hören wirklich auch von noch älteren griechischen Reisenden und es lässt sich schwer begreifen, wie in diesen frühen Zeiten irgend Jemand ohne eine gewisse Kenntniss der Sprache des Volkes reisen konnte, durch dessen Felder, Dörfer und Städte er passiren musste. Manche dieser Reisen, besonders diejenigen, welche sich bis auf Indien erstreckt haben sollen, sind freilich auch blosse Erdichtungen späterer Schriftsteller. [8]) Lykurg mag nach Spanien und Afrika gereist sein, bis nach Italien ist er gewiss nicht vorgedrungen; auch findet man seinen Verkehr mit den indischen Gymnosophisten vor Aristokrates, der um 100 v. Chr. lebte, nirgends erwähnt. Die Reisen des Pythagoras sind ebenso mythisch; sie sind Erfindungen alexandrinischer Gelehrten, die da glaubten, dass alle Weisheit vom Oriente ausgegangen sein müsse. Durch bessere Autoritäten lässt sich die Annahme stützen, dass Demokrit nach Aegypten und Babylon ging, aber seine weiteren Reisen nach Indien sind gleichfalls mährchenhaft. Obgleich Herodot in Aegypten und Persien reiste, so lässt er uns doch nirgends merken, dass er sich irgend einer andern Sprache, als seiner eigenen, zu bedienen vermochte.

Wir möchten fast behaupten, dass die Barbaren mit grösserer Leichtigkeit fremde Sprachen zu erlernen verstan-

den, als die Griechen und Römer. Bald nach der macedonischen Eroberung finden wir Berosus in Babylon, [9]) Menander in Tyrus, Manetho in Aegypten, wo jeder aus Originalquellen die Geschichtsbücher seines Vaterlandes zusammenzutragen suchte. [10]) Ihre Werke wurden griechisch und für Griechen geschrieben. Des Berosus Muttersprache war das Babylonische, die des Menander das Phönizische, die des Manetho das Aegyptische. Berosus war im Stande, die Keilinschriften Babylons mit derselben Leichtigkeit zu entziffern, mit welcher Manetho die Papyrusrollen Aegyptens las. Das fast gleichzeitige Auftreten dreier Männer, welche als geborne Barbaren doch bemüht waren, die Geschichte ihrer Heimathländer aus der gänzlichen Vergessenheit zu erretten, indem sie sie der Obhut ihrer Sieger, der Griechen, vertrauensvoll übergaben, ist von hoher Bedeutung. Ebenfalls bedeutsam und für die griechischen oder macedonischen Eroberer keineswegs rühmlich ist es aber, dass sie diesen Werken im Allgemeinen nur sehr geringen Werth beigelegt zu haben scheinen. Sie sind alle verloren gegangen und uns nur noch aus Bruchstücken bekannt; dennoch ersehen wir auch aus diesen geringen Ueberresten, dass das Werk des Berosus für die Entzifferung der Keilinschriften und für das Studium der babylonischen Geschichte ein unschätzbarer Führer gewesen sein würde und dass Manetho, wenn er vollständig erhalten wäre, uns ganze Bände voll Controversen über die ägyptische Chronologie erspart haben würde. Wir erkennen ferner aus dem fast gleichzeitigen Erscheinen dieser Werke, dass in der Diadochenzeit die griechische Sprache von literarisch gebildeten Barbaren studirt und cultivirt wurde, obgleich wir wohl vergebens nach irgend einem Griechen suchen würden, der zu literarischen Zwecken eine andere als seine eigene gelernt oder angewandt hätte. Wir bemerken ferner keine Spur geistigen Verkehrs zwischen den Griechen und Barbaren vor der Epoche Alexanders und Alexandriens. Erst in Alexandrien wurden verschiedene Nationen, die in verschiedenen Zungen redeten und an verschiedene Götter glaubten, zusam-

mengebracht. Obgleich Handelsspeculationen sie vornehmlich beschäftigten, so war es doch natürlich, dass sie sich in ihren Mussestunden über ihre Heimath, ihre Götter, ihre Könige, Gesetzgeber und Dichter mit einander unterhielten. Ausserdem lebten Griechen in Alexandrien, welche sich Alterthumsforschungen widmeten und sich darauf verstanden, Menschen, die aus irgend einem fernen Lande kamen, auszufragen. Die Ansprüche der Aegypter auf ein fabelhaftes Alterthum, der Glaube der Juden an den heiligen Charakter ihrer Gesetze, die von den Persern den Schriften Zoroaster's gezollte Verehrung, Alles dies waren Gegenstände, die sich zu gelehrten Gesprächen in Alexandriens Sälen und Bibliotheken eigneten. Wir verdanken wahrscheinlich die Uebersetzung des alten Testaments, die Septuaginta, diesem Geiste literarischer Forschung, der in Alexandrien von den Ptolemäern begünstigt und gefördert wurde. [11]) Auch die Schriften Zoroaster's, der Zend-Avesta, scheinen um dieselbe Zeit in das Griechische übersetzt worden zu sein. Denn jener Hermippos, [12]) welcher nach den Angaben des Plinius die Schriften des Zoroaster übersetzt haben soll, war höchst wahrscheinlich der peripatetische Philosoph und Schüler des Kallimachos, einer der grössten Gelehrten Alexandriens.

Obgleich wir aber in Alexandrien diese und manche ähnliche Spuren eines allgemeinen Interesses finden, das die Literaturen anderer Nationen zu erwecken anfingen, so liegen doch durchaus keine klaren Belege dafür vor, dass die fremden Sprachen an sich Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden wären. Nicht durch das Studium anderer Sprachen, sondern durch Untersuchungen über die alten Mundarten ihrer eigenen Sprache wurden die Griechen zuerst zu Forschungen hingeleitet, die wir heute kritisch und philologisch nennen würden. Das kritische Studium des Griechischen stammt aus Alexandrien und gründete sich hauptsächlich auf den Text des Homer. Die allgemeinen Umrisse einer Grammatik finden sich, wie schon oben gesagt wurde, bereits in einer frühern Periode vor. Sie wuchs heran in den

Schulen der griechischen Philosophen. [13]) Plato war mit dem Nomen und Verbum als den zwei Hauptbestandtheilen der Rede bekannt. Aristoteles fügte die Conjunction und den Artikel hinzu. Er beachtete auch den Unterschied des Numerus und Casus. Aber weder Plato, noch Aristoteles waren sonderlich aufmerksam auf die sprachlichen Formen, welche den Formen des Gedankens entsprachen, und sahen sich auch nicht dazu veranlasst, sie auf irgend welche praktische Regeln zurückzuführen. [14]) Bei Aristoteles ist das Verbum oder rhēma kaum mehr als das Prädicat und in Sätzen wie „Der Schnee ist weiss" würde er „weiss" ein rhēma genannt haben. Die Ersten, welche die thatsächlichen Sprachformen in eine gewisse Ordnung brachten, waren die alexandrinischen Gelehrten. Ihre Hauptbeschäftigung war, correcte Texte der griechischen Classiker, besonders des Homer, herzustellen. Sie sahen sich desshalb gezwungen, auf die Formen der griechischen Grammatik auf das Genaueste zu achten. Die aus verschiedenen Theilen Griechenlands nach Alexandrien und Pergamus gesandten Manuscripte zeigten beträchtliche Varianten und nur durch die sorgfältigste Beobachtung konnte es festgestellt werden, welche Formen im Homer geduldet werden konnten oder nicht. Ihre Ausgaben des Homer waren nicht bloss Ekdŏseis, editiones, sie waren zugleich Diorthōseis, d. h. kritische Ausgaben. Es gab auch verschiedene Schulen, welche sich in ihren Ansichten über die Sprache des Homer einander gegenüber standen. Jede Lesart, welche Zenodotos oder Aristarchos annahm, musste vertheidigt werden, und diese Vertheidigung war nur dadurch zu führen, dass man allgemeine Regeln über die Grammatik der Homerischen Gedichte aufstellte. [15]) Gebrauchte Homer den Artikel? Gebrauchte er ihn vor Eigennamen? Diese und ähnliche Streitfragen mussten entschieden werden, und wie nun die eine oder die andere Ansicht von den Herausgebern adoptirt wurde, so wurde der Text dieser alten Gesänge durch mehr oder weniger gewaltsame Emendationen abgeändert. Neue technische Ausdrücke machten sich nothwendig

um z. B. den Artikel, wenn er einmal anerkannt war, von dem hinzeigenden Fürwort zu unterscheiden. Artikel ist eine buchstäbliche Uebersetzung des griechischen Wortes Arthron. Arthron (lat. artus) heisst die Anfügung der Knochen an einander, das Gelenk. Das Wort wurde zuerst von Aristoteles gebraucht und konnte bei ihm nur Wörter bezeichnen, welche zur Zusammenfügung der Glieder eines Satzes in ähnlicher Weise dienten, wie die Gelenkbänder am Körper. In einem Satze, wie „Wer auch immer es gethan, er soll dafür büssen", würden die griechischen Grammatiker das demonstrative Pronomen e r das übergeordnete Glied, das relative Pronomen w e r das untergeordnete genannt haben; [16]) und vor Zenodot, dem ersten Bibliothekar Alexandriens, 250 v. Chr., wurden alle Pronomina einfach als Articulationen oder Vergliederungen der Rede classificirt. Zenodot führte zuerst eine Distinction zwischen persönlichen Fürwörtern oder antonomiai und den blossen articuli oder Articulationen der Rede ein, welche von nun an den Namen arthra behielten. Diese Unterscheidung war sehr nothwendig und sie wurde ihm ohne Zweifel durch seine Verbesserungen des homerischen Textes an die Hand gegeben, da Zenodot der erste war, der den Artikel vor Eigennamen in der Iliade und Odyssee wiederherstellte. Wer denkt jetzt, wenn er von dem bestimmten oder unbestimmten Artikel spricht, an den Ursprung und die ursprüngliche Bedeutung des Worts und an die Zeit, die es kostete, ehe es zu dem werden konnte, was es jetzt ist, zu einem jedem Schulknaben geläufigen Terminus technicus!

Um ferner den Einfluss, den das kritische Studium des Homer in Alexandrien auf die Entwickelung der grammatischen Terminologie ausübte, noch mit einem andern Beispiel zu erläutern, weisen wir darauf hin, dass die erste Idee des Numerus, eines Singulars und Plurals von den Philosophen festgestellt und definirt wurde. Aber Aristoteles gebrauchte solche technische Ausdrücke, wie Singular und Plural, noch gar nicht, und auf den Dual deutet er nicht einmal hin. Er spricht nur von den Fällen, welche die Ein- oder Mehrzahl

ausdrücken, obgleich auch Casus oder Ptōsis bei ihm eine von der jetzigen ganz abweichende Bedeutung hat. Die Ausdrücke Singular und Plural wurden nicht eher erfunden, als bis man ihrer bedurfte, und dieses Bedürfniss wurde zuerst von den Grammatikern gefühlt. Zenodot, der Herausgeber des Homer, war der Erste, der über den Gebrauch des Duals in den Homerischen Gedichten Beobachtungen anstellte, und mit dem gewöhnlichen Eifer eines Entdeckers mag er manchen Pural selbst ohne Noth in einen Dual verwandelt haben.

Die Gelehrten Alexandriens und der mit Alexandrien wetteifernden Akademie von Pergamus waren demnach die Ersten, welche die griechische Sprache kritisch studirten, d. h. die Sprache analysirten, sie unter allgemeinere Kategorien brachten, die verschiedenen Redetheile unterschieden, geeignete technische Ausdrücke für die verschiedenen Wortfunctionen erfanden, den mehr oder weniger correcten, den einzelnen Dichtern eigenthümlichen Stil beobachteten, auf den Unterschied zwischen veralteten und classischen Formen merkten und lange und gelehrte Abhandlungen über alle diese Gegenstände herausgaben. Ihre Werke bezeichnen eine grosse Epoche in der Geschichte der Sprachwissenschaft. Aber noch ein Schritt war zu thun, ehe man erwarten konnte, einer wirklich praktischen oder elementaren Grammatik der griechischen Sprache zu begegnen. Die erste wirkliche griechische Grammatik war nun die des Dionysius Thrax. Sie ist noch vorhanden, und obgleich ihre Aechtheit bezweifelt worden ist, so sind doch diese Zweifel als gänzlich beseitigt zu betrachten.

Wer war aber Dionysius Thrax? Sein Vater war, wie uns der Name lehrt, ein Thracier; aber Dionysius selbst lebte in Alexandrien und war ein Schüler des berühmten Kritikers und Herausgebers des Homer, Aristarchos. [17]) Dionysius ging später nach Rom, wo er um die Zeit des Pompejus lehrte. Hier bemerken wir nun eine ganz neue Erscheinung in der Culturgeschichte der Menschheit. Ein Grieche, ein Schüler des Aristarch, lässt sich in Rom nieder und schreibt eine praktische Grammatik der griechischen Sprache — natürlich

für seine jungen römischen Zöglinge. Er war nicht der Erfinder der grammatischen Wissenschaft. Fast der ganze Rahmen der Grammatik wurde ihm, wie wir sahen, durch die Arbeiten seiner Vorgänger von Plato bis Aristarch dargeboten; aber er war der Erste, der die von frühern Philosophen und Kritikern gewonnenen Resultate auf die praktischen Zwecke des Unterrichts im Griechischen anwandte und zwar, was überaus wichtig ist, nicht des Unterrichts für Griechen, die schon Griechisch verstanden und nur theoretische Studien über ihre Sprache anstellen wollten, sondern für Römer, denen man die Declinationen und Conjugationen in ihrer Regelmässigkeit und ihren Anomalien zu lehren hatte. Sein Werk wurde so zu einem der Hauptkanäle, durch welche die grammatische Terminologie, welche von Athen nach Alexandrien hinübergebracht worden war, nach Rom zurückfloss, um sich von da über die ganze Culturwelt zu verbreiten.

Dionysius war indess, obgleich er die erste praktische Grammatik schrieb, keineswegs der erste Sprachlehrer oder professeur de langue, der sich in Rom niederliess. Zu seiner Zeit wurde Griechisch in Rom weit allgemeiner gesprochen, als gegenwärtig etwa Französisch in London. Die Kinder der Vornehmen lernten Griechisch eher als Latein, und obgleich Quintilian es in seinem Werk über Erziehung nicht billigt, dass ein Knabe auf die Länge nichts als Griechisch lernt, „wie es jetzt, sagt er, bei den meisten Leuten Mode ist,“ so empfiehlt er es doch zugleich an, dass man den Knaben zuerst Griechisch und später Latein lehren solle. [18]) Dies mag seltsam erscheinen, aber es ist dennoch Thatsache, dass, so lange wir nur Kunde von Italien haben, die griechische Sprache dort ebenso zu Hause war, wie die lateinische. Italien verdankte Griechenland fast Alles und zwar nicht bloss in spätern Tagen, als die untergehende Sonne griechischer Civilisation ihre Strahlen mit der Morgenröthe römischer Grösse vermischte, sondern schon damals, als die ersten griechischen Colonisten gen Westen fuhren, um sich eine neue Heimath aufzusuchen. Von den Griechen erhielten die

Italer ihr Alphabet, von den Griechen lernten sie lesen und schreiben.[19]) Die Namen für Wage, Messruthe, die Maschinen im Allgemeinen, für gemünztes Geld,[20]) viele mit der Schifffahrt zusammenhängende Ausdrücke,[21]) nausea (Seekrankheit) nicht ausgenommen, sind dem Griechischen entlehnt und beweisen, in welcher Ausdehnung die Italer den Griechen sogar die ersten Grundlagen der Cultur zu danken hatten. Italien hatte ohne Zweifel seine eigenen Nationalgötter, aber sehr bald wurde es von der Mythologie der Griechen beeinflusst. Einige der griechischen Götter identificirten die Italer mit ihren eigenen; andere wurden als neue Gottheiten aufgenommen. So wurde Saturnus, ursprünglich ein italischer Herbstgott, mit dem griechischen Kronos-Cultus in Verbindung gebracht, und da Kronos der Sohn des Uranos war, so wurde eine neue Gottheit erfunden und Saturn wurde zum Sohn eines mythischen Cœlus gemacht. So wurde der italische Herculus, der Gott der Hürden, Gehäge und Mauern, mit dem griechischen Herakles verschmolzen.[22]) An Kastor und Pollux, die beide griechischen Ursprungs waren, glaubten die italischen Seeleute bereitwilligst und machten sie zu Gottheiten der Schifffahrt; es waren zugleich die ersten speciell griechischen Götter, denen nach der Schlacht am See Regillus (485) in Rom ein Tempel errichtet wurde.[23]) 431 wurde in Rom ein zweiter derartiger Tempel dem Apollo errichtet, dessen Orakel zu Delphi seit der Zeit, wo sich griechische Colonisten auf italischem Boden angesiedelt hatten, von den Italiern häufig befragt worden war. Die Orakelsprüche der berühmten Sibylle von Cumæ waren griechisch geschrieben[24]) und es war den Priestern (duoviri sacris faciundis) gestattet, sich zwei griechische Sclaven zu halten, um diese Orakel zu übersetzen.[25])

Als die Römer, 454 v. Chr., sich an die Aufstellung eines Gesetzcodex machten, sandten sie vor allen Dingen eine Commission nach Griechenland, welche über die solonischen Gesetze in Athen und über die Gesetze anderer griechischer Städte Bericht erstatten sollte.[26]) In demselben Verhältniss wie Rom an politischer Bedeutung und Macht zu-

nahm, fanden auch griechische Sitten, griechische Kunst, Sprache und Literatur bereitwillige Aufnahme.[27]) Schon vor dem Anfang der punischen Kriege waren viele römische Staatsmänner der griechischen Sprache mächtig. Den Knaben wurden nicht bloss die römischen Buchstaben von ihren „literatores" gelehrt, sie mussten auch zu gleicher Zeit das griechische Alphabet lernen. Die Lehrer des Griechischen in Rom hiessen damals grammatici und waren meist griechische Sclaven oder Freigelassene (liberti).

Unter den jungen Leuten, welche Cato in Rom heranwachsen sah, galt Griechisch verstehen eben so viel, als Erziehung und feine Sitte haben. Sie lasen griechische Bücher, unterhielten sich griechisch und schrieben sogar griechisch. Tiberius Gracchus, der 177 Consul war, hielt zu Rhodus eine griechische Rede, die er später herausgab.[28]) Als Flaminius von den Griechen lateinisch angeredet wurde, erwiederte er diese Aufmerksamkeit dadurch, dass er griechische Verse zu Ehren ihrer Götter schrieb. Die erste Geschichte Rom's wurde in Rom von Fabius Pictor, um 200 v. Chr., griechisch geschrieben,[29]) und wahrscheinlich nur, um gegen dieses Werk und gegen die Schriften des Lucius Cincius Alimentus und Publius Scipio Opposition zu machen, schrieb Cato seine eigene römische Geschichte lateinisch. Dem Beispiel der höhern Classen folgten die niedern mit grossem Eifer. Die Lustspiele des Plautus bieten dazu den besten Beleg; denn in einigen seiner Charaktere tritt die Sucht, griechische Wörter ihrer Rede beizumischen, ganz entschieden hervor; auf ähnliche Weise machten sich die deutschen Schriftsteller in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch das Beimischen französischer Wörter und Phrasen lächerlich. In der Erbschaft, die Rom auf solche Weise von Griechenland antrat, lag zugleich Verlust und Gewinn. Was wäre aber aus Rom geworden ohne seine griechischen Lehrmeister? Sogar die ältesten Schriftsteller Rom's, die Begründer seiner Literatur, waren ja Griechen, Privatlehrer, Männer, die vom Uebersetzen der Schulbücher und Schauspiele lebten. Livius

Andronicus, der als Kriegsgefangener von Tarent nach Rom geschickt wurde (272 v. Chr.) erwarb dort seinen Unterhalt durch Unterricht im Griechischen. Seine Uebersetzung der Odyssee in lateinische Verse, welche den Anfang der römischen Literatur bezeichnet, war wohl zum Gebrauch bei seinen Privatcursen abgefasst. Auf seinen Stil, so plump und hölzern er auch war, blickten die erstehenden Dichter der Hauptstadt sehnsüchtig hin, wie auf ein Muster der Vollkommenheit. Nævius und Plautus waren seine Zeitgenossen oder unmittelbaren Nachfolger. Alle Lustspiele des Plautus sind Uebersetzungen griechischer Originale oder wenigstens Bearbeitungen derselben für das römische Publikum; man erlaubte dem Plautus nicht einmal, die Scene von Griechenland nach Rom zu verlegen. Das römische Publikum wollte griechisches Leben, griechische Sittenverderbniss sehen; es würde den Dichter für straffällig erklärt haben, der es gewagt hätte, einen römischen Patricier oder eine römische Matrone auf die Schaubühne zu bringen. Auch griechische Tragödien wurden ins Lateinische übertragen. Ennius, der nur wenig jüngere Zeitgenosse des Nævius und Plautus (239—169 v. Chr.), machte sich zuerst an eine Uebersetzung des Euripides. Er war, wie Andronicus, ein aus Italien stammender Grieche, der sich in Rom als Sprachlehrer und Uebersetzer aus dem Griechischen niederliess. Er war ein Schützling der liberalen Partei, eines Publius Scipio, Titus Flaminius und Marcus Fulvius Nobilior [30]) und wurde römischer Bürger. Aber Ennius war mehr als Dichter, mehr als Sprachlehrer. Er ist ein Neuerer, ein Neolog genannt worden und bis zu einem gewissen Punkte verdiente er auch diesen Namen. Zwei gegen die Religion Griechenlands und sogar gegen die Existenz der griechischen Götter in sehr feindseligem Geiste abgefasste Werke wurden von ihm ins Lateinische übersetzt. [31]) Das eine war die Philosophie des Epicharmos (470 v. Chr. in Megara), welcher lehrte, dass Zeus nichts als die Luft und ebenso die andern Götter nur Namen für Naturkräfte seien; das andere das Werk des Euhemeros von Messene (300 v. Chr.),

welcher in romanhafter Form zu beweisen suchte, dass die griechischen Götter nie existirt hätten und dass diejenigen, an welche man wie an Götter geglaubt, nur Menschen gewesen wären. Diese beiden Werke wurden nicht ohne besondere Absicht übersetzt, und obgleich an sich überaus seicht und abgeschmackt, wirkten sie doch auf die noch seichteren Systeme der römischen Götterlehre mit ihrer zersetzenden Kraft ein. Griechisch wurde fast synonym mit ungläubig und Ennius würde kaum der über Nævius für seine politischen Satyren verhängten Strafe entgangen sein, wenn er sich nicht der Gönnerschaft und Achtung der einflussreichsten Staatsmänner Rom's erfreut hätte. Selbst Cato, der hartnäckige Gegner griechischer Pilosophie [32]) und Rhetorik, war ein Freund des gefährlichen Ennius, und so unaufhaltsam wuchs der Einfluss des Griechischen in Rom, dass Cato sich noch in seinem Alter entschloss, es zu lernen, um seinen Sohn mit denjenigen Schriften der griechischen Literatur vertraut zu machen, die er, wenn auch nicht für nützlich, so doch für unschädlich hielt. Man hat sich gewöhnt, über Cato wegen seiner mürrischen Abneigung und Opposition gegen alles Griechische zu spotten; aber in seinen Anklagen und Schmähungen lag doch viel Wahrheit. Wir haben viel von Jung-Bengalen, von jenen jungen Hindús gehört, welche Byron und Voltaire lesen, Billard spielen, in Gigs fahren, ihre Priester verlachen, gegen die Missionäre die Gönner spielen, aber selbst an gar nichts glauben. Die Beschreibung, welche Cato von jungen Faulenzern in Rom macht, erinnert uns lebhaft an diese jungen Hindús. [33])

Als Rom die Fackel der Wissenschaft aus der absterbenden Hand Griechenlands nahm, brannte diese Fackel nicht mehr mit hellem, reinen Lichte. Dem Plato und Aristoteles war Chrysippus und Karneades gefolgt; Euripides und Menander hatten die Plätze eines Aeschylus und Sophokles eingenommen. Indem Rom der Hüter und Bewahrer des prometheïschen, zuerst in Griechenland entzündeten Funkens wurde, der später nicht allein Italien, sondern alle Länder

Europa's erleuchten sollte, verlor es viel von jener ihm angeborenen und heimischen Virtus, der es seine Grösse verdankte. Die altrömische Genügsamkeit und Sittenstrenge, die römische Reinheit und Frömmigkeit, Rom's Bürgergeist und Patriotismus wurden durch die griechische Ueppigkeit und Frivolität, durch griechische Intriguen und Selbstsucht, durch Lasterhaftigkeit und Treulosigkeit verdrängt. Verweise und Verbote halfen nichts, und die griechischen Ideen gewannen, nachdem sie Cato und seine Freunde verdammt hatten, nur um so grössern Reiz. Jede neue Generation nahm mehr und mehr griechisches Wesen in sich auf. 131 [34]) hören wir von einem Consul (Publius Crassus), der, als ein Vorläufer Mezzofanti's, im Stande war, sich in den verschiedenen Dialekten des Griechischen auszudrücken. Sulla erlaubte es fremden Gesandten, vor dem römischen Senate Griechisch zu sprechen. [35]) Der stoische Philosoph Panætius [36]) lebte im Hause der Scipionen, welches eine lange Zeit hindurch der Sammelplatz aller literarischen Celebritäten in Rom blieb. Hier waren der griechische Geschichtsschreiber Polybios, der Philosoph Kleitomachos, der Satyriker Lucilius, der afrikanische Dichter Terentius (196—159 v. Chr.) und der Improvisator Archias (102 v. Chr.) willkommene Gäste. [37]) In diesem gewählten Kreise wurden die Meisterwerke der griechischen Literatur gelesen und beurtheilt, die Probleme der griechischen Philosophie erörtert und die höchsten Interessen des menschlichen Lebens wurden zum Gegenstand gedankenvoller, tiefsinniger Gespräche gewählt. Obgleich kein originelles Dichtergenie aus diesem Kreise hervorging, so übte er doch auf die Fortentwickelung der römischen Literatur einen sehr bedeutenden Einfluss aus. Er bildete gleichsam ein Tribunal guten Geschmacks und das classische Latein verdankt gewiss ein gutes Theil seiner Correctheit, Einfachheit und Männlichkeit jenem „kosmopolitischen Club", der unter dem gastfreien Dach der Scipionen seine Sitzungen hielt. Die Kenntniss des Griechischen verbreitete sich mit jedem Menschenalter weiter und weiter. Cicero sprach Griechisch vor dem Senate von Syra-

cus, Augustus in Alexandrien. Knaben und Mädchen pflegten, wie Ovid erzählt, die Lustspiele Menander's zu lesen — „solet pueris virginibusque legi" — und Juvenal ruft in der 6. Satyre (V. 186 flg.) aus:

Omnia Graece
Cum sit turpe magis nostris nescire Latine.
Hoc sermone pavent, hoc iram, gaudia, curas,
Hoc cuncta effundunt animi secreta.

Das religiöse Leben der römischen Gesellschaft war um das Ende der punischen Kriege ebenfalls mehr griechisch als römisch. Alle, welche über religiöse Fragen ernstlich nachzudenken versuchten, waren entweder Stoiker oder Anhänger des Epicur, oder sie bekannten sich zu den Lehren der neuern Akademie, d. h. sie leugneten die Möglichkeit irgend einer Erkenntniss des Unendlichen und setzten die Wahrscheinlichkeit an die Stelle der Wahrheit.[38]) Obgleich die Lehrsätze des Epicur und der neuern Akademie immer für gefährlich und ketzerisch erklärt wurden, so wurde doch die Philosophie der Stoiker geduldet und eine Art von Vergleich zwischen der Philosophie und Religion eingegangen. Es gab eben so gut eine Staatsphilosophie wie eine Staatsreligion. Obgleich es der römischen Priesterschaft 161 geglückt war, alle griechischen Rhetoren und Philosophen aus Rom zu verbannen, so sah sie doch wohl ein, dass ein Compromiss nothwendig war. Es wurde ganz offen zugegeben, dass in den aufgeklärten Volksclassen[39]) die Philosophie die Stelle der Religion einnehmen müsse, dass aber der Glaube an Wunder und Orakel nothwendig sei, um die grosse Masse des Volkes in Ordnung zu halten. Selbst Cato,[40]) der Führer der orthodoxen, nationalen und conservativen Partei, drückte sein Erstaunen darüber aus, dass ein Haruspex, wenn er einem Collegen begegne, nicht laut auflache. Männer wie Scipio Aemilianus und Lælius bekannten sich zu dem Glauben an die Volksgötter; aber Jupiter war ihnen die Seele des Weltalls, die Götterstatuen betrachteten sie als blosse Werke der Kunst.[41]) Ihre Götter hatten, wie das Volk klagte, weder

Körper, Glieder noch Leidenschaften. Der Friede wurde indess zwischen dem Stoiker und orthodoxen Priester aufrecht erhalten. Beide Parteien bekannten sich zu dem Glauben an dieselben Götter, beanspruchten aber die Freiheit, nach ihrer eigenen Weise an dieselben zu glauben.

Ich habe etwas lange bei den wechselnden Strömungen in der geistigen Atmosphäre Rom's am Ende der punischen Kriege verweilt und zu zeigen versucht, wie vollständig sie mit griechischen Ideen geschwängert war; ich hoffe dadurch zugleich den sonst scheinbar unerklärlichen Umstand erklärt zu haben, dass nämlich die griechische Grammatik in Rom mit so überaus grossem Eifer und Ernst studirt wurde, und zwar nicht nur von einigen wenigen Gelehrten und Philosophen, sondern von den mächtigsten Staatsmännern jener Zeit. Für unsern literarischen Geschmack behalten Discussionen über Nomina und Verba, über Casus und Geschlecht, über die verschiedenen Conjugationen immer etwas von jenem langweiligen, ermüdenden Charakter, den dergleichen Gegenstände in der Schule hatten, und wir können es kaum verstehen, wie in Rom die Grammatik — die reine, einfache Grammatik — einen allgemein interessanten Gegenstand und ein Thema der Unterredung in der feingebildeten Welt abgeben konnte. Obgleich die grammatischen Studien der Römer durch Citate und Erläuterungen aus den griechischen Classikern [42]) wohl anziehender gemacht wurden, so war ihr Hauptgegenstand doch die Sprache an sich. Als einer der ersten Grammatiker jener Zeit, Krates von Pergamus, als Gesandter des Königs Attalus nach Rom kam, wurde er von allen literarisch-gebildeten Staatsmännern der Hauptstadt mit der grössten Auszeichnung aufgenommen. Als er eines Tages auf dem palatinischen Hügel spazieren ging, blieb er mit dem Fuss in dem Gitter einer Cloake stecken, er fiel hin und brach sich das Bein. [43]) Da er nun länger, als er beabsichtigt hatte, in Rom verweilen musste, so vermochte man ihn dazu, einige öffentliche Vorlesungen oder akroaseis über Grammatik zu halten, und von diesen Vorlesungen datirt, wie Sueton sagt,

das Studium der Grammatik in Rom. Dies fand 159 v. Chr., zwischen dem zweiten und dritten punischen Kriege, kurz nach dem Tode des Ennius und zwei Jahre nach der berüchtigten Vertreibung der griechischen Rhetoren und Philosophen (161) statt. Vier Jahre später wurde Karneades, der gleichfalls als Gesandter nach Rom gekommen war, von Cato am Lesen verhindert. Nach diesen Vorlesungen des Krates wurden grammatische und philologische Studien in Rom überaus populär. Wir hören von Lucius Aelius Stilo,[44]) der über die lateinische Sprache las, wie Krates über die griechische. Unter seinen Schülern finden wir einen Varro, Lucilius, Cicero. Varro schrieb vier und zwanzig Bücher über die lateinische Sprache, von denen vier dem Cicero gewidmet waren. Cicero selbst wird in grammatischen Streitfragen als eine Autorität angeführt, obgleich wir kein Specialwerk Cicero's über Grammatik kennen. Lucilius widmete das neunte Buch seiner Satiren der Verbesserung der Orthographie.[45]) Aber nichts legt ein offenbareres Zeugniss ab von dem weitverbreiteten Interesse, welches die grammatischen Studien in den höchsten Kreisen der römischen Gesellschaft erweckt hatten, als Cäsar's Werk über lateinische Grammatik. Er hatte es während des gallischen Krieges verfasst und dem Cicero gewidmet, welcher wohl auf die Huldigung stolz sein konnte, welche der grosse Feldherr und Staatsmann ihm damit darbrachte.[46]) Die meisten dieser Werke sind für uns verloren und wir können uns über sie nur aus zufälligen Citaten ein Urtheil bilden. So erfahren wir aus einem Fragment von Cäsar's Werk De analogia, dass er den Ausdruck Ablativus im Lateinischen erfunden hat. Das Wort kommt früher nirgends vor und konnte natürlich, wie die Namen der andern Casus, der griechischen Grammatik nicht entlehnt werden, da diese keinen Ablativ im Griechischen annahm. Wenn man sich vorstellt, mit welcher Energie Cäsar die gallischen und germanischen Barbaren bekämpfte, wie scharf er aus der Ferne die politischen Verwickelungen in Rom überwachte, wie er jeden Augenblick bereit war, das Weltscepter zu ergreifen,

und wie er doch zu gleicher Zeit seine grammatischen und philologischen Studien mit seinem Geheimschreiber, dem Griechen Didymus,[47]) ungestört fortsetzte, so gewinnen wir überrascht eine ganz neue Ansicht von dem Wesen dieses ausserordentlichen Mannes und von der Zeit, in welcher er lebte. Nachdem Cäsar die Höhe seiner Macht erstiegen hatte, ward es einer seiner Lieblingspläne, eine griechische und lateinische Bibliothek in Rom zu gründen, und er bot deren Leitung dem damals bedeutendsten Gelehrten, dem Varro, an, obgleich dieser auf Seiten des Pompejus gegen ihn gefochten hatte.[48])

Wir sind so wieder bei der Zeit angelangt, in welcher, wie wir oben bereits erwähnten, Dionysius Thrax die erste Elementargrammatik der griechischen Sprache in Rom herausgab. Die empirische Grammatik war so nach Rom verpflanzt, die griechische grammatische Terminologie ins Lateinische übersetzt worden und in diesem neuen lateinischen Gewande ist sie nun fast 2000 Jahre in der ganzen civilisirten Welt herumgereist. Selbst in Indien, wo in den grammatischen Schulen der Brahmanen sich eine ganz andere Terminologie gebildet hatte, die noch dazu in einigen Beziehungen vollkommener ist, als die Alexandrinische und Römische, können wir jetzt Ausdrücke wie Casus, Genus, Activum und Passivum von europäischen Lehrern den jungen Hindús erklären hören. Die Schicksale der Wörter sind wahrlich seltsam genug, und als ich neulich auf die Examenberichte der indischen Regierungsschulen blickte, schienen mir solche Fragen, wie „Welche Form hat der Genitiv von Siva?“ ganze Bände der Geschichte in einen einzigen Satz zusammenzupressen.[49]) Wie ist solch ein Wort, wie Genitiv-Casus, nach Indien gekommen? Es kam aus England, nach England war es aus Rom gekommen, nach Rom aus Alexandrien, nach Alexandrien aus Athen. In Athen hatte der Ausdruck casus oder ptōsis eine philosophische Bedeutung; casus im Lateinischen war nur eine buchstäbliche Uebersetzung; die ursprüngliche Bedeutung des „Falles“ war verloren gegangen und das Wort sank zu einem reinen technischen Ausdruck herab. In Athen

war die Philosophie der Sprache das Gegenstück der Philosophie des Geistes. Die Terminologie der formalen Logik und formalen Grammatik war dieselbe. Die Logik der Stoiker zerfiel in zwei Theile,[50]) welche Rhetorik und Dialektik hiessen, und handelte zuerst von dem Bezeichnenden, oder von der Sprache, und dann von dem Bezeichneten oder von den Dingen. In ihrer philosophischen Sprache bedeutet ptōsis, was die Römer mit casus wiedergaben, wirklich einen Fall, das soll heissen die Abhängigkeit oder Beziehung einer Idee zu der andern, das Beruhen eines Wortes auf dem andern, die Rection. Lange und leidenschaftliche Erörterungen wurden darüber angestellt, ob der Name ptōsis oder Fall auf den Nominativ anwendbar sei, und jeder ächte Stoiker würde den Ausdruck Casus rectus verspottet haben, da das Subject oder der Nominativ, wie sie darlegten, nicht durch etwas anderes fallen oder auf einem andern Begriff beruhen könne, sondern aufrecht und fest dastehe, so dass sich gerade die übrigen Wörter des Satzes an ihn anlehnten und von ihm abhingen. Alles dies pflegt für uns verloren zu gehen, wenn wir von Casus sprechen.[51])

Wie sollen aber die Hinduschüler in den Regierungsschulen Indiens die Bedeutung des Genitivus errathen? Das lateinische Wort ist noch dazu fehlerhaft gewählt, denn die griechische Genikē konnte nie so viel bedeuten als genitivus. Wenn das letztere Wort den Casus des Ursprungs, der Geburt bezeichnen sollte, so würde er im Griechischen gennētikē, nicht genikē genannt worden sein. Auch bezeichnet der Genitiv keineswegs das Verhältniss des Sohnes zum Vater. Denn obgleich wir sagen können: „Der Sohn des Vaters“, so können wir doch eben so gut sagen: „Der Vater des Sohnes.“ Genikē hatte im Griechischen eine viel weitere, viel philosophischere Bedeutung.[52]) Es bezeichnete den casus generalis, den generellen Casus oder vielmehr den Fall, welcher das Genus, die Art ausdrückt. Darin besteht die eigentliche Kraft und Bedeutung des Genitivs. Wenn der Dichter die Wolken Segler der Lüfte nennt, so bezeichnet

„der Lüfte“ das Genus, zu welchem hier die Segler gehören sollen, es macht sie zu Luftschiffern. In Verbindungen, wie Sohn des Vaters oder Vater des Sohnes, bewirken die Genitive ganz dasselbe. Sie sagen etwas von dem Sohne oder dem Vater aus, und wenn wir zwischen den Söhnen des Vaters und den Söhnen der Mutter einen Unterschied machen wollten, so würden die Genitive das Genus oder die Classe bezeichnen, zu welcher die Söhne in jedem Falle gehörten. Sie würden demselben Zwecke dienen, wie die Adjectiva väterlich und mütterlich. Es kann etymologisch bewiesen werden, dass die Endung des Genitivs in den meisten Fällen mit jenen Ableitungssuffixen identisch ist, durch welche Substantiva zu Adjectiven umgeformt werden. [53])

Es ist kaum nothwendig, die Geschichte dessen, was ich empirisches Studium nenne, oder die grammatische Analyse der Sprache hier über Rom hinaus noch weiter zu verfolgen. Mit und durch Dionysius Thrax war das Gerüst der Grammatik bereits vollständig aufgebaut. Spätere Schriftsteller haben es verbessert und vervollständigt, aber nichts wirklich Neues und Originelles hinzugethan. Wir können dem Strome der grammatischen Wissenschaft von Dionysius Thrax bis auf unsere Zeit in fast ununterbrochener Folge nachspüren; griechische und lateinische Schriftsteller bilden eine unzerrissene Kette durch die Jahrhunderte. Wir finden den M. Verrius Flaccus, den Lehrer der Enkel des Augustus, und den Quintilian im ersten Jahrhundert; wir begegnen dem Scaurus, Apollonius Dyscolus und seinem Sohne Herodianus im zweiten, dem Probus und Donatus im vierten. Nachdem Constantin den Sitz der Regierung von Rom nach Constantinopel verlegt hatte, fand die grammatische Wissenschaft eine neue Heimath in der dortigen neuen Akademie. Nicht weniger als zwanzig griechische und lateinische Grammatiker hatten Professuren in Constantinopel inne. Unter Justinian, im sechsten Jahrhundert, gab der Name des Priscianus den grammatischen Studien einen neuen Glanz und sein Werk blieb während des Mittelalters und fast bis auf unsere Zeit eine Autorität. Wir selbst haben

die Grammatik nach dem Plane gelernt, der von Dionysius in Rom, von Priscianus in Constantinopel, von Alkuin in York befolgt wurde, und was immer von den Verbesserungen, die in unser Erziehungssystem eingeführt worden sein sollen, gesagt werden mag, den in unsern öffentlichen Schulen gebrauchten griechischen Grammatiken liegt doch noch in der Hauptsache die erste empirische Analyse der Sprache zu Grunde, die von den Philosophen in Athen vorbereitet, von den Gelehrten in Alexandrien angewandt und von den griechischen Professoren Rom's auf die praktischen Zwecke des Unterrichts in einer fremden Sprache übertragen wurde.

Vierte Vorlesung.

Die classificirende Stufe.

Wir haben in der letzten Vorlesung den Ursprung und Fortschritt des empirischen Studiums der Sprachen von der Zeit des Plato und Aristoteles bis auf unsere eigene Schulzeit in Umrissen dargestellt. Wir haben gesehen, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen die erste grammatische Analyse der Sprache stattfand; wie ihre Bestandtheile, die Redetheile, benannt wurden und wie mit Hülfe einer halb philosophischen, halb empirischen Terminologie ein System des Sprachunterrichts aufgestellt wurde, welches dem Zwecke, zu dem es hauptsächlich bestimmt war, sicherlich entsprochen hat, mögen wir auch über seinen innern Werth ganz anderer Meinung sein.

Wenn man das Verfahren betrachtet, durch welches dieses System grammatischer Wissenschaft ausgearbeitet wurde, so kann man nicht erwarten, dass dasselbe einen tiefern Einblick in das Wesen der Sprache gewähren werde. Die Eintheilung in Nomina, Verba und Partikeln, die Schemata der Declination und Conjugation waren bloss ein künstliches, über den lebendigen Körper der Sprache geworfenes Netzwerk. Wir müssen in der Grammatik eines Dionysius Thrax nicht nach einem richtig gebauten, wohlgegliederten Skelett der menschlichen Rede suchen wollen. Dennoch ist es interessant, manche auffällige Uebereinstimmung in der grammatischen

Terminologie der Griechen und der Hindús zu beobachten; es scheint dadurch der Beweis geführt zu werden, dass das vielgeschmähte grammatische System der Schulen doch eine solide, natürliche Grundlage haben muss. Die Hindús sind die einzige Nation, welche die Wissenschaft der Grammatik angebaut und gepflegt hat, ohne direct oder indirect von den Griechen einen Anstoss dazu erhalten zu haben. Dennoch finden wir auch im Sanskrit dasselbe System von Casus, vibhakti oder Flexionen genannt, wir finden Activ, Passiv und Medium, Zeiten, Modi und Personen, die, wenn auch nicht genau so wie im Griechischen, doch in sehr ähnlicher Weise eingetheilt werden. [1] Im Sanskrit heisst die Grammatik vyâkaraṇa, was Analysis oder Zergliederung bedeutet. So wie die griechische Grammatik ihren Ursprung dem kritischen Studium des Homer verdankte, so entstand die Sanskrit-Grammatik aus dem Studium der Vedas, der ältesten Poësieen der Brahmanen. Die Unterschiede zwischen dem Dialekt dieser heiligen Hymnen und dem Sanskrit der spätern Literatur wurden aufgezeichnet und mit religiöser Sorgfalt aufbewahrt. Wir besitzen noch heute die ersten von den Brahmanen über die wissenschaftliche Grammatik abgefassten Abhandlungen, die sogenannten prâtiśâkhyas. Obgleich diese Werke eigentlich nach ihrer ganzen Anlage nur Regeln über die correcte Aussprache des alten Veda-Dialekts geben wollen, so bieten sie uns doch zu gleicher Zeit auch Bemerkungen von rein grammatischem Charakter, und besonders jene werthvollen Verzeichnisse von unregelmässigen oder sonst in irgend einer Weise merkwürdigen Wörtern, die Gaṇas. Diese legten jene festen Fundamente, auf welchen nachfolgende Generationen von gelehrten Hindús jenen Wunderbau errichteten, der seinen Abschluss durch die Grammatik Pâṇini's erhielt. Es giebt keine regelmässige oder unregelmässige Form in der ganzen Sanskritsprache, welche diese Grammatik des Pâṇini und seiner Ausleger unbeachtet gelassen hätte. Wir begegnen in der gesammten grammatischen Literatur aller Nationen keinem einzigen Werke, in welchem eine rein empirische

Analyse der Sprache in solcher Vollständigkeit durchgeführt wäre; aber von dem wirklichen Leben und Weben, von dem natürlichen Wachsthum der Sprache weiss es nichts zu berichten.

Was wissen wir denn nun von der Sprache im Allgemeinen, wenn wir griechische oder sanskritische Grammatik gelernt oder das Netzwerk der classischen Grammatik unserer eigenen Muttersprache unterworfen haben?

Wir kennen gewisse Formen der Sprache, welche gewissen Formen des Gedankens entsprechen. Wir wissen, dass das Subject die Form des Nominativs, das Object die Form des Accusativs annehmen muss; wir wissen, dass *eine in die Wirkungssphäre des Verbs tretende Person,* das entferntere Object, in den Dativ, das Prädicat in seiner allgemeinsten Form als Attribut in den Genitiv treten muss. Man lehrt uns, dass der Genitiv, den wir durch ein angehängtes es oder en bezeichnen und welchen der Franzose und gewöhnlich auch der Engländer durch eine Präposition umschreibt, im Griechischen durch die Endung os, im Lateinischen durch is gebildet wird. Was aber dieses os und is, *überhaupt dieses auch im Deutschen und Englischen wiederkehrende s*, darstellt, warum diesen Endungen die Kraft beiwohnt, den Nominativ in den Genitiv, ein Subject in ein Attribut zu verwandeln, bleibt räthselhaft. Es versteht sich von selbst, dass jede Sprache, um überhaupt eine Sprache zu sein, befähigt sein muss, das Subject vom Object, den Nominativ vom Accusativ zu unterscheiden. Aber wie eine kleine Abänderung der Endung dazu ausreichen kann, einen so wesentlichen Unterschied hervorzuzaubern, könnte fast unbegreiflich erscheinen. Wenn wir einen Augenblick, vom Griechischen und Lateinischen absehend, andere Sprachen betrachten, so bemerken wir bald, dass es thatsächlich nur wenige Sprachen giebt, welche für diese beiden Kategorien des Gedankens unterschiedene Formen besitzen. Selbst im Griechischen und Lateinischen ist der Nominativ und Accusativ der Neutra äusserlich durch nichts unterschieden. Die chinesische Sprache

hat, wie gewöhnlich behauptet wird, überhaupt keine Grammatik, d. h. sie hat keine Flexion, weder Declination noch Conjugation nach unserer Auffassung dieser sprachlichen Erscheinungen; sie kennt keinen formalen Unterschied der verschiedenen Redetheile, Nomen, Verbum, Adjectiv, Adverb u. s. w. Dennoch lässt sich jeder Gedanke bis in seine feinsten Beziehungen chinesisch wiedergeben, *denn die chinesische Sprache hat eine fein ausgebildete Syntax.* Es fällt den Chinesen nicht schwerer zwischen „Jacob schlägt Hans“ oder „Hans schlägt Jacob“ zu unterscheiden, wie den Griechen und Römern oder uns selbst. Sie haben keine Endung für den Accusativ, erreichen aber vollständige Deutlichkeit durch die consequente Voranstellung des Subjects und Verweisung des Objects hinter das Verbum oder dadurch, dass sie Wörter vor oder nach dem Nomen gebrauchen, welche deutlich anzeigen, dass dasselbe als das Object des Verbums aufzufassen sei.[2]) Es giebt andere Sprachen, welche mehr Endungen, als sogar das Griechische und Lateinische besitzen. Im Finnischen giebt es fünfzehn Casus, durch die jede mögliche Beziehung zwischen Subject und Object ausgedrückt werden kann; aber dennoch fehlt der Accusativ, der reine Objectscasus.[3]) Im Englischen und Französischen sind die unterscheidenden Endungen des Nominativs und Accusativs durch phonetische Verderbniss abgeschliffen, und diese Sprachen sind, wie die chinesische, gezwungen, das Subject und Object durch die Stellung der Wörter zu bezeichnen. Wenn uns also in der Schule gelehrt wird, dass der Nominativ rex im Accusativ in regem übergeht, so ist dies einfach eine praktische Regel. Wir wissen nun wohl, wann wir rex, wann regem sagen müssen; aber warum der König als Subject rex, als Object regem genannt werden muss, bleibt noch ganz unerklärt. Auf dieselbe Weise lernen wir, dass amo ich liebe, amavi ich habe geliebt, ich liebte bedeutet; aber warum dieser tragische Umschlag des Liebens in nicht lieben durch die einfache Vertauschung des o mit avi, im Deutschen des e mit te, im

Englischen durch Anfügung eines d, dargestellt werden kann, wird weder gefragt noch beantwortet.

Wenn es nun eine Wissenschaft der Sprache giebt, so sind gerade dies die Fragen, deren Beantwortung ich versuchen will. Wenn sie sich nicht beantworten lassen, wenn man sich mit Paradigmen und Regeln begnügen muss, wenn man die Endungen der Nomina und Verba entweder nur wie aus einem Uebereinkommen hervorgegangene Erfindungen oder wie geheimnissvolle Auswüchse, *etwa wie Warzen, nicht wie Glieder des Wortkörpers,* ansehen will, so ist es um die Wissenschaft der Sprache geschehen und wir müssen uns mit dem begnügen, was Sprachkunst (τέχνη) oder Grammatik genannt worden ist.

Ehe wir nun die Lösung irgend eines Problems vornehmen oder abweisen, thun wir wohl daran, die Mittel festzustellen, welche uns zu dieser Lösung dienen können. *Um mit dem Deutschen zu beginnen, müssen wir uns fragen, welche Mittel uns zu Gebote stehen, um nachzuweisen, warum ich liebe das wirkliche Lieben in der Gegenwart anzeigt, während ich liebte sofort ausdrückt, dass dies Gefühl nicht mehr vorhanden, vergangen ist?* Oder wenn wir andere, an Flexionen reichere Sprachen ansehen, durch welchen Denkprocess können wir da die Umstände aufklären, unter welchen amo, ich liebe, durch die blosse Hinzufügung eines r in amor verwandelt wurde, was nun auf einmal „ich werde geliebt“ ausdrückt? Sprossten die Declinationen und Conjugationen hervor, wie die Blüthen eines Baumes? Wurden sie fix und fertig dem Menschen durch irgend eine mysteriöse Macht mitgetheilt? Oder erfanden sie kluge Leute, indem sie bei gewissen Buchstaben gewisse Gedankenformen dachten, so wie der Mathematiker unbekannte Grössen mit freigewählten algebraischen Zeichen ausdrückt, *oder dergleichen Zeichen als Exponenten anhängt, so dass man noch genauer a^x und a^{x+y} mit amo und amor vergleichen könnte?* Hier treten wir nun auf einmal der erhabensten, schwierigsten Aufgabe der Wissenschaft gegenüber — der Aufgabe, den Ursprung

der Sprache zu ergründen. Aber es wird für den Augenblick gut sein, unsern Blick von blossen Theorien abzulenken und unsere ganze Aufmerksamkeit zuerst auf Thatsachen zu richten.

Kehren wir zu der oben erwähnten Form „liebte" zurück, oder betrachten wir einmal die entsprechende englische Form I loved in ihrem Verhältniss zum Präsens I love. Wir können hier unmöglich die ganze englische Grammatik auf einmal vorführen, wenn wir aber erst eine einzige Form in ihrem uralten Versteck aufgefunden haben, so wird es wahrscheinlich keine Schwierigkeit bereiten, in ihrer Nähe noch mehrere andere zu entdecken. Wenn wir uns nun fragen, wie die Hinzufügung eines te im Deutschen oder d im Englischen augenblicklich den Uebergang vom Lieben zum Geliebthaben auszudrücken vermochte, so würden wir vor allen Dingen, bevor wir irgend eine Erklärung versuchen, die älteste und ursprüngliche Sprachform für ich liebte oder I loved festzustellen haben. Diese Methode erkannte selbst schon Plato in seiner Sprachphilosophie an, obgleich wir eingestehen müssen, dass er sie nur selten befolgte. Wir wissen, welche Verwüstung die lautliche Corruption in den Wort- und Flexionsformen einer Sprache anzurichten vermag, und es wäre ganz unnütz, uns in Bezug auf Formationen, die sofort erklärt werden können, wenn man nur die Geschichte der Sprache scharf ins Auge fasst, in Conjecturen verlieren zu wollen. Nun lehrt uns selbst eine sehr oberflächliche Bekanntschaft mit der Geschichte der englischen Sprache, dass die Grammatik des modernen Englisch von der des Wycliffe wesentlich verschieden ist. Das Englisch Wycliffe's kann weiter zurück verfolgt werden bis zu dem, was wir mit Sir Frederick Madden Mittel-Englisch nennen können, von 1500 bis 1330; vom Mittel-Englisch gelangen wir zum Alt-Englischen, von 1330 bis 1230; vom Alt-Englischen zum Halbsächsischen, 1230 bis 1100, und vom Halbsächsischen endlich zum eigentlich Angelsächsischen.[4]) Wir müssen also, um über die Grundbedeutung des te in liebte oder des d in loved klar zu werden,

zunächst nach der ursprünglichen Form dieser Endung suchen *und finden z. B. gleich in der ersten Zeile des Hildebrandsliedes gihôrta und nachher wallôta (hörte, wallete).* Betrachten wir ein Wort, wie Priester, so würden wir nimmermehr an seine Grundbedeutung „Aelterer“ denken, wenn wir nicht der Originalform des Worts, Presbyter, nachspürten, in welcher der Kenner des Griechischen sogleich den Comparativ von presbys, alt, erkennt. Suchte man nur im heutigen Deutsch nach einer Ableitung oder Verwandtschaft, so könnte man vielleicht auf predigen verfallen, würde aber dadurch nur zu falschen Ableitungen verführt werden. In ähnlicher Weise ist die Ableitung des neu-englischen Wortes Gospel an sich völlig unklar. Geht man aber auf das ursprüngliche Goddspell zurück, so erkennt man sogleich die buchstäbliche Uebersetzung des griechischen Euangelion, gute Botschaft.[5]) Lord würde im Englischen nur ein leerer Titel sein, wenn wir nicht die Originalform und Bedeutung im angelsächsischen hlâford erkennen könnten, das eine Brodstelle, von hlâf, Brod, Laib und ord, Ort, Stelle bezeichnet.[6])

Aber selbst wenn dies geschehen ist und man etwa ein englisches Wort auf die angegebene Weise betrachtet hat, so genügt es noch keineswegs, seine Spur bis ins Altfranzösische oder Angelsächsische zurück verfolgt und die Form nachgewiesen zu haben, in der es etwa vor 1400 Jahren auftrat. Auch diese ist nicht die ursprüngliche, auch sie kann meist noch nicht mit vollständigem Erfolg zur Enthüllung der eigentlichen Grundbedeutung gezwungen werden. Das Angelsächsische ist keine Original-Sprache, keine Sprache eines Urvolks. Es weist schon durch seinen Namen auf die Sachsen und Angeln des Festlandes hin. Wir haben demnach unser Wort vom Angelsächsischen aus durch die verschiedenen sächsischen und niederdeutschen Dialekte zu verfolgen, bis wir endlich bei der frühesten uns erreichbaren Entwickelungsperiode des Deutschen, dem Gothischen im vierten Jahrhundert nach Chr. anlangen. Aber selbst hier dürfen wir noch nicht rasten; denn obgleich wir vom Gothischen aus auf keine noch

frühere germanische Sprachform zurückgehen können, so müssen wir doch sogleich zugeben, dass auch das Gothische eine moderne Sprache ist, und dass es schon viele Phasen des Wachsthums durchgemacht haben muss, ehe es zu der Sprache wurde, die im Munde des Bischofs Ulfilas lebte.

Was sollen wir aber dann thun? — Wir müssen ebenso verfahren, wie wenn wir über die modernen romanischen Sprachen Untersuchungen anstellen wollten. Wenn man ein französisches Wort etwa nicht bis in das Lateinische zurückverfolgen kann, so müsste man sich nach der ihm entsprechenden Wortform im Italienischen umsehen und nun aus dieser dem lateinischen Urquell nachzuspüren suchen. Wenn wir z. B. über den Ursprung des französischen Wortes für Feuer, feu, im Unklaren sind, so haben wir nur das italienische fuoco anzusehen, um sofort zu bemerken, dass Beides, fuoco und feu, vom lateinischen focus herzuleiten ist. Wir können dies thun, weil wir wissen, dass Französisch und Italienisch verwandte Dialekte sind und weil wir schon im Voraus den Grad der Verwandtschaft, in dem sie zu einander stehen, genau festgestellt haben. Hätten wir uns, statt nach dem Italienischen hinüberzublicken, im Deutschen nach einer Erklärung des französischen feu umgesehen, so würden wir sicherlich auf eine falsche Fährte gekommen sein; denn das deutsche F e u e r mag wohl dem französischen feu weit mehr zu ähneln scheinen, als das italienische fuoco, hätte aber doch nie in die französische Form feu übergehen können.[7])

So können wir ferner, wenn wir die französische Präposition hors, ausser, betrachten, ihren Ursprung leichter nachweisen, nachdem wir gefunden, dass ihr im Italienischen fuora, im Spanischen fuera entspricht, *also lat. fores.* Das französische Wort fromage, Käse, erhält vom Lateinischen kein Licht. Sobald man aber das italienische formaggio vergleicht,[8]) sieht man, dass formaggio ebenso wie fromage von forma abzuleiten ist, da der Käse in Italien bereitet wird, indem man die Milch in kleinen Körben oder Formen aufbewahrt. Das französische faible, engl. feeble, stammt offenbar

aus dem Lateinischen, aber erst das italienische fievole erinnert uns daran, dass wir auf das lateinische flebilis, weinerlich, kläglich, zurückgehen müssen. Man hätte nie die Etymologie, d. h. den Ursprung des französischen payer (engl. to pay) auffinden können, wenn man nicht die Wörterbücher der verwandten Sprachen, d. h. des Italienischen und Spanischen, um Rath fragen könnte. Wir finden hier, dass payer italienisch pagare, spanisch pagar heisst, während wir im Provençalischen thatsächlich den beiden Formen pagar und payar begegnen. Pagar weist aber ganz offenbar auf das lateinische pacare, befriedigen, zurück. Einen Gläubiger befriedigen bedeutete so viel als ihn bezahlen; in ähnlicher Weise war une quittance, eine Quittung, ursprünglich quietantia, eine Beruhigung, von quietus, ruhig.[9])

Wenn wir also unsere Forschnngen weiter zu verfolgen wünschen, wenn wir uns nicht dabei begnügen, einem deutschen oder englischen Worte bis zu einer gothischen Wurzel nachgespürt zu haben und seine Gestaltung in einer noch frühern Periode seines Wachsthums erkennen möchten, so müssen wir feststellen, ob es irgend welche Sprachen giebt, welche zum Gothischen in demselben Verältniss stehen, wie das Italienische und Spanische zum Französischen; wir müssen, so weit dies möglich ist, den genealogischen Stammbaum der verschiedenen Familien der menschlichen Rede wiederherstellen. Indem wir dies thun, ersteigen wir die zweite Stufe unserer Wissenschaft, die Stufe der Classification; denn die Genealogie ist überall, wo sie sich anwendbar zeigt, zugleich die vollkommenste Form der Classification.

Ehe wir nun zu einer Prüfung der Resultate übergehen, welche durch die neuern Arbeiten eines Schlegel, Humboldt, Pritchard, Bopp, Burnouf, Grimm, Pott, Benfey, Kuhn, Curtius, Schleicher und anderer Gelehrten in diesem Zweige der Sprachwissenschaft gewonnen worden sind, wird es nicht unpassend sein, auf das einen Blick zu werfen, was vor ihrer Zeit in Bezug auf die Classification der zahllosen Sprachen der Menschheit geleistet worden ist.

Die Griechen haben nie daran gedacht, das Princip der Classification auf die so verschiedenen menschlichen Sprachen anzuwenden. Sie unterschieden nur zwischen dem Griechischen einerseits und allen anderen Sprachen andererseits, die unter dem Namen der „Barbarischen" zusammengefasst wurden. Es gelang ihnen allerdings, vier ihrer eigenen Dialekte ziemlich genau und richtig zu classificiren,[10]) aber sie wandten den Ausdruck „barbarisch" so ganz ohne Unterschied auch auf die andern, mit dem Griechischen entfernter verwandten Dialekte (namentlich die der Pelasger, Karier, Macedonier, Thrazier und Illyrier) an, dass es für die Zwecke der wissenschaftlichen Classification fast unmöglich ist, von den Angaben der Schriftsteller des Alterthums über diese sogenanuten barbarischen Idiome irgend einen Gebrauch zu machen.[11])

Plato deutet in seinem Kratylos (c. 36) allerdings an, dass die Griechen ihre eigenen Wörter von den Barbaren erhalten haben dürften, da die Barbaren älter waren als die Griechen. Er konnte sich aber über die Tragweite dieser wichtigen Bemerkung noch keinen klaren Begriff machen. Er weist nur darauf hin, dass einige Wörter, wie die Namen des Feuers, Wassers, des Hundes im Phrygischen und Griechischen dieselben gewesen seien, und setzt voraus, dass die Griechen sie von den Phrygiern entlehnten (c. 26). Die Idee, dass die griechische Sprache und die der Barbaren eine gemeinschaftliche Quelle gehabt haben könnte, kam ihm nie in den Sinn. Es ist sonderbar, dass selbst ein so vielumfassender Geist, wie Aristoteles, doch in den Sprachen durchaus nichts von jener Ordnung und Gesetzmässigkeit zu entdecken vermochte, welche er doch in jedem Reiche der Natur so genial aufzufinden verstand. Da aber ein Aristoteles keinen solchen Versuch machte, so brauchen wir uns nicht zu wundern, dass er in den nächsten zwei tausend Jahren von keinem Andern gemacht wurde. Die Römer sind in allen wissenschaftlichen Studien stets von den Griechen abhängig, meist nur ihre Nachbeter geblieben. Nachdem sie selbst Barbaren genannt worden waren, lernten sie bald diesen Namen auf alle andern

Nationen, natürlich mit Ausnahme ihrer Lehrmeister, der Griechen, anwenden. Barbarisch ist nun aber einer jener faulen Ausdrücke, welche gar viel zu sagen scheinen und zuletzt recht eigentlich gar nichts sagen. Er wurde aber so achtlos angewandt, wie das Wort Ketzer im Mittelalter, *Akatholik heutzutage.* Wenn den Römern dieser ihnen zusagende Name „Barbaren“ nicht gleich fertig übergeben worden wäre, würden sie vielleicht ihre Nachbarn, die Celten und Germanen, unbefangener beobachtet und achtungsvoller behandelt haben, und wenn sie dies gethan hätten, so würden sie, trotz aller äussern Unterschiede, bald entdeckt haben, dass diese Barbaren doch eigentlich nicht allzu weitläuftig mit ihnen verwandt waren. Es bestand eine ebenso grosse Aehnlichkeit zwischen der Sprache des Cäsar und jener der Barbaren, gegen die er in Gallien und Germanien focht, als zwischen seiner eigenen und der des Homer. Ein Mann vom Scharfsinn Cäsar's würde dies gewiss durchschaut haben, wenn er nicht durch eine überlieferte Phraseologie und vorgefasste Meinungen verblendet gewesen wäre. Es liegt wahrlich in dieser Behauptung keine Uebertreibung Man greife nur ein Beispiel heraus. Nimmt man ein so häufig vorkommendes Verbum, wie haben, so wird man seine Abwandlung im Lateinischen und Gothischen fast identisch finden:

Ich habe	heisst	im Lateinischen	habeo,	im	Gothischen	haba.
Du hast	„	„	„ habes,	„	„	habais.
Er hat	„	„	„ habet,	„	„	habaiþ.
Wir haben	„	„	„ habemus,	„	„	habam.
Ihr habt	„	„	„ habetis,	„	„	habaiþ.
Sie haben	„	„	„ habent,	„	„	habant.

Es gehörte doch wahrlich eine ziemliche Portion Blindheit oder vielmehr Taubheit dazu, eine solche Aehnlichkeit nicht zu bemerken, und diese Blindheit oder Taubheit ging, wie ich glaube, einzig und allein aus dem Schimpfwort Barbar hervor. Nicht eher, als bis dieses Wort Barbar aus dem Wörterbuche der Menschheit gestrichen und an seine Stelle Bruder gesetzt wurde, nicht eher, als bis das Recht

aller Völker der Erde, als Glieder eines Geschlechts angesehen zu werden, anerkannt war, dürfen wir uns nach den eigentlichen Uranfängen unserer Wissenschaft umsehen. Dieser Umschwung wurde von dem Christenthum hervorgebracht. Dem Hindú war jeder nicht zweimal, d. i. in einer hohen Caste, geborene Mensch ein Mlechchha; dem Griechen war jeder, der nicht rein griechisch sprach, ein Barbar; dem Juden war jeder nicht Beschnittene ein Heide; dem Muhamedaner jeder, der nicht an den Propheten glaubt, ein Kiâfir, ein Ungläubiger oder ein Giaur, ein feueranbetender Heide. Das Christenthum zuerst riss die Schranken zwischen Griechen und Barbaren, Juden und Heiden, Weissen und Farbigen nieder. Diesen grossartigen Humanitätsbegriff, dieses „Alle Menschen sind Brüder“ wird man vergebens bei Plato und Aristoteles suchen; die Idee einer grossen Menschenfamilie als der Kinder des alleinigen Gottes ist aus dem Christenthum hervorgewachsen, und die Wissenschaft der Menschheit und der Sprachen der Menschheit würde ohne das Christenthum nie zu Tage gefördert worden sein. Als den Völkern gelehrt worden war, alle Menschen als Brüder zu betrachten, da erst stellte sich die Mannigfaltigkeit der menschlichen Sprachen als ein Problem dar, das jeden nachdenkenden Beobachter zu einem Versuch, es zu lösen, aufforderte, und ich lasse daher den wirklichen Anfang der Sprachwissenschaft mit dem Datum des ersten Pfingstfestes zusammenfallen. Nach diesem Tage der gelösten Zungen hat ein neues Licht sich über die Welt ergossen, und Gegenstände tauchen vor unsern Blicken auf, welche den Augen der antiken Nationen verborgen geblieben waren. Alte Worte gewinnen neue Bedeutungen, alte Aufgaben neues Interesse, alte Wissenschaften neue Ziele. Der gemeinsame Ursprung des Menschengeschlechts, die Verschiedenheiten der Race und der Sprache, die Empfänglichkeit aller Nationen für die höchste geistige Cultur, alles dies wird in der neuen Welt, in welcher wir leben, zu einem Problem voll wissenschaftlichen Interesses, und zwar vorzüglich darum, weil dieses Interesse noch weit mehr, als ein bloss wissenschaftliches ist. Es ist kein stich-

haltiger Einwand, dass so viele Jahrhunderte verfliessen mussten, ehe der Saft des Geistes, den das Christenthum in jeden Zweig der wissenschaftlichen Untersuchung einströmen liess, die sichtbaren Knospen der Erfolge trieb. Wir sehen in der Flotte aus Eichenholz, die auf dem Ocean stolz daherfährt, die kleine Eichel, die vor Jahrhunderten in den Boden gesenkt wurde, und wir erkennen in der Philosophie eines Albertus Magnus,[12]) obgleich er fast 1200 Jahre nach Christi Tode schrieb, in den Bestrebungen eines Kepler[13]) und in den Forschungen der grössten Philosophen der Gegenwart den Grundton des Gedankens wieder, der zum ersten Male von dem Apostel der Heiden angeschlagen wurde, dass man weiss, dass Gott sei, ist den Menschen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbaret, damit dass Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man dess wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt.

Wir werden aber einsehen, dass die Sprachwissenschaft dem Christenthum noch mehr als jenen ersten Anstoss verdankt. Die Vorarbeiter und Vorläufer unserer Wissenschaft waren eben jene Apostel, die da „hingehen sollten und lehren alle Völker“ und ihre wahren Nachfolger waren die Missionäre der ganzen christlichen Kirche. Gerade die Uebersetzungen des Vaterunsers und der Bibel in jede Sprache der Welt bieten jetzt der vergleichenden Nachforschung das werthvollste Material. So lange, als die Zahl der bekannten Sprachen gering war, konnte man nicht leicht auf die Idee einer Classification kommen. Der Geist muss erst durch die Vielfältigkeit des vorliegenden Stoffes verwirrt werden, ehe er ernstlich daran geht, zu ordnen und einzutheilen. So lange die Sprachstudien sich auf das Lateinische, Griechische und Hebräische beschränkten, genügte die einfache Eintheilung in heilige und profane, in classische und orientalische Sprachen. Als aber die Theologen ihre Studien auf das Arabische, Chaldäische und Syrische ausdehnten, war schon ein Schritt,

ein sehr wichtiger Schritt zur Aufstellung einer Classe oder Familie von Sprachen gethan. [15]) Man konnte nicht umhin, zu bemerken, dass diese Sprachen mit einander sehr nahe verwandt waren und dass sie sich vom Griechischen und Lateinischen in allen den Punkten unterschieden, in denen sie selbst mit einander übereinstimmten. Schon 1606 sehen wir Guichard [16]) in seiner „Harmonie Etymologique“ Hebräisch, Chaldäisch und Syrisch als eine Sprachenclasse für sich zusammenstellen und ausserdem zwischen den romanischen und germanischen Dialekten einen Unterschied machen.

Ein längere Zeit den Fortschritt der Sprachwissenschaft hemmendes Hinderniss lag aber in der Idee, dass das Hebräische die Ursprache des Menschengeschlechts sei und dass daher alle Sprachen von der hebräischen abgeleitet werden müssten. Die Kirchenväter haben darüber nie den geringsten Zweifel gehegt. Der heilige Hieronymus schreibt in einem seiner Briefe an den Damasus: [17]) „Das gesammte Alterthum (universa antiquitas) behauptet es, dass die hebräische Sprache, in der das alte Testament geschrieben ist, der Uranfang aller menschlichen Sprache war.“ Origines sagt in der elften Homilie seines Buches über die Numeri (IV. Buch Mosis), dass er fest daran glaube, dass die ursprünglich durch Adam gegebene hebräische Sprache in dem Theile der Welt, der das auserwählte Land Gottes, und nicht, wie alles Uebrige, einem Seiner Engel überlassen war, sich fortwährend erhalten habe. [18]) Als demnach die ersten Versuche einer Classification der Sprachen gemacht wurden, stellte sich die Aufgabe für Gelehrte wie Guichard und Thomassin folgendermassen: Da Hebräisch ohne allen Zweifel die eigentliche Ur- und Muttersprache des Menschengeschlechts ist, wie können wir den Hergang erklären, durch welchen das Hebräische sich in so viele Dialekte zersplitterte, und wie kann man diese zahlreichen Dialekte, wie das Griechische, Lateinische, Koptische, Persische, Türkische bis zu ihrer gemeinschaftlichen Quelle, dem Hebräischen, zurückverfolgen?

Es ist wirklich erstaunlich, welch ein Schatz an wirklicher Gelehrsamkeit, an Geist und wissenschaftlichem Eifer zur Lösung dieser Aufgabe während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nutzlos vergeudet wurde. Wir können dieser Danaidenarbeit als einigermassen vergleichbar nur jene mühevollen Berechnungen und Constructionen der alten Astronomen an die Seite stellen, welche die Bewegungen der Himmelskörper in ein System bringen wollten, und es dabei stets für eine unumstössliche Thatsache hielten, dass die Erde der unbeweglich feste Mittelpunkt unseres Planetensystems sein müsse. Obgleich wir aber jetzt wissen, dass die Arbeiten solcher Gelehrten wie Thomassin nur vergeblich waren und sein konnten, so würden wir doch einer höchst entmuthigenden Ansicht vom Fortschritt des Menschengeschlechts anheim fallen, wenn wir die ernsten Bestrebungen und Bemühungen grosser Männer der Vergangenheit, wenn diese auch eine falsche Richtung eingeschlagen hatten, geradezu für nichtig und leer, für ein nutzloses Abquälen menschlichen Scharfsinns erklären wollten. Wir dürfen nicht vergessen, dass gerade die Thatsache, dass bedeutende Männer erfolglos strebten, mächtig zu der allgemeinen Begründung der Ueberzeugung mitgewirkt hat, dass in dem Problem selbst so lange ein Irrthum obwaltete, bis endlich ein kühnerer Geist diese Aufgabe selbst umkehrte und sie dadurch löste. Nachdem Bücher über Bücher geschrieben worden waren, um zu beweisen, wie das Griechische und Lateinische und alle andern Sprachen vom Hebräischen [19]) herzuleiten seien, und nachdem auch nicht ein einziges der aufgestellten Systeme sich bewähren wollte, da fing man endlich an zu fragen: Warum müssen denn aber alle Sprachen vom Hebräischen hergeleitet werden? — und sobald erst diese Frage gestellt wurde, war auch das Problem gelöst. Es mochte den Theologen im vierten und fünften Jahrhundert, von denen viele weder Hebräisch, noch sonst eine Sprache ausser ihrer Muttersprache verstanden, ganz natürlich erscheinen, es als ausgemachte Sache hinzunehmen, dass das Hebräische die Quelle

aller Sprachen sei, aber weder im Alten noch im Neuen Testamente wird diese Ansicht durch irgend ein Wort zur nothwendigen, unerlässlichen gemacht. Von der Sprache Adam's wissen wir nichts; aber wenn das Hebräische, wie wir es kennen, eine der Sprachen war, welche aus der Sprachenverwirrung beim Thurmbau zu Babel hervorgingen (1. Buch Mose 11.), so konnte es doch füglich nicht die Sprache Adam's, nicht die „einerlei Zunge und Sprache" gewesen sein, welche die ganze Welt nach der Bibel im Anfang besass.[20])

Obgleich demnach von den semitischen Sprachforschern des siebenzehnten Jahrhunderts einige Schritte zu einer Classification der Sprachen gethan wurden, so wurde doch dieser theilweise Fortschritt in anderer Beziehung zu einem Hemmniss. Man verlor das rein wissenschaftliche Interesse, Sprachen nach ihren charakteristischen Grundzügen zu gruppiren, aus den Augen und irrige Ideen pflanzten sich fort, deren schädlicher Einfluss selbst heutzutage noch nicht ganz beseitigt ist.

Der Erste, welcher die vorgefasste Meinung, dass im Hebräischen der Quell aller Sprachen liege, wirklich siegreich bekämpfte, war Leibniz, der grosse Zeitgenosse und Nebenbuhler Newton's. „Es sind eben so viel Gründe vorhanden", sagt er, „das Hebräische für die Ursprache des Menschengeschlechts zu erklären, als für die Annahme jener Ansicht des Goropius, der 1580 ein Werk in Antwerpen herausgab, um zu beweisen, dass im Paradiese holländisch gesprochen worden sei.[21]) In einem Briefe an Tenzel schreibt Leibniz: „Das Hebräische die ursprüngliche Sprache zu nennen, ist gerade so, wie die Stämme der Bäume ursprüngliche nennen, oder sich einbilden wollen, dass es ein Land gebe, wo abgehauene Stämme wie Bäume wachsen könnten. Solche Ideen mögen immerhin ersonnen werden, sie stimmen aber mit den Naturgesetzen und mit der Harmonie des Weltalls, d. h. mit der göttlichen Weisheit, nicht überein."[22])

Aber Leibniz entfernte nicht bloss diesen einen gewaltigen Stein des Anstosses von der Schwelle der Sprachwissenschaft; er that noch weit mehr. Er zuerst wandte die Principien eines gründlichen inductiven Verfahrens auf einen Gegenstand an, über den vor ihm nur in den Tag hinein geschwatzt worden war. Er wies zunächst auf die Nothwendigkeit hin, dass man vor allen Dingen eine möglichst grosse Anzahl von Thatsachen zu sammeln habe.[23]) Er erliess einen Aufruf an Missionäre, Reisende, Gesandte, Fürsten und Kaiser, ihm in einem Werke, das ihm so sehr am Herzen lag, beizustehen. Die Jesuiten in China hatten für ihn zu arbeiten. Der Reisende Witsen[24]) übersandte ihm ein sehr kostbares Geschenk, die Uebersetzung des Vaterunsers in das Hottentottische. „Mein Freund", schreibt Leibniz, indem er ihm dankt, „erinnere doch, ich beschwöre Dich darum, Deine Freunde in Moskau daran, Forschungen anzustellen, um Sprachproben der Scythen, Samojeden, Sibirier, Baschkiren, Kalmücken, Tungusier und anderer Volksstämme herbeizuschaffen." Leibniz schrieb an Peter den Grossen, nachdem er die Bekanntschaft des Czaren gemacht hatte, unter dem 26. October 1713 aus Wien folgenden Brief:

„Ich habe angerathen, dass die zahlreichen, bisher fast gänzlich unbekannten und unerforschten Sprachen, welche in dem Reiche Ew. Majestät und an dessen Gränzen leben und in Gebrauch sind, schriftlich aufgezeichnet werden möchten; ebenso dass Wörterbücher, oder wenigstens kleine Vocabularien gesammelt und Uebersetzungen der zehn Gebote, des Vaterunsers, des apostolischen Glaubensbekenntnisses und anderer Theile des Katechismus in diesen Sprachen abgefasst werden möchten, ut omnis lingua laudet Dominum. Dies würde den Ruhm Ew. Majestät vermehren, die über so viele Nationen gebietet und so eifrig um deren Heil und Vervollkommnung bemüht ist, und es würde uns zugleich durch eine Vergleichung der Sprachen in Stand setzen, den Ursprung jener Nationen aufzudecken, welche von Scythien, das Ew. Majestät unterworfen ist, in andere Länder weiter

zogen; aber hauptsächlich würde es dazu helfen, das Christenthum unter den jene Dialekte sprechenden Nationen einzuführen und ich habe mich desshalb an den sehr ehrenwerthen Metropoliten in derselben Angelegenheit gewandt." [25])

Leibniz setzte eine Liste der einfachsten und nothwendigsten Begriffe auf, für die man zur Vergleichung die Wörter in den verschiedenen Sprachen aufsuchen möchte. Auch daheim sammelte er, während er mit historischen Forschungen beschäftigt war, Alles, was irgend Licht auf den Ursprung der deutschen Sprache werfen konnte, und regte Andere, z. B. Eccard, zu ähnlichen Studien an. Er wies auf die Wichtigkeit der Dialekte und selbst der Provincialismen und localen Ausdrücke hin, insofern als der etymologische Bau der Sprachen durch sie aufgehellt werden könne. [26]) Leibniz hat sich nie auf eine systematische Classification des ganzen Reiches der Sprache eingelassen, und war auch in der Zusammenstellung der Dialekte, mit denen er bekannt geworden war, nicht glücklich. Er unterschied zwischen einer japhetischen und aramäischen Classe, von denen die erstere den Norden, die letztere den Süden der Continente Asien und Europa eingenommen haben sollte. Er glaubte an einen gemeinsamen Ursprung der Sprachen und an eine Wanderung des Menschengeschlechtes von Osten nach Westen; aber es missglückte ihm, die Verwandtschaftsgrade genau zu unterscheiden, in welchen die Sprachen zu einander standen, und er vermengte einige der turanischen Dialekte, wie das Finnische und Tatarische, mit der japhetischen Sprachenfamilie. Wenn Leibniz zur Ausarbeitung aller der Pläne und Ideen Zeit gefunden hätte, welche sein fruchtbarer und vielumfassender Geist erfasste, oder wenn er von gleichzeitigen Gelehrten verstanden und unterstützt worden wäre, so hätte die Sprachwissenschaft als eine der inductiven Wissenschaften schon ein Jahrhundert früher begründet werden können; aber ein Mann wie Leibniz, der gleich gross dastand als Gelehrter, als Theolog, Jurist, Historiker und Mathematiker konnte nur Winke geben, wie man eigentlich die Sprachen studiren müsse. Leibniz war

nicht allein der Erfinder der Differentialrechnung; er war auch einer der Ersten, der die geologische Schichtung der Erde beobachtete. Er beschäftigte sich mit der Construction einer Rechenmaschine, zu der er die erste Idee schon als Knabe gefasst hatte. Er arbeitete einen Plan zu einem Feldzuge nach Aegypten vollständig aus und überreichte ihn Ludwig XIV., um die Aufmerksamkeit dieses Monarchen von den Grenzen Deutschlands abzulenken. Derselbe Mann liess sich auf eine lange Correspondenz mit Bossuet ein, um eine Aussöhnung zwischen Protestanten und Katholiken herbeizuführen, und bemühte sich in seiner Theodicée und andern Werken die Sache der Wahrheit und Religion gegen die An- und Eingriffe der materialistischen Philosophie Englands und Frankreichs zu vertheidigen. Man hat allerdings behauptet, dass die Entdeckungen des Leibniz keine entschiedene Wirkung hervorbrachten und dass die meisten noch einmal gemacht werden mussten. Dies ist indess in Bezug auf die Sprachwissenschaft nicht der Fall. Das neue Interesse an Sprachen, welche Leibniz ins Leben gerufen hatte, ist seitdem nicht wieder erstorben. Nachdem es einmal als ein dringendes Bedürfniss anerkannt worden war, ein vollständiges Herbarium der menschlichen Sprachen zu sammeln, fühlten sich Missionäre und Reisende verpflichtet, Wörterlisten zusammenzustellen und Grammatiken zu entwerfen, wo sie irgend mit einem neuen Volksstamm in Berührung kamen. Was die beiden grossen Werke betrifft, welche zu Anfang unseres Jahrhunderts die Resultate dieser Forschungen zusammenfassen, ich meine den Sprachenkatalog des Hervas und den Mithridates des Adelung, so lässt sich der Einfluss, den Leibniz auf ihre Entstehung übte, ganz direct nachweisen. Hervas hatte den Leibniz studirt, und obgleich er von ihm in einigen Punkten abweicht, erkennt er doch seine Verdienste um die Förderung eines wahrhaft philosophischen Studiums der Sprachen vollständig an. Von Adelung's Mithridates und von den Verpflichtungen, die er gegen Leibniz hat, werden wir sogleich zu sprechen haben.

Hervas lebte 1735 bis 1809. Er war von Geburt ein Spanier und ein Jesuit von Profession. Während er als Missionär unter den sprachenreichen Stämmen Amerika's wirkte, wandte er seine Aufmerksamkeit einem systematischen Studium der Sprachen zu. Nach seiner Rückkehr lebte er vorzugsweise in Rom, mitten unter einer Menge von Jesuitenmissionären, die aus allen Theilen der Welt zurückberufen worden waren und die durch ihre Mittheilungen über die Mundarten der Stämme, unter denen sie gewirkt und gepredigt hatten, ihm in seinen Forschungen wesentlich beistanden.

Die meisten seiner Werke schrieb er italienisch; sie wurden erst später in das Spanische übersetzt. Wir können in den allgemeinen Endzweck seiner literarischen Arbeiten, welche einen sehr weitumfassenden Charakter tragen, nicht tiefer eindringen. Sie beabsichtigten eine Art von Kosmos, für welchen er den Titel: „Idea del Universo" wählte. Was für uns zunächst von Interesse ist, besteht aus jener Partie, welche von dem Menschen und der Sprache als einem Theil des Weltalls handelt, und hier nimmt wieder sein 1800 in 6 Büchern spanisch veröffentlichter Sprachenkatalog die erste Stelle ein.

Wenn wir das Werk des Hervas mit einer ähnlichen Arbeit, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Aufsehen machte und auch jetzt noch allgemeiner bekannt ist als Hervas, ich meine Court de Gebelin's „Monde Primitif",[27]) vergleichen, so erkennen wir gar bald, wie weit überlegen der spanische Jesuit dem französischen Philosophen ist. Gebelin behandelt das Persische, Armenische, Malayische und Koptische als Dialekte des Hebräischen; er spricht vom Baskischen als einem Dialekt des Celtischen und sucht hebräische, griechische, englische und französische Wörter in den Idiomen Amerika's zu entdecken. Obgleich aber Hervas in seinem Katalog fünf mal so viel Sprachen, als Gebelin kannte, umfasst, so ist er doch im Gegentheil stets auf seiner Hut, sich nicht durch Theorien, die von den vorliegenden Belegen

nicht bezeugt und bestätigt werden, fortreissen su lassen. Es fällt gegenwärtig nicht schwer, Irrthümer und Ungenauigkeiten im Hervas nachzuweisen, aber ich glaube, dass seine strengsten Tadler gerade die sind, welche ehrlich hätten anerkennen sollen, wie sehr sie ihm in vielen Stücken zu Dank verpflichtet sind. Proben und Notizen von mehr als 300 Sprachen gesammelt zu haben, ist keine Kleinigkeit; aber Hervas liess es nicht dabei bewenden. Er verfasste selbst Grammatiken von mehr als 40 Sprachen.[28]) Er wies zu allererst darauf hin, dass die wahre, ächte Verwandtschaft der Sprachen hauptsächlich nach grammatischen Belegen und Zeugnissen, nicht nach einer blossen Aehnlichkeit einiger Wörter festgestellt werden müsse.[29]) Er bewies durch eine vergleichende Uebersicht der Declinationen und Conjugationen, dass Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Aethiopisch und Amharisch nur Dialekte einer und derselben Originalsprache sind und dass sie zusammen eine Sprachenfamilie, die semitische, ausmachen.[30]) Er verwarf die Idee, alle Sprachen des Menschengeschlechts vom Hebräischen abzuleiten. Er hatte deutliche Spuren der Verwandtschaft im Ungarischen, Lappischen und Finnischen erkannt, drei Dialekten, die jetzt als Glieder der turanischen Sprachfamilie aufgeführt werden.[31]) Er hatte bewiesen, dass das Baskische, wie man gewöhnlich voraussetzte, kein celtischer Dialekt sei, sondern eine unabhängige Sprache, welche die ältesten Bewohner Spaniens sprachen, wie dies durch die Namen der spanischen Gebirge und Flüsse bewiesen wird.[32]) Ja selbst eine der glänzendsten Entdeckungen in der Geschichte der Sprachwissenschaft, die Feststellung der malayischen und polynesischen Sprachenfamilie, die sich von der Insel Madagascar östlich von Afrika über 208 Grade der Länge bis zu den Osterinseln westlich von Amerika ausdehnt,[33]) wurde von Hervas weit früher gemacht, als sie Humboldt der Welt verkündete.

Hervas war gleichfalls wohlbekannt mit der grossen grammatischen Aehnlichkeit zwischen dem Sanskritischen und Griechischen, aber die unvollkommene Belehrung, welche er

von seinem Freunde, dem Carmeliter-Missionär Fra Paolino de San Bartolomeo, dem Verfasser der ersten, 1790 in Rom erschienenen Sanskrit-Grammatik, erhielt, hinderte ihn daran, diese grammatische Aehnlichkeit in ihrer vollen Bedeutung zu erkennen. Wie nahe schon Hervas der Auffindung des wahren Verhältnisses stand, kann man aus seiner Vergleichung solcher Wörter, wie des griechischen theos, Gott, mit Deva im Sanskrit ersehen. Er wies auf die Identität des griechischen Hülfsverbums eimi, eis, esti (ich bin, du bist, er ist) mit den Sanskritformen asmi, asi, asti hin; er zeigte sogar, dass die Endungen der drei Geschlechter[34]) im Griechischen, nämlich os, ē (a), on, dieselben seien, wie im Sanskrit as, â, am. Da er aber einmal glaubte, dass die Griechen ihre Philosophie und Mythologie aus Indien geholt hätten,[35]) so nahm er an, dass sie in gleicher Weise einige ihrer Wörter und selbst die Endungen zur Bezeichnung des Geschlechts von den Hindús entlehnt hätten.

Das zweite Werk, welches die Sprachwissenschaft zu Anfang dieses Jahrhunderts repräsentirt und in noch grösserer Ausdehnung und directer aus der von Leibniz gegebenen Anregung hervorgegangen war, ist Adelung's Mithridates.[36]) Adelung ist zum Theil von Hervas, zum Theil von den Wortsammlungen ausgegangen, welche unter den Auspicien der russischen Regierung gemacht worden waren. Diese Sammlungen verdanken wir aber offenbar dem Leibniz. Obgleich Peter der Grosse weder Zeit noch Geschmack für philologische Studien hatte, behielt doch die Regierung den Plan, alle Sprachen des russischen Reiches zu sammeln, stetig im Auge.[37]) Ein noch grösseres Glück war der Sprachwissenschaft vorbehalten. Nachdem sie einst in einem Cäsar zu Rom einen Beschützer erhalten, fand sie eine noch eifrigere Patronin in der Czarin des Nordens, in Catharina der Grossen (1762 bis 1796). Schon als Grossfürstin hatte Catharina die Idee zu einem Universal-Wörterbuch nach dem von Leibniz entworfenen Plane erfasst. Sie ermuthigte den Kaplan der britischen Factorei in St. Petersburg, den Rev. Daniel

Dumaresq, die Abfassung des Werkes zu übernehmen, und dieser soll auf ihren Wunsch ein „vergleichendes Vocabularium der östlichen Sprachen“ in Quart herausgegeben haben, ein Werk, das indess, wenn je veröffentlicht, jetzt vollständig verloren gegangen ist. Der hochgeachtete Verfasser starb 1805 in einem Alter von 84 Jahren in London. Als Catharina den Thron bestieg, nahmen ihre Eroberungspläne kaum mehr Zeit in Anspruch, als ihre philologischen Studien, und sie schloss sich einmal fast ein Jahr lang von allem Umgang ab, um alle ihre Zeit der Compilation ihres vergleichenden Wörterbuchs widmen zu können. Einer ihrer Briefe, den sie am 9. Mai 1785 an Zimmermann schrieb, dürfte vielleicht von Interesse sein. „Ihr Brief,“ schreibt sie, „hat mich aus der Einsamkeit hervorgelockt, in welcher ich mich fast neun Monate lang abgeschlossen hatte, und aus welcher mich herauszureissen mir sehr schwer fiel. Sie werden nicht errathen, was ich dort vorhatte. Ich will es ihnen sagen, denn dergleichen geschieht nicht alle Tage. Ich habe ein Verzeichniss von zwei bis dreihundert Wurzelwörtern der russischen Sprache angefertigt und dieselben in so viele Sprachen und Dialekte übersetzen lassen, als ich nur auffinden konnte. Die Zahl derselben übersteigt schon das zweite Hundert. Täglich nahm ich eines dieser Wörter vor und schrieb es in allen den Sprachen, welche ich sammeln konnte, nieder. Dies hat mich gelehrt, dass das Celtische dem Ostjäkischen gleicht; dass dasselbe Wort, welches in einer Sprache Himmel heisst, in andern Wolke, Nebel, Gewölbe bedeutet, dass das Wort Gott in gewissen Dialekten den Guten, Höchsten, in andern Sonne oder Feuer bezeichnet.“ (Bis hierher ist der Brief französisch geschrieben, dann folgt eine Zeile deutsch.) „Dieses Steckenpferdchens wurde ich überdrüssig, nachdem das Buch von der Einsamkeit durchgelesen war.“ (Darauf wieder französisch.) „Da es mir aber leid gethan haben würde, eine solche Masse Papier ins Feuer zu werfen — der sechs Klaftern lange Saal, den ich in meiner Eremitage wie meine Studirstube benutzte, war überdies ziemlich warm geheizt —

so berief ich den Professor Pallas zu mir, und nachdem ich ein ehrliches Bekenntniss meiner Sünde abgelegt hatte, sind wir übereingekommen, diese nützlichen Uebertragungen durch den Druck zu veröffentlichen und sie für diejenigen nutzbar zu machen, welche Lust haben sollten, sich mit der Langenweile eines Andern zu beschäftigen. Man wartet zu dem Ende nur noch auf einige Mundarten des östlichen Sibiriens. Ob die Welt in diesem Werk glänzende Ideen verschiedener Art bemerken wird, oder nicht, dürfte wohl von der respectiven Geistesstimmung derer abhängen, die sich damit beschäftigen werden, lässt mich selbst aber vollkommen gleichgültig."

Wenn eine Kaiserin ein Steckenpferd reitet, so sind Viele bereit ihr dabei zu helfen. Nicht bloss alle russischen Gesandten waren instruirt, Materialien zu sammeln; nicht bloss deutsche Professoren[38]) versahen die Kaiserin mit Grammatiken und Wörterbüchern, sondern selbst Washington übersandte, um sich ihr gefällig zu zeigen, ihre Wörterliste an alle Gouverneure und Generale der Vereinigten Staaten und trug ihnen auf, die gleichbedeutenden Ausdrücke aus den amerikanischen Dialekten dazu zusammenzusuchen. Der erste Band des kaiserlichen Wörterbuchs[39]) erschien 1787 und enthält ein Verzeichniss von 285 Wörtern, die in 51 europäische und 149 asiatische Sprachen übersetzt sind. Obgleich die Kaiserin wegen dieses merkwürdigen Unternehmens alle Achtung verdient, dürfen wir doch nicht vergessen, dass der grosse Philosoph fast hundert Jahre vorher die Saat ausgestreut hatte, die in einen guten Boden gefallen war.

Als Sammlungen sind die Werke des Hervas, der Kaiserin Catharina und des Adelung jedenfalls von hoher Bedeutung, obgleich die Classification der Sprache während der letzten fünfzig Jahre so bedeutende Fortschritte gemacht hat, dass jene Werke wohl nur noch von Wenigen zu Rathe gezogen werden dürften. Ueberdies kann das in diesen Werken befolgte Classificationsprincip wohl kaum beanspruchen, wissenschaftlich genannt zu werden. Die Sprachen werden geographisch gruppirt, als die Sprachen Europa's,

Asiens, Afrika's, Amerika's und Australiens, obgleich doch zu gleicher Zeit natürliche Verwandtschaften zugegeben werden, welche Dialekte eng vereinigen könnten, die in Entfernungen von 208 Grad von einander gesprochen werden. Die Sprachen schienen wie Inseln auf dem Ocean der menschlichen Rede herumzuschwimmen; sie wuchsen nicht an einander, um sich zu grösseren Continenten zu gestalten. Dies ist eine sehr kritische Periode in der Geschichte jeder Wissenschaft, und hätte nicht ein sehr glückliches Ereigniss wie ein elektrischer Funke die herumschwimmenden Elemente in regelmässig geformten Krystallen anschiessen lassen, so dürfte es wohl mehr als zweifelhaft sein, ob die lange Liste der in den Werken des Hervas und Adelung aufgezeichneten und beschriebenen Sprachen und Mundarten das Interesse der Sprachforscher auf die Länge hätte fesseln können. Dieser elektrische Funke war die Entdeckung des Sanskrit.

Sanskrit ist die alte Hindú-Sprache. Es ist wenigstens 300 Jahre v. Chr. bereits aus der Reihe der lebenden Sprachen verschwunden. Zu jener Zeit bediente sich das indische Volk schon gewisser Mundarten, welche zu dem alten Veda-Sanskrit in demselben Verhältniss standen, wie das Italienische zum Lateinischen. Wir kennen einige dieser Dialekte — denn es gab in den verschiedenen Theilen Indiens mehr als einen — aus den Inschriften, welche der berühmte König As'oka auf den Felsen von Dhauli, Girnar und Kapurdigiri eingraben liess,[40]) und welche Prinsep, Norris, Wilson und Burnouf glücklich entziffert haben. Wir können das weitere Fortwachsen dieser localen Dialekte an dem sogenannten Pâli, der heiligen Sprache des Buddha-Dienstes auf Ceylon, und der in der Gegend, wo der Buddhismus entstand, in dem heutigen Behár, dem alten Magadha,[41]) einst volksthümlichen Mundart beobachten. Wir begegnen denselben localen Mundarten noch einmal in den sogenannten Prâkrit-Idiomen, die in den späteren Schauspielen, in der heiligen Literatur der Djaina's und in einigen Dichtungen gebraucht sind, und wir sehen, wie sie endlich durch eine Vermischung mit den

Sprachen der verschiedenen Eroberer Indiens, mit dem Arabischen, Persischen, Mongolischen und Türkischen und durch eine damit verbundene Umgestaltung und Verderbniss ihres grammatischen Systems in das moderne Hindí, Hindustaní, Mahrattí und Bengálí verwandelt wurden. Das Sanskritische bestand indessen als die Gelehrtensprache der Brahmanen ununterbrochen fort. Es starb nicht, wie das Lateinische, indem es seinen zahlreichen Sprösslingen das Leben schenkte, und selbst noch heute pflegt ein tüchtig gebildeter Brahmane in Sanskrit fliessender zu schreiben, als in Bengálí. Das Sanskritische nimmt dieselbe Stellung ein, wie sie das Griechische in Alexandrien, das Latein im ganzen Mittelalter einnahm. Es ist die classische und zu gleicher Zeit die heilige Sprache der Brahmanen, in ihm wurden ihre heiligen Hymnen, die Veda's und die spätern Werke, wie die Gesetzbücher des Manu (Menu) und die Purâṇas geschrieben.

Das Vorhandensein einer solchen Sprache als des uralten Idioms des Landes, in dem eine grossartige Literatur niedergelegt und uns aufbewahrt ist, war zu allen Zeiten bekannt, und wenn noch irgend welche Bedenken obwalten sollten, wie sie z. B. Dugald Stewart in seinen „Conjectures concerning the Origin of the Sanskrit“ [42]) in Bezug auf Alter und Aechtheit dieser Sprache ausspricht, so werden dieselben am Besten durch einen Blick auf die Geschichte Indiens und auf die Berichte beseitigt werden, welche die Schriftsteller der verschiedenen Nationen, die mit der Sprache und Literatur jenes merkwürdigen Landes nacheinander bekannt wurden, über diese Sprache abstatteten.

Der Beweisgrund, dass fast alle Namen von Personen und Oertern in Indien, welche von griechischen oder römischen Schriftstellern erwähnt werden, reines Sanskritisch sind, ist von Andern bereits so vollständig und so geschickt gehandhabt und benutzt worden, dass hierüber nichts mehr zu sagen übrig bleibt.

Die Nation, welche zunächst nach den Griechen mit der Sprache und Literatur Indiens bekannt wurde, ist die chine-

sische. Obgleich der Buddhismus als dritte Staatsreligion erst 65 v. Chr. unter dem Kaiser Ming-ti [43]) anerkannt wurde, kamen doch buddhistische Missionäre schon im dritten Jahrhundert v. Chr. bis nach China. Ein buddhistischer Missionär wird in den chinesischen Annalen im Jahre 217 erwähnt und um das Jahr 120 v. Chr. brachte ein chinesischer General, nachdem er zahlreiche Stämme nördlich von der Wüste Gobi geschlagen hatte, als Tropæum eine goldene Bildsäule, die Bildsäule des Buddha mit. Selbst der Name Buddha's, der im Chinesischen in Fo-t'o oder Fo [44]) umgestaltet ist, gehört dem ächten Sanskrit an und ebenso jedes Wort und jeder Gedanke jener Religion. Die Sprache, zu deren Studium die chinesischen Pilger nach Indien zogen, und die ihnen für die heilige Literatur des Buddhismus zum Schlüssel diente, war Sanskrit. Sie nennen es Fan; aber Fan ist, wie M. Stanislas Julien gezeigt hat, eine Abkürzung von Fan-lan-mo und nur auf diese Weise lässt sich das Sanskritwort Brahman im Chinesischen wiedergeben. [45]) Wir lesen vom Kaiser Ming-ti, aus der Han-Dynastie, dass er den Tsaï-in und andere hohe Beamte nach Indien geschickt habe, um dort die Lehre des Buddha zu studiren. Sie benutzten die Dienste zweier gelehrten Buddhisten, des Matânga und Tchou-fa-lan, und einige der wichtigsten buddhistischen Werke wurden von ihnen in das Chinesische übersetzt. Der geistige Verkehr zwischen der indischen Halbinsel und dem nördlichen Continent Asiens bestand mehrere Jahrhunderte lang ununterbrochen fort. Missionen wurden von China nach Indien gesandt, um über die religiösen, politischen, socialen und geographischen Zustände des Landes zu berichten, und der Hauptgegenstand ihres Interesses, welcher öffentliche Gesandtschaften und pilgernde Privaten über das Himalayagebirge lockte, war die Religion des Buddha.

Ungefähr 300 Jahre nach der ersten Prüfung des Buddhismus durch den Kaiser Ming-ti fing der grosse Strom der buddhistischen Pilger an, von China nach Indien zu fliessen. Der erste Bericht, welchen wir von diesen Pilgerfahrten be-

sitzen, bezieht sich auf die Reisen des Fa-hian,[46]) welcher Indien gegen das Ende des vierten Jahrhunderts besuchte. Sein Reisewerk wurde von A. Remusat in das Französische übersetzt. Nach dem Fa-hian besitzen wir die Reisen des Hoei-seng und Song-yun, welche 518 mit der Absicht, heilige Bücher und Reliquien zu sammeln, auf Befehl der Kaiserin nach Indien gesandt wurden. Dann folgte Hiouen-thsang, dessen Leben und Reisen (629—645) durch M. Stanislas Julien's treffliche Uebersetzung so populär geworden sind. Nach Hiouen-thsang sind die Hauptwerke der chinesischen Pilger die 730 veröffentlichten Itinerarien (Reisebeschreibungen) der sechsundfünfzig Mönche und die Reisen des Khi-nie, welcher Indien 964 an der Spitze von 300 Pilgern besuchte.

Dass die während dieser ganzen Zeit zu literarischen Zwecken in Indien gebrauchte Sprache die sanskritische war, ersehen wir nicht nur aus den zahlreichen Namen und den religiösen und philosophischen, in den Reisen der chinesischen Pilger erwähnten Ausdrücken, sondern auch aus einem kurzen Paradigma der Declination und Conjugation im Sanskrit, welches einer von ihnen (Hiouen-thsang) in sein Tagebuch eingeschaltet hat.

Sobald als die Mohamedaner nach Indien vordrangen, hören wir von Uebersetzungen verschiedener Sanskrit-Werke in das Persische und Arabische.[47]) Schon während der Regierung des zweiten Abassiden Almansur[48]) besuchte 773 ein indischer, in seiner Wissenschaft sehr bewanderter Astronom den Hof des Khalifen und brachte Tafeln der Planetengleichungen nach ihren mittlern Bewegungen nebst Beobachtungen mit, die sich auf Sonnen- und Mondfinsternisse und die Ascension der Sternbilder bezogen. Diese waren, wie er behauptete, Tafeln entlehnt, welche ein indischer Prinz, den der arabische Autor Phíghar nennt, berechnet hatte. Der Khalif benutzte die sich ihm darbietende günstige Gelegenheit und liess das Buch für die arabischen Astronomen als Leitfaden für ihre Sternstudien übersetzen. Diese Arbeit wurde dem Muhammed ben Ibrahim Alfazárí übertragen, und die von demselben

angefertigte arabische Uebersetzung ist den Astronomen unter dem Namen des grössern Sind-hind oder Hind-sind [49]) bekannt, denn in beiden Schreibungen findet sich das Wort vor. Um dieselbe Zeit verfasste Yacub, der Sohn des Tharec, ein auf das Sind-hind begründetes astronomisches Werk. [50]) Harun-al-Raschid (786 bis 809) hatte zwei Indier, Manka und Saleh, an seinem Hof als Aerzte. Manka übersetzte das classische Werk über Arzneiwissenschaft, Suśruta, [51]) und eine dem Châṇakya zugeschriebene Abhandlung über Gifte aus dem Sanskritischen ins Persische. [52]) Während des Khalifats des Al Mámúm wurde eine berühmte Abhandlung über Algebra von Muhammed ben Musa aus dem Sanskritischen in das Arabische übersetzt (herausgegeben von F. Rosen). [53])

Um 1000 nach Chr. verlebte Abu Rihan al Birúni (geb. 970, gest. 1038) vierzig Jahre in Indien und verfasste sein ausgezeichnetes Werk, das Taríkhu-l-Hind, welches von der damaligen Literatur und Wissenschaft der Hindú einen vollständigen Bericht giebt. Albirúni war vom Sultan von Khawarazm dazu bestimmt worden, eine an Mahmud von Ghazni und Masud von Lahore geschickte Gesandtschaft zu begleiten. Der gelehrte Avicenna war aufgefordert worden, sich derselben Gesandtschaft anzuschliessen, hatte aber abgelehnt. Albirúni muss sich eine vollständige Kenntniss des Sanśkrit erworben haben, denn er übersetzte nicht nur ein Werk über die Sânkhya- und ein anderes über die Yoga-Philosophie aus dem Sanskrit ins Arabische, sondern in gleicher Weise zwei Werke aus dem Arabischen in das Sanskritische. [54])

Um 1050 übersetzte Abu Saleh ein Werk über die Erziehung der Könige aus dem Sanskritischen ins Arabische. [55])

Zweihundert Jahre später liess Firoz Shah, wie erzählt wird, nach der Einnahme von Nagarcote mehrere Sanskritwerke über Philosophie von Maulána Izzu-d-din Khalid Khani aus dem Sanskritischen übersetzen. Ein dem Sâlotar, [56]) der Suśruta's Erzieher gewesen sein soll, zugeschriebenes Werk über Thierarzneikunst wurde ebenfalls aus dem Sanskritischen 1381 übersetzt. Ein Exemplar dieser Uebersetzung

war in der königlichen Bibliothek zu Lucknow aufbewahrt worden.

Zwei Jahrhunderte später gelangen wir zu der Regierungsperiode Akbar's (1556—1605), eines ganz ausserordentlichen Mannes, wie sonst keiner je auf einem indischen Throne gesessen hat.[57]) Als Muhamedaner erzogen, verwarf er die Religion des Propheten als abergläubisch[58]) und widmete sich dann einem ernsten Forschen nach der wahren Religion. Er berief Brahmanen und Feuer-Anbeter an seinen Hof und liess sie in seiner Gegenwart über die Vorzüge ihrer Religionen mit muhamedanischen Gelehrten disputiren. Als er von den Jesuiten in Goa hörte, so lud er sie in seine Hauptstadt ein, und man sah ihn viele Jahre als einen geheimen Bekenner des Christenthums an. Er war indess Rationalist und Deist und glaubte, wie er selbst erklärte, nie etwas, das er nicht verstehen konnte. Die Religion, welche er begründete, die sogenannte Ilahi-Religion, war reiner Deismus, mit einer Beimischung von Sonnenverehrung,[59]) da er die Sonne für das reinste und höchste Sinnbild der Gottheit hielt. Obgleich Akbar selbst weder lesen noch schreiben konnte,[60]) so war doch sein Hof der Sammelplatz literarisch gebildeter Männer jedes Glaubens. Wenn irgend ein Buch in irgend einer Sprache auf die Probleme, welche dem Kaiser besonders am Herzen lagen, ein neues Licht zu werfen versprach, so liess er es ins Persische übersetzen. Das neue Testament[61]) wurde in dieser Weise auf seinen Befehl übersetzt; ebenso der Mahâbhârata, Râmâyana, Amarakosha[62]) und andere classische Werke der Sanskrit-Literatur. Aber obgleich der Kaiser den grössten Werth auf die heiligen Schriften der verschiedenen Nationen legte, scheint es ihm doch nicht gelungen zu sein, den Brahmanen eine Uebersetzung der Vedas abzudringen. Eine Uebersetzung des Atharva-veda[63]) wurde für ihn von Haji Ibrahim Sirhindi gemacht; aber jener Veda stand nie in demselben Ansehen, wie die drei andern Vedas, und es bleibt sogar zweifelhaft, ob unter dem Atharva-veda nicht geradezu die Upanishads zu ver-

stehen sind, von denen einige speciell für Akbar aufgesetzt worden sein könnten. Es giebt eine Erzählung, welche, obgleich offenbar mährchenhaften Charakters, doch zeigt, wie verborgen das Studium des Sanskritischen während der Herrschaft der Mogul-Kaiser betrieben wurde.

„Weder das Machtwort", so wird erzählt, „noch die Versprechungen des Akbar konnten die Brahmanen dazu vermögen, die Grundlehren ihrer Religion zn offenbaren; er sah sich daher genöthigt zur List seine Zuflucht zu nehmen. Er ersann desshalb folgenden listigen Plan. Er liess ein Kind, Namens Feizi, der Obhut dieser Priester als eine arme Waise aus dem Priestergeschlechte, das allein in die heiligen Gebräuche ihrer Theologie eingeweiht werden durfte, übergeben. Nachdem Feizi über die Rolle, die er zu spielen hatte, gehörig belehrt worden war, wurde er heimlich nach Benares, dem Sitz der Wissenschaft in Hindostan, gebracht; er wurde in das Haus eines gelehrten Brahmanen aufgenommen, der ihn mit derselben Sorgfalt auferzog, wie wenn er sein eigener Sohn gewesen wäre. Nachdem der Jüngling zehn Jahr auf ernste Studien verwandt hatte, war Akbar begierig ihn zurückzurufen, aber er war von den Reizen der Tochter seines Lehrers gefesselt worden. Der alte Brahmane that der wachsenden Leidenschaft des jungen Liebespaares keineswegs Einhalt. Er liebte den Feizi innig und bot ihm seine Tochter zur Ehe an. Der junge Mann, zwischen Liebe und Dankbarkeit getheilt, entschloss sich, den Betrug nicht länger zu verbergen und, dem Brahmanen zu Füssen fallend, entdeckte er ihm Alles und flehte ihn wegen seines Vergehens um Verzeihung an. Der Priester ergriff, ohne ihm Vorwürfe zu machen, einen Dolch, der an seinem Gürtel hing und hätte ihm denselben ins Herz gestossen, wenn Feizi nicht seinen Arm ergriffen und ihn daran gehindert hätte. Der Jüngling bot nun jedes Mittel auf, ihn zu beruhigen, und erklärte sich bereit, Alles zu thun, um seine Verrätherei abzubüssen. Der Brahmane brach in Thränen aus und versprach ihm endlich unter der Bedingung Verzeihung, dass er

schwöre, niemals die Vedas oder heiligen Bücher zu übersetzen und keinem Menschen das Glaubensbekenntniss der Brahmanen zu enthüllen. Feizi gab ihm bereitwillig dies Versprechen; ob er sein Wort vollständig gehalten, ist nicht bekannt, aber die heiligen Bücher der Indier sind niemals übersetzt worden.“ [64])

Wir haben so die Existenz des Sanskrit als der Sprache der indischen Literatur und Religion von der Zeit Alexanders bis zur Regierung des Akbar verfolgt. Hundert Jahre nach Akbar legte der älteste Sohn des Shah Jehan, der unglückliche Dárá, [65]) dasselbe Interesse für religiöse Betrachtungen an den Tag, wie es sein berühmter Grossvater gehegt hatte. Er studirte Sanskrit und übersetzte die Upanishads, philosophische, den Vedas angehängte Abhandlungen, in das Persische. Dies that er 1657, ein Jahr bevor ihn sein bigotter jüngerer Bruder Aurengzebe tödten liess. Die Uebersetzung dieses Prinzen wurde 1795, in dem vierten Jahre der französischen Republik, von Anquetil Duperron, ins Französische übertragen und sie blieb lange Zeit die Hauptquelle, aus welcher europäische Gelehrte ihre Kenntniss der heiligen Literatur der Brahmanen schöpften.

In der Periode, zu der wir nun gelangt sind, während der Regierung des Aurengzebe (1658—1707), des Zeitgenossen und Rivalen Ludwigs des XIV., war das Vorhandensein einer Sanskrit-Literatur, wenn auch nicht in Europa im Allgemeinen, so doch wenigstens den Europäern in Indien, besonders den Missionären bekannt geworden. Wer der erste Europäer war, der vom Sanskrit wusste, oder eine Kenntniss desselben erlangte, ist schwer zu sagen. Als Vasco de Gama am 9. Mai 1498 in Calicut landete, fing Padre Pedro sogleich an, den Eingeborenen das Evangelium zu predigen und hatte, noch bevor der Entdecker nach Lissabon zurückgekehrt war, schon den Märtyrertod erlitten. Jedes Schiff, das nun nach Indien fuhr, brachte auch Missionäre mit; aber wir suchen in ihren Briefen und Berichten lange Zeit vergebens nach irgend einer Erwähnung des Sanskrit oder der Sanskrit-Literatur. Franz Xavier, [66]) jetzt der heilige Franciscus, war der Erste, der

das grosse Werk der christlichen Mission in Indien (1542) zu organisiren begann; und so gross war sein Eifer und seine Hingebung, so gewaltig seine Erfolge, indem er die Herzen der Hohen und Niedrigen, der Reichen und Armen, gewann, dass seine Freunde ihm, unter andern wunderbaren Gaben, die Gabe, in fremden Zungen reden zu können, beilegten,[67]) obgleich der heilige Franciscus selbst nie darauf Anspruch gemacht hat. Aber erst im Jahre 1559 hören wir von Missionären in Goa, die mit Hülfe eines bekehrten Brahmanen[68]) die theologische und philosophische Literatur des Landes studiren und die Brahmanen zu öffentlichen Disputationen herausfordern.

Die erste beglaubigte Fall, dass ein europäischer Missionär die Schwierigkeiten der Sanskritsprache überwunden, gehört einer noch spätern Periode an, welche man die des Roberto de Nobili nennen und dadurch von einer frühern, über die der Geist des Franz Xavier waltete, unterscheiden könnte. Roberto de Nobili ging 1606 nach Indien. Er war ein Mann von guter Familie und fein gebildetem Geiste und nahm daher um so schärfer die Bedenken und Schwierigkeiten wahr, welche die höheren Kasten und besonders die Brahmanen von dem Eintritt in die zu Madura und an anderen Orten gebildeten Christengemeinden zurückhielten. Diese Gemeinden bestanden hauptsächlich aus Menschen niederen Standes, ohne Erziehung und feinere Bildung. Er fasste den kühnen Entschluss, sich für einen Brahmanen auszugeben und so zu den Hohen und Edeln, zu den Weisen und Gelehrten im Lande Zutritt zu erhalten. Er schloss sich Jahre lang ab, um im Geheimen sich nicht nur im Tamul und Telugu, sondern auch im Sanskrit gründlich zu unterrrichten Als er nach einem beharrlichen Studium der Sprache und Literatur der Brahmanen sich endlich stark genug fühlte, seine Gegner zu bekämpfen, zeigte er sich öffentlich im Gewande eines Brahmanen, mit der Schnur und dem Stirnzeichen, beobachtete streng ihre Lebensweise und unterwarf sich allen den verwickelten Regeln und Observanzen der Kaste. Er hatte Er-

folg trotz der Verfolgungen von Seiten der Brahmanen, die ihn fürchteten, und von Seiten seiner Mitarbeiter, die seine Absichten nicht begreifen konnten. Sein Leben in Indien, wo er als erblindeter Greis starb, ist für die Mission von hohem Interesse. Ich kann hier von ihm nur als von dem ersten europäischen Sanskritkenner sprechen. Ein Mann, welcher aus dem Manu (Menu), den Purâṇas und selbst aus Werken, wie die Âpastamba-Sûtras, welche selbst heutzutage nur den wenigen Sanskrit-Gelehrten, welche Sanskrit-Manuscripte lesen können, bekannt sind, citiren konnte, muss in der Kenntniss der heiligen Sprache und Literatur der Brahmanen sehr weit vorgeschritten gewesen sein, und selbst die Idee, dass er, wie er sagte, gekommen sei, einen neuen oder vierten Veda,[69]) welcher verloren gegangen sei, zu verkündigen, zeigt, wie vollkommen er die starken und schwachen Punkte des theologischen Systems kannte, welches zu überwinden er gekommen war. Wir können uns darüber nur verwundern, dass die Berichte, welche er nach Rom sandte, um sich gegen die Beschuldigung der Abgötterei zu vertheidigen, und in welchen er ein treues Gemälde der Religion, der Gebräuche und der Literatur der Brahmanen entwarf, die Aufmerksamkeit der Gelehrten nicht auf sich zu ziehen vermochten. Die „Accommodationsfrage", wie sie genannt wurde, beschäftigte Cardinäle und Päpste viele Jahre hindurch; aber kein einziger von ihnen scheint auf das ausserordentliche Interesse geachtet zu haben, das sich an die Existenz einer alten Civilisation knüpft, die so vollkommen und so festgewurzelt ist, dass sie selbst von den Missionären Rom's eine gewisse Accommodation und Schonung verlangen kann. Zu einer Zeit, wo die Auffindung eines griechischen Manuscriptes gewiss von allen Gelehrten Europa's mit Jubel verkündet worden wäre, liess man die Entdeckung einer ganzen grossartigen Literatur unbeachtet. Dem Sanskrit war sein Tag noch nicht angebrochen.

Die ersten Missionäre, denen es glückte, die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten auf die ausserordentliche Entdeckung, welche gemacht worden war, hinzulenken, waren

die französischen Jesuiten, welche Ludwig der XIV. nach dem Vertrag zu Ryswick 1697 nach Indien ausgesandt hatte.[70]) Der Pater Pons setzte sehr umfassende Nachrichten über die literarischen Schätze der Brahmanen auf und sein aus „Karikal dans le Maduré“ vom 23. November 1740 datirter und an den Pater Duhalde adressirter Bericht wurde in den „Lettres édifiantes“ herausgegeben.[71]) Pater Pons giebt in demselben eine höchst interessante und im Allgemeinen sehr genaue Beschreibung der verschiedenen Zweige der Sanskrit-Literatur, — der vier Vedas, der grammatischen Tractate, der sechs philosophischen Systeme und der Astronomie der Hindú. Er griff in mehreren Punkten den Forschungen des Sir William Jones vor.

Obgleich nun der Brief des Pater Pons grosses Interesse erweckte, so blieb dasselbe doch natürlicherweise unfruchtbar, so lange es keine Grammatiken, Wörterbücher und Sanskrittexte gab, um den Sprachforschern in Europa das Studium des Sanskrit in demselben Geiste, wie sie Griechisch und Lateinisch trieben, zu ermöglichen. Der Erste, welcher diesem Bedürfniss abzuhelfen versuchte, war ein Karmelitermönch, ein Deutscher, Namens Johann Philipp Wesdin, besser bekannt unter dem Namen Paulinus a Santo Bartholomeo. Er lebte 1776 bis 1789 in Indien und gab die erste Sanskritgrammatik 1790 in Rom heraus. Obgleich dieselbe streng getadelt worden ist und gegenwärtig wohl gar nicht mehr gebraucht wird, so verlangt es doch die Billigkeit, der grossen Schwierigkeiten zu gedenken, welche sich der Abfassung der ersten Grammatik irgend einer Sprache entgegenstellen und die bei jeder spätern sich sogleich bedeutend vermindern.[72])

Wir haben so gesehen, wie die Existenz der Sanskrit-Sprache und Literatur schon seit der Zeit, wo Indien von Alexander und seinen Begleitern entdeckt wurde, bekannt gewesen ist. Nicht bekannt war es aber, dass diese Sprache, wie sie zur Zeit Alexanders und zur Zeit Salomo's und schon Jahrhunderte vor dessen Zeit gesprochen wurde, mit dem Griechischen und Lateinischen nahe verwandt war und zu

diesen Sprachen thatsächlich in demselben Verhältniss stand, wie etwa das Französische zum Italienischen und Spanischen. Die Geschichte dessen, was wir europäische Sanskrit-Philologie nennen können, hebt mit der Gründung der asiatischen Gesellschaft in Calcutta an, also mit dem Jahre 1784.[73]) Durch die Studien und Arbeiten eines Sir William Jones, Carey, Wilkins, Forster, Colebrooke und anderer Mitglieder jener berühmten Gesellschaft wurde die Sprache und Literatur der Brahmanen den europäischen Gelehrten zuerst zugänglich, und es dürfte schwer sein, zu entscheiden, welches von beiden, die Sprache oder die Literatur, das tiefste und anhaltendste Interesse erweckte. Es war unmöglich, selbst nur ganz flüchtig und oberflächlich, die Declinationen und Conjugationen anzusehen, ohne von der ausserordentlichen Aehnlichkeit, in einigen Fällen sogar von der absoluten Gleichheit der grammatischen Formen im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen überrascht zu werden. Schon im Jahre 1778 bemerkte Halhed[74]) in der Vorrede zu seiner Bengalí-Grammatik: „Ich bin erstaunt gewesen, diese Aehnlichkeit der Sanskritwörter mit denen im Persischen und Arabischen und selbst im Griechischen und Lateinischen aufzufinden, und zwar nicht etwa in technischen und metaphorischen Ausdrücken, welche der Austausch und das Entlehnen künstlerischer Bildung oder verfeinerter Sitten gelegentlich eingeführt haben konnte, sondern in dem eigentlichen Grundbau der Sprache, in den einsilbigen Wörtern, in den Zahlnamen und den Benennungen solcher Gegenstände, die zu allererst und unmittelbar bei der Morgendämmerung der Civilisation unterschieden werden konnten.“ Sir William Jones (welcher 1794 starb) erklärte gleich nach dem ersten Blick auf das Sanskritische, dass es, möge es nun so alt sein, wie es wolle, eine Sprache von einem höchst wunderbaren Bau sei, der an Vollkommenheit selbst den griechischen, an Fülle den lateinischen, an ausgesuchter Feinheit beide übertreffe, aber mit beiden sehr nahe verwandt sei. „Kein Philolog,“ schreibt er, „dürfte wohl Sanskritisch, Griechisch und Lateinisch näher unter-

suchen, ohne zu glauben, dass diese Sprachen aus einer gemeinsamen, vielleicht nicht mehr existirenden Quelle entsprungen seien. Ein ähnlicher, wenn schon nicht ganz so überzeugender und schlagender Grund führt uns zu der Vermuthung, dass auch das Gothische und Celtische mit dem Sanskrit ein und denselben Ursprung habe. Das Altpersische kann noch derselben Familie beigesellt werden."

Wie war aber diese Verwandtschaft zu erklären? Die gelehrte Welt war ganz in Erstaunen gesetzt. Die Theologen schüttelten den Kopf; die classischen Gelehrten sahen skeptisch drein; die Philosophen erlaubten sich die kühnsten Conjecturen, um dem einzig möglichen Schlusse zu entgehen, der aus den vor ihnen liegenden Thatsachen gezogen werden konnte, aber ihre kleinen Systeme der Weltgeschichte wie Kartenhäuser umzustürzen drohte. Lord Monboddo hatte eben sein grosses Werk vollendet,[75] in welchem er das ganze Menschengeschlecht von einem Paar Affen und alle Sprachen der Welt von einer, ursprünglich von einigen ägyptischen Göttern ersonnenen Sprache ableitet,[76] als die Entdeckung des Sanskrit wie ein Blitzstrahl auf ihn herniederfuhr. Es muss ihm indess zum Ruhme nachgesagt werden, dass er die unermessliche Wichtigkeit der Entdeckung sofort einsah. Man konnte von ihm nicht erwarten, dass er seine urweltlichen Affen und seine ägyptischen Idole aufopfern würde; aber abgesehen davon sind die Schlüsse, welche er aus den neuen, von seinem Freunde Wilkins, dem Verfasser einer unserer ersten Sanskrit-Grammatiken, ihm vorgelegten Zeugnissen zog, sehr glänzende Beweise für den Scharfsinn des schottischen Forschers. „Es giebt," schreibt er 1792,[77] „noch heute eine Sprache, welche sich unter den Brahmanen Indiens erhalten hat; diese ist reicher und in jeder Beziehung feiner ausgebildet, als selbst das Griechische des Homer. Alle andern Sprachen Indiens zeigen eine grosse Aehnlichkeit mit dieser Sprache, welche Shanscrit heisst. Aber jene Sprachen sind Mundarten derselben und nach ihr gebildet, nicht etwa das Shanscrit nach ihnen. Darüber und über anderes, diese Spra-

chen betreffendes Detail habe ich so zuverlässige Belehrung aus Indien erhalten, dass ich, wenn ich es erlebe, meine, im dritten Bande meiner „Antient Metaphysics" begonnene Geschichte des Menschen zu vollenden, in Stand gesetzt sein werde, klar zu beweisen, dass das Griechische vom Shanscrit herzuleiten ist, das die alte Sprache Aegyptens war und von den Aegyptern, sammt ihren andern Künsten, nach Indien und durch die in Griechenland gegründeten Colonien auch dorthin gebracht wurde."

Einige Jahre später (1795) hatte er noch bestimmtere Ansichten über das Verhältniss des Sanskrit zum Griechischen gewonnen und schreibt:[78]) „Mr. Wilkins hat zu meiner Ueberzeugung eine solche Aehnlichkeit zwischen dem Shanscrit und dem Griechischen dargethan, dass das eine ein Dialekt des andern oder beide Sprösslinge einer gemeinsamen Ursprache sein müssen. Nun ist das Griechische gewiss kein Dialekt des Shanscrit, eben so wenig wie das Shanscrit ein Dialekt des Griechischen. Beide müssen also Dialekte ein und derselben Sprache sein, und diese konnte keine andere sein, als die Sprache Aegyptens, die von Osiris nach Indien gebracht wurde und von der, wie ich bewiesen zu haben glaube, das Griechische ohne Zweifel ein Dialekt war."

Ueber diese Theorien Lord Monboddo's in Bezug auf Aegypten und Osiris brauchen wir jetzt keine Untersuchungen mehr anzustellen. Aber es dürfte nicht uninteressant sein, wenn wir in unsern Excerpten noch etwas fortfahren, um zu zeigen, wie geschickt Lord Monboddo, abgesehen von seinen Menschen mit und seinen Affen ohne Schwänze, die ihm vorliegenden offenbaren Thatsachen zu prüfen und zurecht zu legen verstand.

„Um diese Beobachtungen auf die von Wilkins entdeckten Aehnlichkeiten zwischen dem Shanscrit und dem Griechischen anzuwenden, will ich mit den Worten beginnen, welche in allen Sprachen Urworte gewesen sind, da die durch sie bezeichneten Gegenstände in den ersten Zeiten der Cultur bekannt gewesen sein und Namen erhalten haben

müssen, so dass unmöglich eine Sprache sie von einer andern entlehnen konnte, wenn sie nicht eine von jener abgeleitete Sprache, ein Dialekt derselben, war. Von dieser Art sind die Zahlwörter, die Namen der Glieder des menschlichen Körpers und der Verwandtschaftsverhältnisse, wie z. B. Vater, Mutter, Bruder u. s. w. Der Gebrauch der Zahlen muss gleichzeitig mit den Culturanfängen der menschlichen Gesellschaft gedacht werden. Die Wörter für die Zahlen von eins bis zehn lauten im Sanskrit: ek, dwee, tree, chatoor, panch, shat, sapt, aght, nava, das und haben gewiss eine Verwandtschaft mit den griechischen und lateinischen Bezeichnungen jener Zahlen. Dann gehen sie bis zu zwanzig weiter, indem es heisst: zehn und eins, zehn und zwei u. s. w.; denn ihre Arithmetik ist eine zehntheilige, wie die unsrige. Zwanzig drücken sie durch das Wort veensatee aus. Dann fahren sie ebenso fort, bis sie zu dreissig gelangen, das sie durch das Wort treensat ausdrücken, worin das drei bezeichnende Wort einen Theil der Zusammensetzung bildet, so wie dies auch bei den griechischen und lateinischen Namen für diese Zahlen statt hat. In gleicher Weise gehen sie weiter, indem sie vierzig, fünfzig u. s. w. durch ein ähnliches Compositum mit den vier, fünf u. s. w. bedeutenden Wörtern ausdrücken, bis sie zu der Zahl hundert kommen, die sie mit sat, d. h. einem Worte bezeichnen, das sowohl von dem griechischen, als auch von dem lateinischen Worte für jene Zahl abweicht. In dieser Art zu numeriren zeigt sich noch eine sehr bemerkenswerthe Uebereinstimmung zwischen dem in Shanscrit zwanzig oder zweimal zehn ausdrückenden Worte und dem im Griechischen und Lateinischen dieselbe Zahl bezeichnenden Wörtern; denn in keiner der drei Sprachen hat dies Wort irgend eine Beziehung zur Zahl zwei, welche mit zehn multiplicirt zwanzig giebt, in solcher Weise, wie die Zahlwörter für dreissig, vierzig u. s. w. zu den Wörtern für drei, vier u. s. w. in enger Beziehung stehen; im Griechischen finden wir das Wort eikosi, welches keine Beziehung zu dyo (zwei) erkennen lässt; eben so wenig thut

dies das lateinische viginti,[79]) das aber mehr Aehnlichkeit mit dem Shanscrit-Wort veensatee (vinśati) zu haben scheint. So erhellt es, dass in den Anomalien der zwei Sprachen, der griechischen und lateinischen, eine gewisse Uebereinstimmung mit dem Shanscrit hervortritt.“

Lord Monboddo vergleicht das Sanskritwort pada mit dem griechischen πούς, ποδός (Fuss); nâsa mit dem lateinischen nasus (Nase); deva (Gott) mit dem griechischen theos und dem lateinischen deus; das Sanskritwort ap (Wasser) mit dem lateinischen aqua; vidhavâ (Wittwe) mit dem lateinischen vidua. Von Sanskritwörtern wie gonia (Winkel), kentra (Centrum), hora (Stunde) weist er nach, dass sie unverkennbar griechischen Ursprungs und erst in das Sanskrit eingeführt seien. Er geht dann zu den Fällen über, in welchen grammatische Formen im Sanskrit und den classischen Formen zusammentreffen. Er verweilt bei Compositis, wie tripada, von tri, drei, und pada, Fuss — ein Dreifuss; er bemerkt die eigenthümliche Thatsache, dass Sanskritisch wie Griechisch ein positives Adjectiv durch Vorsetzung des α privativum zu einem negativen macht, und führt dann, was er für das werthvollste Geschenk, das ihm Wilkins darbieten konnte, anzusehen scheint, nämlich die Sanskritformen asmi, ich bin; asi, du bist; asti, er ist; santi, sie sind, vor, Formen, die offenbar von demselben Ursprung, wie die entsprechenden griechischen esmi, eis, esti und das lateinische sunt, sind.

Ein anderer schottischer Philosoph, Dugald Stewart, war zu diesem Eingehen in solch einen ganz neuen Ideenkreis viel weniger geneigt; wer von Jugend auf durch seine gesammte gelehrte Bildung daran gewöhnt ist, Griechisch und Lateinisch entweder für ursprüngliche oder aus dem Hebräischen durch mancherlei Modificationen entstandene Sprachen zu halten, der kann sich nicht leicht in die revolutionäre Lehre finden, dass die classischen Sprachen mit dem Kauderwälsch blosser Wilden nahe verwandt sein sollten; denn für Wilde wurden damals alle Unterthanen des

Gross-Moguls gehalten. Dennoch war Stewart klug genug, einzusehen, dass, wenn die das Sanskrit betreffenden Thatsachen richtig waren, auch die aus ihnen hergeleiteten Schlüsse nicht abgewiesen werden konnten. Er läugnete desshalb geradezu das Dasein einer Sanskritsprache und schrieb sein berühmtes Essay, um zu beweisen, dass das Sanskrit von jenen schlauen Betrügern und Lügenschmieden, den Brahmanen, nach griechischem und lateinischen Modell zusammengestohlen worden und dass die gesammte Sanskrit-Literatur ein Betrug sei. Ich erwähne diese Thatsache, weil sie besser als irgend etwas zeigt, ein wie heftiger Stoss den in der gesammten gebildeten Welt tief eingewurzelten Vorurtheilen durch die Auffindung des Sanskrit gegeben wurde. Die absurdesten Beweisführungen fanden eine Zeit lang Unterstützung und Begünstigung, wenn sie nur irgend eine Hinterthür öffneten, durch die man dem fatalen Schluss, dass Griechisch und Lateinisch gleichsam von demselben Fleisch und Blut sein sollte, wie der Jargon der schwarzen Bewohner Indiens, entlaufen konnte.

Der Erste, welcher sowohl den Thatsachen als den Schlussreihen der Sanskrit-Gelehrsamkeit kühn ins Gesicht zu sehen wagte, war der deutsche Dichter Friedrich Schlegel. Er war während des Friedens von Amiens (1801—1802) in England gewesen und hatte durch Alexander Hamilton das Sanskrit oberflächlich kennen gelernt. Nachdem er darauf in Paris seine Studien gründlicher betrieben, gab er 1808 sein Werk: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" in Paris heraus; durch dieses Werk wurde die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Sanskrit in Deutschland begründet. Obgleich es nur zwei Jahre nach dem ersten Bande von Adelung's Mithridates erschien, ist es von dem Letztern durch eine eben so weite Kluft getrennt, wie das Copernikanische System vom Ptolemäischen. Schlegel war kein tiefer Gelehrter. Viele seiner Angaben haben sich als irrig erwiesen, und nichts würde leichter sein, als seine ganze Arbeit zu zergliedern und schliesslich lächerlich zu machen; aber er war

ein Genie, und wenn eine neue Wissenschaft geschaffen werden soll, ist oft die Einbildungskraft des Dichters fast noch besser zu brauchen, als der Scharfsinn und die Genauigkeit des Gelehrten. Es gehörte gewiss eine Art von poëtischer Vision dazu, mit einem einzigen Blick die Sprachen Indiens, Persiens, Griechenlands, Italiens und Deutschlands zu umfassen und sie mit dem einfachen Namen „indo-germanische Sprachen“ fest an einander zu knüpfen. Dies war Schlegel's Verdienst und er hat damit in der Culturgeschichte eine neue Welt entdeckt.

Wir wollen nun in der nächsten Vorlesung sehen, welche Aufnahme Schlegel's Idee in Deutschland fand und wie sie fast unmittelbar zu einer genealogischen Classeneintheilung der Hauptsprachen der Menschheit führte.

Fünfte Vorlesung.

Die genealogische Classification der Sprachen.

Wir entwarfen in unserer letzten Vorlesung eine Geschichte der verschiedenen Versuche, die Sprachen in Classen zu vertheilen bis zu dem Jahre 1808, wo Friedrich Schlegel mit seinem kleinen Werke über die Sprache und Weisheit der Indier wie mit einem Zauberstabe so Grosses bewirkte. Es war zugleich auch eine Wünschelruthe, die auf die Stelle hinwies, wo man die Mine eröffnen musste, und bald hatten auch die ausgezeichnetsten Gelehrten des Tages ihren Schacht „abgeteuft" und brachten das edele Erz zu Tage. Eine Zeit lang musste Jeder, der Sanskrit lernen wollte, nach England gehen. Bopp, Schlegel, Lassen, Rosen, Burnouf, alle brachten sie einige Zeit dort zu, indem sie Handschriften im „Ostindischen Hause" abschrieben und bei Wilkins, Colebrooke, Wilson und andern ausgezeichneten Mitgliedern des alten indischen Civilamtes Unterstützung fanden. Die erste genaue und streng wissenschaftliche Vergleichung der Grammatik des Sanskrit mit der des Griechischen und Lateinischen, des Persischen und Deutschen wurde von Franz Bopp 1816 angestellt. [1]) Er liess andere Aufsätze folgen und 1833 erschien der erste Band seiner „Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Slavischen, Gothischen und Deutschen." Dies Werk wurde erst fast 20 Jahre später, 1852, vollendet; [2]) es wird auf ewige Zeiten die sichere, feste

Grundlage der vergleichenden Philologie bleiben. August Wilhelm von Schlegel, der Bruder Friedrichs, benutzte den Einfluss, welchen er sich als deutscher Dichter erworben hatte, um das Studium des Sanskrit in Deutschland zu popularisiren. Seine „Indische Bibliothek" erschien 1819 bis 1830, und obgleich sie hauptsächlich Sanskrit-Literatur mittheilen und verbreiten sollte, so enthielt sie doch auch verschiedene Aufsätze über vergleichende Philologie. Diese neue Wissenschaft fand bald einen noch weit bedeutendern Beschützer an Wilhelm von Humboldt, dem würdigen Bruder Alexanders und damals einflussreichen preussischen Staatsmann. Seine Schriften, besonders die über Sprachphilosophie, machten während seiner Lebenszeit allgemeines Aufsehen und er hinterliess in dem grossen Werk über die Kawi-Sprache, das nach seinem Tode 1836 herauskam, ein dauerndes Denkmal seiner Studien. Ein anderer Gelehrter, der den Begründern der vergleichenden Sprachkunde beigezählt werden muss, ist der Professor Pott, dessen „etymologische Forschungen" zuerst 1833 und 1836 erschienen. [3]) Specieller in ihrem Endzwecke, aber auf dieselben allgemeinen Principien basirt war Jacob Grimm's „deutsche Grammatik", ein Werk, durch welches die historische Grammatik in Deutschland begründet wurde und das mit Recht kolossal genannt worden ist. Es erschien in vier Bänden in dem langen Zeitraum von 1819 bis 1837. Wir müssen hier auch eines ausgezeichneten Dänen, des Erasmus Rask, gedenken, der sich dem Studium der Sprachen des nördlichen Europa's widmete. Er reiste 1816 nach Persien und Indien und er zuerst erwarb sich eine gründliche Kenntniss des Zend, der Sprache des Zend-Avesta; er starb aber, ehe er Zeit fand, alle die Ergebnisse seiner gelehrten Forschungen zu veröffentlichen. Indessen hatte er doch bewiesen, dass die heilige Sprache der Parsis mit der heiligen Sprache der Brahmanen in engster Verbindung stand und dass sie, wie das Sanskrit, einige der ältesten Formationen des indo-europäischen Sprachstammes beibehalten hat. Diese Forschungen über die altpersische Sprache

wurden von einem der grössten Gelehrten, welche Frankreich je hervorgebracht hat, von Eugène Burnouf, wieder aufgenommen. Die Werke Zoroasters waren zwar schon vorher von Anquetil Duperron übersetzt worden, dieser hatte aber nur eine neupersische Uebersetzung des Originals übersetzt. Burnouf war es, der vermöge seiner Kenntniss des Sanskrit und der vergleichenden Grammatik zum ersten Male die Worte des Gründers der uralten Religion des Lichts selbst entzifferte. Er hat ebenfalls zuerst denselben Schlüssel mit wirklichem Erfolge auf die Keil-Inschriften des Darius und Xerxes angewandt und sein allzu früher Tod wird lange Zeit nicht bloss von denen, welche, wie ich, so glücklich waren, ihn persönlich zu kennen und seinen Vorlesungen beizuwohnen, sondern auch von Allen lebhaft beklagt werden, denen die orientalische Literatur und ächte orientalische Gelehrsamkeit am Herzen liegt.

Ich kann hier unmöglich alle die Gelehrten aufzählen, welche der Spur eines Schlegel, Humboldt, Bopp, Pott, Grimm und Burnouf folgten. Wie voll die Sprachwissenschaft blüht und wie reiche Früchte sie schon getragen hat, kann man am besten an der Bibliothek irgend eines tüchtigen vergleichenden Sprachforschers erkennen. Seit zehn Jahren erscheint in Deutschland eine besondere Zeitschrift für die vergleichende Philologie. Die philologische Gesellschaft in London giebt alljährlich einen werthvollen Band ihrer Verhandlungen heraus, und fast an jeder Universität (wenigstens in Deutschland) liest ein Professor über Sanskrit und zugleich über vergleichende Grammatik und Sprachwissenschaft.

Es entsteht nun die sehr natürliche Frage, wesshalb das Sanskrit einen so vollständigen Umschwung in dem classificatorischen Studium der Sprachen hervorzubringen vermochte? Wenn das Sanskrit die Ursprache der Menschheit oder wenigstens die Muttersprache des Griechischen, Lateinischen und Deutschen gewesen wäre, so hätte es begreiflicherweise zu einer ganz neuen Classification dieser Sprachen führen können;

aber das Sanskrit steht zu dem Griechischen, Lateinischen, Germanischen, Celtischen und Slavischen nicht in demselben Verhältniss, wie das Latein zum Französischen, Italienischen und Spanischen. Sanskrit dürfte, wie wir schon oben sahen, nicht ihre Mutter, sondern nur ihre ältere Schwester zu nennen sein. Es nimmt in Bezug auf die classischen Sprachen eine Stellung ein, welche derjenigen ganz analog ist, in welcher das Provençalische zu den modernen romanischen Dialekten steht. Dies ist vollkommen wahr, und gerade diese Nothwendigkeit, die gegenseitigen Beziehungen und Verhältnisse zwischen dem Sanskrit und den andern Gliedern derselben Sprachenfamilie scharf und genau zu bestimmen, führte zu so wichtigen Ergebnissen und besonders zu der Aufstellung der Gesetze des Lautwechsels als des einzigen sichern Mittels, die verschiedenen Grade der Verwandtschaft verwandter Dialekte abzumessen und so den Stammbaum der menschlichen Rede wieder herzustellen. Als das Sanskrit einmal seine richtige Stellung erlangt hatte, als man sich einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, dass eine Sprache existirt haben müsse, älter und ursprünglicher als Griechisch, Lateinisch und Sanskrit, und zu diesen drei sowohl als zum Germanischen, Celtischen und Slavischen den gemeinsamen Hintergrund bildend, da schienen alle Sprachen von selbst in ihre richtige Stellung zu rücken. Der Schlüssel zum Räthsel war gefunden und alles Uebrige war nur noch Sache der Geduld. Man bemerkte, dass dieselben Beweisgründe, welche Sanskrit und Griechisch in eine coordinirte Stellung zu einander gebracht hatten, sich mit derselben Strenge auf die lateinische und griechische Sprache anwenden liessen, und nachdem einmal gezeigt war, dass das Latein in manchen Punkten primitiver sei, als das Griechische, da war es leicht zu bemerken, dass auch die germanischen, celtischen und slavischen Sprachen eine Menge von Formationen enthielten, welche man unmöglich vom Sanskritischen, Griechischen oder Lateinischen herleiten konnte. Man erkannte, dass alle als coordinirte Glieder ein und derselben Classe zu behandeln waren.

Der erste bedeutende, besonders durch die Entdeckung des Sanskrit ermöglichte Fortschritt in der Classification der Sprachen bestand also darin, dass die Gelehrten sich nicht mehr bei der Idee einer allgemeinen Verwandtschaft beruhigten, sondern nach den verschiedenen Verwandtschaftsgraden, in welchen die Glieder ein und derselben Classe zu einander standen, zu forschen begannen. Statt des sehr allgemeinen Ausdrucks Classe hören wir nun zuerst den viel bestimmtern wohlgeordneter Sprachfamilien gebrauchen.

Ein zweiter Schritt vorwärts liess nicht lange auf sich warten. Während zu einer ganz allgemeinen Feststellung des gemeinsamen Ursprungs gewisser Sprachen eine Vergleichung der Zahlwörter, Pronomina, Präpositionen, Adverbien und wesentlichsten Nomina und Verba hingereicht hatte, erkannte man bald die Nothwendigkeit, die genauern Grade und Abstufungen der Verwandtschaft mit einem sorgfältiger gewählten und feiner abgetheilten Maassstabe zu messen. Einen solchen Maassstab reichte die vergleichende Grammatik dar, d. h. eine wechselseitige Vergleichung der grammatischen Formen solcher Sprachen, deren Verwandtschaft unter einander man annahm, und diese Vergleichung wurde dann nach gewissen Regeln ausgeführt, nach welchen die lautlichen Umwandlungen der Buchstaben erfolgen.

Ein Blick auf die neueste Geschichte der Sprache wird dies deutlicher machen. Es konnte nie irgend ein Zweifel darüber obwalten, dass die sogenannten romanischen Sprachen, Italienisch, Wallachisch, Provençalisch, Französisch, Spanisch und Portugiesisch mit einander eng verwandt seien. Jedermann konnte ja sehen, dass sie alle vom Lateinischen abgeleitet waren; aber einer der ausgezeichnetsten französischen Gelehrten, Raynouard, der mehr für die Geschichte der romanischen Sprachen und Literaturen geleistet hat, als irgend ein Anderer, behauptete, dass das Provençalische allein eine Tochter des Lateinischen sei, während Französisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch Töchter des Provençalischen seien. Er behauptete, das Latein sei während des siebenten, achten

und neunten Jahrhunderts durch eine Zwischenstufe hindurchgegangen, welche er die „Langue Romane" nannte und von welcher er zu beweisen suchte, dass sie mit dem Provençalischen des südlichen Frankreichs, mit der Sprache der Troubadours identisch sei. Nach seiner Ansicht machte das Lateinische zunächst diese, durch die romanische oder provençalische Sprache repräsentirte gleichförmige Metamorphose durch und löste sich dann erst in die verschiedenen romanischen Dialekte Italiens, Frankreichs, Spaniens und Portugals auf. Diese von August Wilhelm v. Schlegel stark angegriffene und nachher von Sir George Cornewall Lewis umständlich und genau kritisirte Theorie kann nur durch eine Vergleichung der provençalischen Grammatik mit der der andern romanischen Dialekte widerlegt werden. Nimmt man nun hier das Hülfsverbum sein und vergleicht seine Formen im Provençalischen und Französischen, so wird man sogleich bemerken, dass das Französische die lateinischen Originalformen mehrfach reiner bewahrt hat, als das Provençalische, und dass das Französische desshalb unmöglich als eine Tochter des Provençalischen und als eine Enkelin des Lateinischen classificirt werden kann. Im Provençalischen entspricht:

sem dem franz. nous sommes *(Bourgogne: somes; Picardie: soumes; Normandie: sum, sums, sumes;)*,
etz dem franz. vous êtes *(Bourg.: estes, esteiz; Picardie: iestes, estes; Norm.: estes;)*,
son dem franz. ils sont *(Bourg. sont; Picardie: sont; Norm.: sunt; Anglo-norm.: sount)*,

und es wäre doch ein grammatisches Wunder, wenn verkrüppelte Formen, wie sem, etz und son sich wieder in die gesundern ursprünglichern lateinischen sommes *(oder sumes)*, êtes (estes), sont (sunt) verwandelt haben sollten.

Wenn wir mit dem Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen dieselbe Probe anstellen, so sehen wir, wie sich ihre gegenseitige genealogische Stellung auf gleiche Weise durch eine Vergleichung ihrer grammatischen Formen bestimmen lässt. Es ist eben so unmöglich, das Lateinische

vom Griechischen, oder das Griechische vom Sanskrit einfach abzuleiten, wie das Französische als Umgestaltung des Provençalischen zu behandeln. Wenn wir uns an das Hülfsverb sein halten, so finden wir, dass ich bin im Sanskrit asmi, im Griechischen esmi (eimi), im Lithauischen esmi lautet. Die Wurzel ist as, die Endung mi.

Nun ist die Endung der zweiten Person si, was zusammen mit as oder es, in den drei Sprachen assi, essi, essi geben würde. Hier hat aber das Sanskrit, so weit man seine Geschichte zurückverfolgen kann, assi auf asi reducirt, und man könnte doch unmöglich annehmen, dass die vollkommenen oder, wie sie bisweilen genannt worden sind, organischen Formen im Griechischen und Lithauischen, es-si erst durch den Zustand der Verstümmelung, asi, im Sanskrit hindurchgegangen wären und dann plötzlich ihre gesunden Glieder wieder erhalten hätten.

Die dritte Person ist in allen drei Sprachen dieselbe, as-ti oder es-ti, und nach dem Verlust des finalen i erkennen wir si im lateinischen est, im gothischen ist und im russischen est' wieder.

Dasselbe Hülfsverbum kann auch zu einem ausreichenden Beweise herbeigezogen werden, dass das Lateinische niemals durch die griechische oder, wie sie genannt zu werden pflegt, pelasgische Entwickelungsstufe hätte hindurchgehen können, sondern dass beide Sprachen von einander unabhängige Modificationen derselben Originalsprache sind. Im Singular ist das Lateinische weniger ursprünglich, als das Griechische; denn sum ist an die Stelle von es-um, es an die von es-is, est an die von es-ti getreten. Auch in der ersten Person der Mehrzahl steht sumus für es-umus, das griechische esmes (esmen), das sanskritische 'smas. Die zweite Person es-tis vergleicht sich mit dem griechischen es-te und ist ursprünglicher als die Sanskritform stha; aber in der dritten Person Pluralis ist das Lateinische wieder primitiver, als das Griechische. Die regelmässige Form würde as-anti lauten; dies wird im Sanskrit in santi verwandelt. Das Griechische hat

das s zu Anfang fallen lassen und das äolische enti geht endlich in eisi über. Das Lateinische hat dagegen das radicale s festgehalten, und es würde rein unmöglich sein, das lateinische sunt von dem griechischen eisi herzuleiten.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, dass die neuenglischen Formen I am, thou art, he is nur secundäre Modificationen desselben ursprünglichen Verbs sind. Wir finden im Gothischen im (für ism), is (für iss), ist. Das Angelsächsische verwandelt s in r und so entsteht eom (für eorm), eart (für ears), is (für ist); Plural sind (für isind), sind, sind.

Indem sie diese Probe mit allen Sprachen anstellten, führten die Begründer der vergleichenden Philologie bald die Hauptdialekte Europa's und Asien's auf gewisse Familien zurück und vermochten nun auch in jeder Familie verschiedene Zweige zu unterscheiden, von denen jeder wieder aus zahlreichen, sowohl alten als neuen Dialekten bestand.

Es giebt indessen viele Sprachen, welche noch nicht zu Familien zusammengruppirt worden sind, und obgleich kein Grund vorhanden ist, daran zu zweifeln, dass einige von ihnen noch dereinst in ein System genealogischer Classification werden zusammengefasst werden, so thut man doch wohl daran, sich von Anfang an gegen die gewöhnliche, aber ganz und gar willkürliche Annahme zu verwahren, dass das Princip einer genealogischen Classification auf alle anwendbar sein müsse. Die genealogische ist ohne Zweifel die vollkommenste aller Classificationen, aber es giebt nur wenige Zweige der physischen Wissenschaft, in denen sie mehr als sehr partiell durchgeführt werden könnte. In der Sprachwissenschaft muss die genealogische Classification hauptsächlich auf den formalen oder grammatischen Elementen beruhen, welche nach den mancherlei Einwirkungen der lautlichen Veränderung nur durch eine in sich zusammenhängende Ueberlieferung aufbewahrt werden können. Wir wissen, dass das Französische, Italienische, Spanische und Portugiesische von einer gemeinschaftlichen Quelle hergeleitet werden muss, weil sie grammatische Formen gemein haben, welche keine

dieser Sprachen aus eigenen Hülfsquellen hergeholt haben könnte und welche in keiner derselben ihre bestimmte Bedeutung oder, so zu sagen, ihr selbständiges Leben haben. Die Endung des Imperfects, im Spanischen ba, im Italienischen va, wodurch canto, ich singe, in cantaba und cantava umgeformt wird, hat in keinem dieser modernen Dialekte irgend eine Existenz für sich, irgend eine unabhängige Bedeutung. Sie hätte mit dem vom Spanischen oder Italienischen an sich dargebotenen Material niemals gebildet werden können. Sie musste von frühern Generationen überliefert worden sein, denen dieses ba oder va noch eine Bedeutung hatte. Wir verfolgen natürlich seine Spur im lateinischen bam, in cantabam, und hier kann nun bewiesen werden, dass bam ursprünglich ein unabhängiges, für sich bestehendes Hülfsverb war, dasselbe, welches im Sanskrit in bhavâmi, im Angelsächsischen in beom, ich bin, noch aufbewahrt ist. Die genealogische Classification findet desshalb eigentlich nur auf absterbende Sprachen ihre Anwendung, auf Sprachen, in welchen das grammatische Wachsthum durch den Einfluss der literarischen Ausbildung gehemmt worden ist, in welchen wenig Neues zugefügt, alles Alte möglichst lange beibehalten worden ist, und wo das, was wir Wachsthum oder Geschichte nennen, nichts weiter ist, als das Fortschreiten der phonetischen Corruption. Aber ehe die Sprachen verfallen, haben sie eine Periode des Wachsthums durchgemacht, und es scheint ganz und gar übersehen worden zu sein, dass Dialekte, welche während jener frühen Periode divergirten, naturgemäss jedem Versuche einer genealogischen Classification widerstehen würden. Wenn man sich z. B. der Art und Weise erinnert, in welcher, wie wir oben untersuchten, der Plural in der chinesischen und in anderen Sprachen gebildet wurde, so kann man doch da, wo jeder Dialekt seinen eigenen bezeichnenden Ausdruck, wie Haufen, Classe, Geschlecht, Herde, Gedränge, Schaar u. s. w. für die Mehrzahl wählt, vernünftigerweise keine Aehnlichkeit in grammatischen Endungen erwarten, nachdem eben diese Bezeichnungen durch

phonetische Corruption zu blossen Anzeigern der Mehrheit abgemahlen und abgerieben sind. Aber andererseits würde daraus noch keineswegs folgen, dass solche Sprachen desshalb keinen gemeinsamen Ursprung haben können. Sprachen können einen gemeinsamen Ursprung haben, und dabei können doch, da die Wörter, welche sie ursprünglich zur Bezeichnung der Casus, Numeri, Personen, Zeiten und Modi gebrauchten, gänzlich verschieden waren, die grammatischen Endungen, zu welchen diese Wörter sich verkürzten und abschliffen, möglicherweise zu gar keinem Resultate führen, wenn man diese von den Wörtern übrig gebliebenen Endungen der Analyse der vergleichenden Grammatik unterwerfen wollte. Eine genealogische Classification solcher Sprachen ist desshalb der ganzen Sachlage nach geradezu unmöglich, wenigstens wenn diese Classeneintheilung vorzugsweise auf grammatische oder formale Zeugnisse basirt werden soll.

Man könnte indess annehmen wollen, dass solche Sprachen, wenn auch in ihrer grammatischen Gliederung verschieden, ihren gemeinsamen Ursprung doch durch die Gleichheit ihrer Radicalen oder Wurzeln darlegen würden. Sie werden dies auch ohne Zweifel in vielen Fällen thun. Sie werden wahrscheinlich ihre Zahlwörter, einige ihrer Pronomina und der gewöhnlichsten Ausdrücke des alltäglichen Lebens gemeinsam bewahrt haben. Aber selbst hier dürfen wir nicht zu viel erwarten und auch nicht erstaunen, wenn wir noch weniger finden, als wir erwartet. Wir erinnern an die mannigfachen Namen für „Vater" in den zahlreichen friesischen Mundarten. Statt des lateinischen frater findet man im Spanischen hermano, statt des lateinischen caput im Französischen tête, statt des lateinischen ignis ebenda feu, italienisch fuoco. Niemand wird doch an dem gemeinsamen Ursprung des Englischen und Deutschen zweifeln, und dennoch ist gerade die erste englische Ordinalzahl the first, obgleich sie dem deutschen „Fürst" entspricht, in der Bedeutung, *wie dies häufig mit deutschen Wurzelwörtern im Englischen geschehen ist,* stark modificirt; der „Zweite" ist ganz verschieden

von the second, und zwischen dem Possessivpronomen sein und dem englischen its besteht gar kein Zusammenhang. Diese dialektische Freiheit macht sich in Sprachen höhern Alters und ohne Literatur in noch weit grösserer Ausdehnung geltend, und je sorgfältiger man das natürliche Fortwachsen der Sprachen beobachtet hat, desto weniger wird man sich darüber wundern, dass Dialekte desselben Ursprungs nicht bloss in ihrem grammatischen Bau, sondern auch in vielen jener Probewörter, welche man vorzugsweise zur Entdeckung der Verwandtschaft bei den Literatursprachen zu benutzen pflegt, Verschiedenheiten zeigen. Wie es dennoch möglich wird, eine Art von Verwandtschaft zwischen solchen Dialekten zu behaupten, werden wir nachher betrachten. Für den Augenblick ist es genügend, wenn man darüber zur Klarheit kommt, dass das Princip der genealogischen Classification nicht nothwendigerweise auf alle Sprachen anwendbar ist, und zweitens, dass man, wenn Sprachen sich genealogisch nicht in dieselbe Classe stellen lassen, noch keineswegs annehmen muss, dass sie vom Anfang an verschieden gewesen seien. Die so häufig wiederholte Behauptung, dass die Unmöglichkeit, diese genealogische Classification mit allen Sprachen vorzunehmen, zugleich die Unmöglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs der Sprachen beweise, ist nichts weiter, als eine Art von wissenschaftlichem Dogmatismus, der bekanntlich den freien Fortschritt der unbefangenen Untersuchung mehr als irgend sonst etwas hemmen kann.

Wir wollen nun weiter die Frage beantworten, wie weit die genealogische Classification der Sprachen vorgeschritten ist und wie viel Familien der menschlichen Sprache auf eine genügende Weise festgestellt worden sind. Erinnern wir uns noch einmal an die Punkte, welche uns die genealogische Classification nothwendig erscheinen liessen. Wir wünschten die Grundbedeutung gewisser Wörter und grammatischer Formen zu erfahren und bemerkten, dass wir, ehe wir den Ursprung solcher Wortformen, wie „ich liebe“ und „ich liebte“ zu ergründen versuchen könnten, auf die Urgeschichte und

den Urzustand des Worts zurückzugehen hätten. Wir fanden gleicherweise durch einen Seitenblick auf die Geschichte der romanischen Dialekte, dass die in der einen Sprache vorhandenen Wörter oft in einer andern sich in einer ursprünglichern Form erhalten hatten, und dass es desshalb von der grössten Wichtigkeit war, alte Sprachen in denselben genealogischen Zusammenhang zu bringen, durch welchen Französisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch als die Glieder einer Familie zusammengehalten werden.

Indem wir auf die lebende Sprache Englands einen Blick warfen, folgten wir ohne Schwierigkeit ihrer Spur bis zu dem Angelsächsischen hinauf. Dies führt uns in das siebente Jahrhundert n. Chr. zurück; denn in dieses verlegen Kemble und Thorpe das altenglische Epos, den Beowulf, und darüber hinaus können wir auf englischem Boden nicht gehen. Wir wissen aber, dass die Sachsen, Angeln und Jüten vom Festlande kamen, und dort sprechen ihre Abkömmlinge längs der Nordküste Deutschlands noch heute Niederdeutsch,[4]) welches in den Herbergen Antwerpens, Bremens und Hamburgs von manchem englischen Matrosen fälschlich für ein verdorbenes Englisch gehalten worden ist. Das Niederdeutsche umfasst viele Dialekte in dem nördlichen Tiefland Deutschlands, aber in dem eigentlichen Deutschland werden sie fast nie zu literarischen Zwecken benutzt. Die friesischen Mundarten sind niederdeutsch, ebenso die holländischen und flämischen. Das Friesische hatte wenigstens schon im zwölften Jahrhundert, wenn nicht noch früher, seine eigene Literatur.[5]) Im Holländischen, das bekanntlich noch heute eine National- und Literatursprache ist, finden wir im sechszehnten Jahrhundert literarische Denkmäler. Auch das Flämische war um diese Zeit die Sprache des Hofes von Flandern und Brabant, ist aber seitdem durch die officiellen Sprachen der Königreiche Holland und Belgien sehr beeinträchtigt, wenn auch nicht ganz unterdrückt worden. Das älteste Literaturwerk im Niederdeutschen, auf dem Continent, ist das christliche Epos, der Heljand (Heiland), das uns in zwei Manuscripten aus

dem neunten Jahrhundert erhalten ist und um diese Zeit zum Nutzen der neubekehrten Sachsen geschrieben wurde. Wir bemerken noch manche Spuren einer nicht unbeträchtlichen sächsischen oder niederdeutschen Literatur von jener Zeit an durch das ganze Mittelalter hindurch bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein. Aber von dieser Literatur ist nur wenig erhalten, und nachdem Luther die Bibel ins Hochdeutsche übersetzt hatte, war das Schicksal der niederdeutschen Literatur entschieden.

Die Literatursprache Deutschlands ist seit den Tagen Karls des Grossen das Hochdeutsche, das mit mancherlei mundartlichen Färbungen[6]) in ganz Deutschland gesprochen wird. Man kann in der Geschichte des Hochdeutschen drei Hauptperioden unterscheiden. Die gegenwärtige oder neuhochdeutsche Periode beginnt mit Luther, dem eigentlichen Begründer des Neuhochdeutschen, die mittelhochdeutsche erstreckt sich von Luther bis in das zwölfte Jahrhundert zurück; die althochdeutsche endlich von da bis in das siebente Jahrhundert.

Wir können also sowohl dem hochdeutschen, als dem niederdeutschen Zweige der germanischen Sprache bis etwa in das siebente Jahrhundert nach Chr. folgen, dürfen aber nicht annehmen, dass vor jener Zeit eine einzige, gemeinsame teutonische Sprache von allen Germanenstämmen gesprochen worden sei *und dass nachher erst nach unsern Weisthümern, wie Grimm sagt, ein schneidendes Schwert in das Stromgebiet der Sprache gesteckt ward, damit das Wasser zu beiden Seiten abfliesse in den beiden Flüssen des Hoch- und Niederdeutschen.* Es hat nie eine gemeinsame, gleichförmige teutonische Sprache gegeben; auch lassen sich keine Belege dazu auffinden, dass zu irgend einer Zeit eine gleichförmige hochdeutsche oder niederdeutsche Sprache existirt habe, von der sich alle hochdeutschen und niederdeutschen Dialekte herleiteten. Wir können Angelsächsisch, Friesisch, Flämisch, Holländisch und Plattdeutsch nicht von dem alten Niederdeutsch ableiten, welches uns in dem Sächsischen des Con-

tinents im achten Jahrhundert erhalten ist. Nur so viel können wir behaupten, dass diese verschiedenen niederdeutschen Mundarten in England, Holland, Friesland und Niederdeutschland in verschiedenen Zeiten dieselben Entwickelungsstufen oder, so zu sagen, dieselben Breitengrade grammatischen Wachsthums durchmachten. Wir können auch noch zufügen, dass mit jedem weiter zurückliegenden Jahrhundert die Convergenz dieser Dialekte immer entschiedener hervortritt, aber wir sind durch kein historisches Zeugniss berechtigt, wirklich und thatsächlich eine einzige, gleichförmige, niederdeutsche Ursprache anzunehmen, aus der sie alle herzuleiten wären. Dies ist eine blosse Fiction solcher Grammatiker, welche eine Mannigfaltigkeit von Mundarten ohne einen gemeinschaftlichen Grundtypus nicht begreifen können. Sie würden ebenso die Annahme einer ursprünglichen hochdeutschen Sprache als der Quelle nicht nur des literarischen Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen, sondern auch aller der örtlichen Mundarten Oesterreichs, Baierns, Schwabens und Frankens postuliren; sie würden uns auch zu dem Glauben bekehren wollen, dass vor der Trennung in Hoch- und Niederdeutsch eine wahre und ächte teutonische Sprache vorhanden gewesen sei, die, an sich noch nicht Hoch- oder Niederdeutsch, nur die Keime zu beiden in sich enthalten habe. Solch ein System mag den Zwecken der grammatischen Analyse ganz angemessen sein, es wird aber sofort misslich, wenn für diese grammatischen Abstractionen statt eines nebligen Grau der Hintergrund historischer Thatsachen sicher und lebensfrisch gefunden werden soll. So wie es Familien, Geschlechter, Bünde und Stämme gab, ehe ein Gesammtvolk sich bildete, so gingen die Mundarten der Gesammtsprache voran. Der Grammatiker, welcher für einen ursprünglichen Typus der germanischen Sprache historische Wirklichkeit fordert, steht auf demselben Standpunkte mit dem Geschichtsforscher, welcher an einen Frankus glaubt, als einen Enkel des Hector und muthmaasslichen Ahnherrn aller Franken, oder an einen Brutus, den mythischen Stammvater aller Briten. Wir

haben durchaus keinen Grund anzunehmen, dass damals, als die Germanenstämme nach einander von der Donau und der Ostsee südwärts zogen, um Italien und die römischen Provinzen zu überfluthen, als sich die Gothen, Longobarden, Vandalen, Franken und Burgunder unter ihren eigenen Königen und mit ihren eigenen Gesetzen und Gebräuchen in Italien, Gallien und Spanien ansiedelten, um in der Schlussscene der grossen römischen Tragödie ein Jeder seine Rolle zu spielen, dass sie damals alle ein und dieselbe Sprache geredet hätten. Wenn wir noch irgend welche literarische Documente von jenen alten Germanenstämmen besässen, so würden wir gewiss einer Menge von Mundarten begegnen, von denen vielleicht einige schon die Eigenthümlichkeiten des Hoch-, andere die des Niederdeutschen zeigen würden. Es ist dies auch nicht reine Conjectur; denn durch einen glücklichen Zufall ist uns wenigstens eine der Mundarten jener uralten Germanenstämme in der gothischen Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas erhalten worden.

Ich muss über diesen merkwürdigen Mann ein paar Worte sagen. Die Berichte der Kirchenhistoriker in Bezug auf die Zeit und die Hauptereignisse des Lebens des Ulfilas sind sehr widersprechend. Dies ist zum Theil dem Umstande beizumessen, dass Ulfilas ein arianischer Bischof war, und dass die Berichte, welche wir über ihn besitzen, von zwei entgegenstehenden Parteien, den arianischen und athanasianischen Schriftstellern, herrühren. Obgleich es nun, um über seinen Charakter ein Urtheil zu gewinnen, nothwendig sein dürfte, diese sich widersprechenden Zeugnisse zu sondern, so darf man doch wohl voraussetzen, dass bei der Feststellung der Chronologie und des einfachen Verlaufes seines Lebens seine eigenen Freunde weit bessere Mittel und Wege zu gründlicher Belehrung benutzen konnten, als die orthodoxen Geschichtsschreiber. Desshalb muss wohl aus den Schriften seiner Glaubensgenossen die Chronologie und der historische Umriss des Lebens dieses Bischofs festgestellt werden.

Die Hauptschriftsteller, welche man hier benutzen kann, sind Philostorgius, wie er uns vom Photius aufbewahrt ist, und Auxentius, wie er von Maximinus in einer vor Kurzem durch Professor Waitz[7]) in der Pariser Bibliothek entdeckten Handschrift uns erhalten ist. (Supplement. Latin. Nr. 594.) Dieses Manuscript enthält einige Schriften des Hilarius, die zwei ersten Bücher des Ambrosius de fide und die Acta des Concils von Aquileja (381). Auf dem Rande dieser Handschrift hat Maximinus den Anfang der Verhandlungen jenes Concils von Aquileja wiederholt und eigene Bemerkungen beigefügt, um zu zeigen, wie unbillig Palladius von Ambrosius behandelt worden sei. Er hat seine eigenen Ansichten über die arianische Controverse niedergeschrieben und auf fol. 282, seq. einen von Auxentius, dem Bischof von Dorostorum (Silistria an der Donau) und Schüler des Ulfilas, über den Ulfilas geschriebenen Bericht copirt. Darauf folgen nochmals einige Dissertationen des Maximinus und auf foll. 314—327 ist eine von einem Halb-Arianer, einem Anhänger des Eusebius, und möglicherweise vom Prudentius selbst an den Ambrosius gerichtete Abhandlung vom Maximinus abgeschrieben und für seine eigenen Zwecke ein wenig abgekürzt.

Vom Auxentius nun, wie wir ihn in der Abschrift des Maximinus besitzen, erfahren wir, dass Ulfilas in Constantinopel, wohin ihn der Kaiser zu einer Disputation eingeladen hatte, gestorben ist. Dies kann nicht nach dem Jahre 381 geschehen sein, weil nach demselben Auxentius Ulfilas vierzig Jahre lang Bischof gewesen und nach Philostorgius vom Eusebius geweiht worden war. Nun starb Eusebius von Nicomedien 341, und da Philostorgius sagt, dass Ulfilas von dem Eusebius und den Bischöfen, die um ihn waren, geweiht worden sei, so kann diese Weihung mit grosser Wahrscheinlichkeit in den Anfang des Jahres 341 gesetzt werden, als Eusebius in der Synode zu Antiochien den Vorsitz führte. Da Ulfilas zur Zeit seiner Consecration 30 Jahr alt war, so muss er 311 geboren sein, und da er 70 Jahr zählte, als er in Constantinopel starb, so muss sein Tod in das Jahr 381 fallen.

Professor Waitz setzte den Tod des Ulfilas in das Jahr 388, weil von Auxentius angegeben wird, dass andere arianische Bischöfe mit Ulfilas auf seiner letzten Reise nach Constantinopel gekommen waren und von den Kaisern wirklich das Versprechen einer neuen Kirchenversammlung erhalten hatten, dass aber die Ketzerpartei, d. h. die Athanasianer, die Veröffentlichung eines Gesetzes glücklich durchsetzten, das jede öffentliche oder geheime Disputation über den Glauben verbot. Maximinus, dem wir diese Notiz verdanken, hat zwei Gesetze aus dem Codex Theodosianus aus den Jahren 388 und 386 beigefügt, welche, wie er annimmt, zu dieser Streitfrage in Beziehung stehen. Dies zeigt, dass Maximinus selbst in Bezug auf das genaue Datum Zweifel hegte. Es ist aber keines der beiden Gesetze, wie Dr. Bessell vollständig erwiesen hat, auf den vorliegenden Fall anwendbar. Es sind eben Citate, welche Maximinus auf's Gerathewohl aus dem ihm vielleicht nicht sehr bekannten Codex Theodosianus gemacht und in denen er sich geirrt hat. Wenn man den Tod des Ulfilas in das Jahr 388 setzen wollte, so müsste die wichtige Notiz des Philostorgius, dass Ulfilas von Eusebius zum Bischof geweiht worden sei, aufgegeben werden und man müsste annehmen, dass Theodosius bis 388 mit den Arianern verhandelt habe, während man weiss, dass nach dem Jahre 383, wo der letzte Versuch einer Aussöhnung von Theodosius, aber ohne Erfolg, gemacht worden war, der Partei des Ulfilas und seiner Freunde keine Gnade und Schonung mehr bewiesen wurde.

Wenn Ulfilas im Gegentheil 381 in Constantinopel starb, so konnte er recht wohl von dem Kaiser Theodosius dahin berufen worden sein, nicht zu einem Concil, sondern zu einem gelehrten Streit, ad disputationem, wie Dr. Bessell geistreich behauptet, und zwar gegen eine neue Secte der Arianer in Constantinopel, die Psathyropolistae.[8]) Um dieselbe Zeit, 380, nimmt Sozomenus[9]) Bezug auf die Bemühungen der Arianer, bei Theodosius Einfluss zu gewinnen. Er erwähnt, ebenso wie Auxentius, dass diese Bemühungen fehlschlugen

und dass ein Gesetz veröffentlicht wurde, um Disputationen über die Natur Gottes zu verbieten. Dies Gesetz ist im Codex Theodosianus noch vorhanden, und zwar unter dem Datum des 10. Januars 381. Das Wichtigste aber ist, dass dieses Gesetz thatsächlich ein Rescript widerruft, welches von den arianischen Ketzern erschlichen worden war, und dass so die Angabe des Auxentius bestätigt wird, dass der Kaiser ihm und seiner Partei das Versprechen, ein neues Concil zu berufen, wirklich gegeben hatte.

Wir kehren nun zum Ulfilas zurück. Er ward also 311 geboren. Seine Aeltern stammten, wie uns Philostorgius erzählt, aus Cappadocien und waren von den Gothen aus einem, Sadagolthina genannten, bei der Stadt Parnassos belegenen Orte als Gefangene fortgeschleppt worden. Unter Valerian und Gallienus unternahmen, um 267, die Gothen diesen Zug von Europa nach Asien, nämlich nach Galatien und Cappadocien, und die christlichen Gefangenen, welche sie nach der Donau mit sich zurückführten, waren die Ersten, welche das Licht des Evangeliums unter den Gothen verbreiteten. Philostorgius war selbst ein Cappadocier und seine Angaben über die Abstammung des Ulfilas zu bezweifeln, ist kein Grund vorhanden. Ulfilas wurde mitten unter den Gothen geboren; Gothisch war seine Muttersprache, obgleich er später auch Lateinisch und Griechisch zu sprechen und zu schreiben vermochte. Philostorgius sagt, nachdem er von dem Tode des Crispus (326) gesprochen und ehe er zu den letzten Jahren des Constantin übergeht, dass Ulfilas „um diese Zeit“ seine Gothen vom jenseitigen Ufer der Donau her in das römische Reich geleitet habe. Sie mussten ihr Vaterland verlassen, da sie wegen ihres Christenthums verfolgt wurden. Ulfilas war der Führer dieser Schaaren von Gläubigen und kam zu Constantin (nicht Constantius) als Gesandter. Dies kann natürlich nur vor 337, dem Todesjahre Constantins, stattgefunden haben. Es kann 328 gewesen sein, als Constantin einen Sieg über die Gothen erfochten hatte, und obgleich Ulfilas damals erst 17 Jahr alt war, so würde das

doch kein Grund sein, das Zeugniss des Philostorgius zu verwerfen, welcher sagt, dass Constantin den Ulfilas mit grosser Achtung behandelte und ihn den Moses seiner Zeit nannte. Da er seine gläubige Schaar über die Donau nach Mösien geführt hatte, konnte er recht wohl vom Kaiser mit Moses verglichen werden, der die Israeliten aus Aegypten durch das rothe Meer führte. Zwar stellt Auxentius denselben Vergleich zwischen Ulfilas und Moses an, nachdem er angegeben, dass Ulfilas vom Constantius, nicht von Constantin, mit grossen Ehrenbezeugungen empfangen worden sei; dies bezieht sich aber auf spätere Ereignisse, als Ulfilas schon sieben Jahre lang Bischof unter den Gothen gewesen war (348), und macht die Angabe des Philostorgius in Bezug auf die frühere Begegnung des Ulfilas und Constantin keineswegs unsicher. Sozomenus [10]) unterscheidet deutlich zwischen dem ersten Zug der Gothen über die Donau mit Ulfilas als ihrem Gesandten und zwischen den späteren Kämpfen Athanarichs mit Fridigern oder Fritiger, welche zu der Ansiedelung der Gothen im römischen Reiche führten. Wir müssen annehmen, dass nach dem Uebergang über die Donau Ulfilas einige Zeit bei seinen Gothen oder in Constantinopel blieb. Auxentius sagt, dass er das Amt eines Lectors versah und erst, als er das erforderliche Alter von 30 Jahren erreicht hatte, von Eusebius 341 zum Bischof geweiht wurde. Er brachte nun die ersten sieben Jahre seines Episkopats unter den Gothen zu und die übrigen dreiunddreissig Jahre seines Lebens „in solo Romaniæ", wohin er mit Fritiger und den Thervingern gewandert war. In Bezug auf die Zeitangabe dieser gothischen Exodus herrscht einige Verwirrung, es ist aber durchaus nicht unwahrscheinlich, dass Ulfilas bei mehr als einer Gelegenheit die Rolle eines Gothenführers spielte.

Aus anderen Quellen erfahren wir über Ulfilas nur wenig mehr. Was die Kirchenhistoriker über die Beweggründe, die ihn zur Annahme der Lehren des Arius trieben, und über seinen Uebergang von der einen kirchlichen Partei zur andern sagen, verdient keinen Glauben. Ulfilas war nach

seinem eigenen Bekenntniss stets Arianer (semper sic credidi). Sokrates sagt, dass Ulfilas bei der Synode zu Constantinopel 360 zugegen war, was wahr sein kann, obgleich weder Auxentius noch Philostorgius davon sprechen. Der Verfasser der Acta des Nicetas lässt den Ulfilas zusammen mit Theophilus der Kirchenversammlung zu Nicäa beiwohnen. Theophilus unterzeichnete sich zwar bei jenem Concil als gothischer Bischof, aber die Angabe, dass der damals vierzehnjährige Ulfilas den Theophilus begleitet habe, wird durch nichts bestätigt.

Ulfilas hat die ganze Bibel mit Ausnahme des Buches der Könige übersetzt. Für das Alte Testament benutzte er die Septuaginta, für das Neue den griechischen Text, aber nicht ganz in derselben Form, in der wir ihn besitzen. Unglücklicherweise ist der grössere Theil seines Werkes verloren gegangen und wir haben nur beträchtliche Partien der Evangelien, alle die ächten Briefe des heil. Paulus, obgleich auch nicht vollständig, und Fragmente eines Psalms, von Esra und Nehemia. [11])

Obgleich Ulfilas dem Stamme der Westgothen angehörte, wurde doch seine Uebersetzung von allen Gothenstämmen benutzt, indem sie nach Spanien und Italien vorrückten. Die gothische Sprache starb im neunten Jahrhundert aus, und nach dem Untergange der grossen Gothenreiche ging die Uebersetzung des Ulfilas verloren und wurde vergessen. Aber ein Manuscript des fünften Jahrhunderts war in der Abtei Werden erhalten worden, und gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts lenkte ein gewisser Arnold Mercator, der im Dienste des Landgrafen von Hessen Wilhelm IV. stand, die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf dieses alte, grosse Bruchstücke der Uebersetzung des Ulfilas enthaltende Pergament. Das unter dem Namen des Codex Argenteus bekannte Manuscript wurde später nach Prag gebracht, und als Prag 1648 von dem Grafen Königsmark genommen wurde, entführte er diesen Codex nach Upsala in Schweden, wo er noch heute als einer der grössten Schätze aufbewahrt wird.

Das Pergament ist purpurfarbig, die Buchstaben silbern und das Manuscript ist in massives Silber gebunden.

Der Cardinal Mai und der Graf Castiglione entdeckten 1818 noch einige Bruchstücke im Kloster Bobbio, wo sie wahrscheinlich von der Zeit an, wo das Reich Theodorichs des Grossen in Italien verfiel, verwahrt worden waren. [12])

Ulfilas muss wirklich ein ausserordentlich begabter Mann gewesen sein, um zum ersten Male den Gedanken zu fassen, die Bibel in die Vulgärsprache seines Volkes zu übertragen. Zu seiner Zeit gab es in Europa nur zwei Sprachen, deren Anwendung einem christlichen Bischof gerechtfertigt erschien, nämlich die griechische und lateinische. Alle andern Sprachen wurden noch für barbarisch angesehen. Es erforderte einen prophetischen Blick und einen festen Glauben an die Vocation dieser halbwilden Stämme, und zugleich eine tiefe Ueberzeugung von der gänzlichen Fäulniss des römischen und byzantinischen Reiches, ehe sich ein Bischof dazu entschliessen konnte, die Bibel in den vulgären Dialekt seiner barbarischen Landsmänner zu übersetzen. Bald nach dem Tode des Ulfilas hatte sich die Zahl der christlichen Gothen in Constantinopel so bedeutend vermehrt, dass der Bischof von Constantinopel, Chrysostomus (397—405) sich dazu bewogen sah, in der Hauptstadt eine Kirche, wo der Gottesdienst gothisch gehalten werden musste, einzurichten. [13])

Die Sprache des Ulfilas, das Gothische, gehört vermöge ihres phonetischen Baues zur niederdeutschen Classe, aber in ihrer Grammatik ist sie, mit wenigen Ausnahmen, weit ursprünglicher als das Angelsächsische des Beowulf oder das Althochdeutsche Karls des Grossen. Diese wenigen Ausnahmen sind indessen sehr wichtig, denn sie zeigen, dass es grammatisch und desshalb auch historisch unmöglich sein würde, entweder das Angelsächsische oder das Hochdeutsche oder beide [14]) vom Gothischen herzuleiten. Es würde z. B. unmöglich sein, die erste Person Pluralis Indicativi Præsentis, das althochdeutsche nerjamês als eine Corruption des gothischen nasjam zu behandeln; denn wir wissen von masi im

Sanskrit, mes im Griechischen, mus im Lateinischen, dass dies die ursprüngliche Endung der ersten Person Pluralis war.

Gothisch ist nur eine der zahlreichen Mundarten der germanischen Race, von denen einige die Literatursprachen von Ober- und Niederdeutschland, Holland, Friesland, den britischen Inseln u. s. w. mit Sprachstoff versorgten, während andere erloschen und andere von Jahrhundert zu Jahrhundert sich unbemerkt fortpflanzten, ohne jemals irgend eine Literatur zu erzeugen. Desshalb, weil das Gothische der einzige der parallellaufenden Dialekte ist, die bis ins vierte Jahrhundert zurück verfolgt werden kann, während die andern im siebenten unsern Blicken entschwinden, ist es von Einigen fälschlich für die Urquelle der ganzen teutonischen Sprache gehalten worden. Dieselben Beweisgründe indessen, welche wir gegen Raynouard anwandten, um zu zeigen, dass das Provençalische nicht für die Mutter der sechs romanischen Sprachen gehalten werden könne, würden mit gleicher Stärke gegen die Ansprüche des Gothischen sprechen, für mehr als die älteste Schwester des teutonischen Sprachenzweiges gehalten zu werden.

Es giebt nun einen dritten Strom germanischer Sprache, der seine Unabhängigkeit ebenso wie das Hoch- und Niederdeutsche behauptet und dem man in Bezug auf das Gothische, Nieder- und Hochdeutsche durchaus nur eine coordinirte Stellung anzuweisen hat. Wir meinen den skandinavischen Zweig. Er besteht gegenwärtig aus drei Literatursprachen, denen Schwedens, Dänemarks und Islands, und aus verschiedenen örtlichen Mundarten, besonders in den abgeschlossenen Thälern und Fjorden Norwegens, [15]) wo jedoch die Literatursprache das Dänische ist.

Es wird gewöhnlich angenommen, [16]) dass bis in das elfte Jahrhundert genau dieselbe Sprache in Schweden, Norwegen und Dänemark gesprochen und dass diese Sprache in der Abgeschlossenheit Islands fast unversehrt erhalten wurde, während sie sich in Schweden und Dänemark zu zwei neuen Nationalsprachen fortentwickelte. Es unterliegt auch keinem

Zweifel, dass der isländische Skalde seine Dichtungen in Island, Norwegen, Schweden, Dänemark, ja sogar unter seinen Landsleuten in England und Gardariki [17]) vortrug, ohne dass er befürchten musste, nicht verstanden zu werden, bis Wilhelm der Eroberer, wie es heisst, das Wälsche, d. i. das Französische, in England einführte und bis slavische Sprachen von Osten her eindrangen. [18]) Aber obgleich man ein und dieselbe Sprache (damals Dänisch oder Norränisch genannt) verstand, so zweifle ich doch, ob auch wirklich nur eine Sprache von allen Normannen gesprochen worden sei und ob nicht die ersten Keime des Schwedischen und Dänischen schon lange vor dem elften Jahrhundert in den Dialekten der zahlreichen Clans und Stämme der skandinavischen Race hervorgesprosst sein möchten. Diese Race theilt sich offenbar in zwei Zweige, die von den schwedischen Gelehrten der ost- und westskandinavische genannt werden. Der erstere würde dann durch die alte Sprache Norwegens und Islands, der letztere durch das Schwedische und Dänische repräsentirt werden. Diese Theilung der skandinavischen Race hatte schon vor der Ansiedelung der Normannen in Schweden und Norwegen stattgefunden. Die westliche Abtheilung wanderte von Russland aus westwärts, fuhr von dem Festlande zu den Alands-Inseln hinüber und gelangte von da auf die Südküste der Halbinsel. Die östliche Abtheilung zog längs des bothnischen Busens hin, durchwanderte das von den Finnen und Lappen besetzte Land und liess sich in den nordischen Hochebenen nieder, von denen aus sie sich nach Süden und Westen verbreitete.

Die ältesten Bruchstücke der skandinavischen Sprache sind uns in den beiden Edda's erhalten, von denen die ältere oder poëtische alte mythische Dichtungen enthält, die jüngere oder Snorri's (Snorra-) Edda einen Bericht über die alte Mythologie abstattet. Beide Edda's wurden nicht in Norwegen, sondern in Island, einer Irland an Grösse fast gleichkommenden Insel, die zuerst durch einige irische, im achten Jahrhundert sich dort niederlassende Mönche [19]) bekannt wurde, abgefasst. Im

neunten Jahrhundert wurden von Naddodd, Gardar und Flokki (860—870) Entdeckungsreisen nach Island unternommen und bald nachher wurde die entlegene, von Norwegen ungefähr 750 (engl.) Meilen entfernte Insel für die Puritaner und Republikaner der skandinavischen Halbinsel eine Art von Amerika. Harald Haarfagr (850 — 933) hatte die meisten norwegischen Könige besiegt und seine despotische Herrschaft hatte den Endzweck, die nordischen Freien in ein Vasallenverhältniss zu bringen. Diejenigen, welche zum Widerstande zu schwach waren und sich doch nicht entschliessen mochten, sich dem Scepter Haralds zu unterwerfen, verliessen ihr Vaterland und wanderten nach Frankreich, England und Island aus (874). Es waren grösstentheils Edele und Freie und sie errichteten in Island bald eine aristokratische Republik, wie sie in Norwegen vor der Zeit Harald's bestanden hatte. Diese nordische Republik blühte munter auf. Das Christenthum wurde hier um das Jahr 1000 eingeführt. Schulen wurden gegründet, zwei Bischofthümer eingerichtet und die classische Literatur wurde mit demselben Eifer studirt, mit welchem ihre eigenen Nationalgesänge und Gesetze von eingebornen Gelehrten und Geschichtsschreibern gesammelt und erklärt worden waren. Die Isländer waren berühmte Reisende, und wir begegnen den Namen isländischer Gelehrten nicht allein in den Hauptstädten Europa's, sondern auch auf den heiligen Stätten des Ostens. Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts zählte Island 50,000 Einwohner. Ihre intellectuelle und literarische Thätigkeit hielt sich bis in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wo die Insel von Hakon VI., König von Norwegen, erobert wurde, auf derselben Stufe. 1380 wurde Norwegen sammt Island mit Dänemark vereinigt, und als Norwegen 1814 an Schweden fiel, blieb Island bis auf den heutigen Tag unter dänischer Herrschaft.

Die alte Poësie, welche im achten Jahrhundert in Norwegen blühte und von den Skalden im neunten eifrig gepflegt wurde, würde in Norwegen selbst verloren gegangen sein,

wenn sie nicht die eifersüchtige Sorgfalt der nach Island ausgewanderten Parteigänger bewahrt und erhalten hätte. Der wichtigste Zweig ihrer traditionellen Poësie bestand aus kurzen Gesängen (Hliod oder Quida), die sich auf die Thaten ihrer Götter oder Helden bezogen. Ihr Alter lässt sich nicht feststellen, aber sie waren gewiss schon vor der Auswanderung der Normannen nach Island vorhanden und gehören wahrscheinlich dem siebenten Jahrhundert an, d. h. derselben Periode, welche uns die ältesten Ueberreste des Nieder- und Hochdeutschen und des Angelsächsischen liefert. Sie wurden gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts von Sæmund Sigfusson (gest. 1133) gesammelt. 1643 wurde eine ähnliche Sammlung in Manuscripten des dreizehnten Jahrhunderts entdeckt und unter dem Titel der Edda (Urgrossmutter, Ahne) herausgegeben. Diese Sammlung heisst die alte oder poëtische Edda, um sie von einem spätern, dem Snorri Sturluson (gest. 1241) zugeschriebenen Werke zu unterscheiden. Die jüngere oder prosaische Edda bestand aus drei Theilen: Gulfi's Täuschungen (Gulfaginning, frz. la fascination de Gylfi), den Erzählungen Bragi's (Bragarädur, les discours de Bragi) und der Skalda (Skaldskaparmál) oder der ars poëtica.[20]) Snorri Sturluson ist der isländische Herodot genannt worden; sein Hauptwerk ist der „Heimskringla", der Weltring, welcher die nordische Geschichte von den mythischen Zeiten bis auf die Zeit des Königs Magnus Erlingsson (gest. 1177) enthält. Snorri hat wahrscheinlich während der Vorarbeiten zu seinem Geschichtswerk, ebenso wie Cassiodorus, Saxo Grammaticus, Paulus Diaconus und andere Historiker derselben Classe, die alten Gesänge seiner Nation gesammelt; denn seine Edda und besonders seine Skalda sind mit Bruchstücken alter National-Poësie angefüllt.

Die Skalda und die Regeln, die sie enthält, vergegenwärtigen uns den Zustand der Poësie im dreizehnten Jahrhundert; es lässt sich nichts Erkünstelteres, nichts von der ächten Poësie der alten Edda Abweichenderes denken, als diese ars poëtica des Snorri Sturluson. Einer der Hauptzüge

dieser künstlichen oder skaldischen Poësie war der, dass durchaus nichts mit seinem eigentlichen Namen genannt werden dürfe. Ein Schiff durfte nicht Schiff heissen, sondern das Thier des Meeres; Blut hiess der Schmerzensthau oder das Wasser des Schwertes. Ein Krieger durfte nicht einfach ein Krieger heissen, sondern ein bewaffneter Baum, ein Schlachtenbaum. Das Schwert war die Flamme der Wunden. In dieser dichterischen Sprache, welche jeder Skalde zu sprechen verpflichtet war, gab es nicht weniger als 115 Namen für Odin; eine Insel konnte mit 120 synonymen Ausdrücken bezeichnet werden. Die Proben alter Dichtkunst, welche Snorri citirt, sind aus den Skalden entlehnt, deren Namen in der Geschichte fortleben und die in der Zeit vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert blühten. Aber er citirt nie aus irgend einem in der ältern Edda enthaltenen Liede;[21]) mochte er nun glauben, dass diese Lieder einer ganz andern und weit ältern Literaturperiode angehörten, oder dass sie zur Erläuterung der Schulregeln der skaldischen Dichter nicht zu brauchen seien; freilich wären auch diese Regeln durch den einfachen Stil der Nationalpoësie, welche das, was sie auszudrücken hatte, ungesucht, absichtslos und ohne Umschreibungen ausdrückte, zu Schanden gemacht worden.

Wir haben somit für die modernen germanischen Dialekte jene vier Hauptkanäle, aus denen sie hervorgingen — den hochdeutschen, niederdeutschen, gothischen und skandinavischen — nachgewiesen und zugleich gesehen, dass diese vier zugleich mit verschiedenen untergeordneten Mundarten von Anfang an als eben so viele Spielarten der germanischen Sprache einander coordinirt werden müssen. Man mag immerhin der Bequemlichkeit wegen von dieser germanischen Sprache als einer einzigen, als einem Zweige jener grossen Sprachenfamilie, zu der sie, wie wir bald sehen werden, gehört, reden, aber man darf dabei nie vergessen, dass diese ursprüngliche und gleichförmige Sprache historisch nie wirklich existirt hat und dass die Sprache der Germanen, wie alle andern, mit und in Mundarten begonnen hat, aus denen sich

allmählig einige bestimmte nationale Niederschläge zu Boden setzten.

Wir müssen nun schneller vorwärts eilen und, statt die Genauigkeit einer Specialkarte im grössten Maassstabe erzielen zu wollen, uns mit den grossen, aber anschaulichen Umrissen einer Weltkarte in unserer Uebersicht der Sprachen begnügen, welche zusammen mit der germanischen die indo-europäische oder arische Sprachenfamilie bilden.

Wir betrachten zuerst die romanischen oder modern-lateinischen Sprachen. Wenn wir rein örtliche Mundarten ausser Acht lassen, so haben wir gegenwärtig sechs literarische Modificationen des Lateinischen oder, genauer gesagt, des Altitalischen aufzuführen, nämlich die Sprachen Portugals, Spaniens, Frankreichs, der Wallachei[22]) und von Graubündten in der Schweiz, wo das sogenannte Rumänische oder Romanesische[23]) gesprochen wird. Das Provençalische, welches sich in der Poësie der Troubadours schon sehr früh zu einer feingebildeten Literatursprache entwickelte, ist jetzt zu einem blossen Patois[24]) herabgesunken. Das früheste provençalische Gedicht, der Gesang des Boëthius, wird im Allgemeinen dem zehnten Jahrhundert zugewiesen; Le Boeuf (Lebeuf) setzte es in das elfte; aber in dem vor Kurzem entdeckten Gesange der Eulalia haben wir jetzt eine Probe der Langue d'Oil oder des alten Nordfranzösischen, die der Zeit nach den ältesten poëtischen Mustern der Langue d'Oc oder des Alt-Provençalischen voranzustellen ist. Diese Denkmäler sind für die vergleichende Grammatik von hoher Wichtigkeit und für das Studium derselben kann überhaupt ein genaues Durchlesen der vergleichenden Grammatik der sechs romanischen Sprachen vom Professor Diez nicht dringend genug empfohlen werden.

Obgleich wir nun im Allgemeinen diese sechs romanischen Sprachen bis in das Lateinische zurückverfolgen können, so haben wir doch schon oben darauf hingewiesen, dass es nicht gelingen dürfte, aus dem classischen Latein eine vollständige Erklärung ihres Ursprungs herzuleiten. Viele Bestandtheile der neulateinischen Dialekte müssen in den alten

Mundarten Italiens und seiner Provinzen aufgesucht werden. Mehr als ein lateinischer Dialekt wurde vor dem Aufblühen Roms hier gesprochen und einige wichtige Fragmente des nördlich von Rom gesprochenen Umbrischen und des südlich von Rom gesprochenen Oscischen sind uns in Inschriften erhalten. Die von den Samnitern gebrauchte und durch die Arbeiten Mommsen's jetzt verständlich gewordene oscische Sprache hatte schon vor der Zeit des Livius Andronicus eine Literatur hervorgebracht, und die von Aufrecht und Kirchhoff so überaus sorgfältig bearbeiteten Tafeln von Iguvium legen Zeugniss ab von einer schon in so frühen Zeiten bei den Umbriern entwickelten priesterlichen Literatur. Oscisch wurde noch unter den römischen Kaisern gesprochen und ebenso mehrere unbedeutendere locale Mundarten in Nord- und Süd-Italien. Sobald als die Literatursprache Roms classisch und unveränderlich wurde, thaten diese Dialekte, welche selbst zur Zeit Dante's noch vulgär oder volksthümlich genannt werden, in ihrer geschichtlichen Laufbahn den ersten Schritt vorwärts.[25]) Die Verderbniss dieser modernen Dialekte ist wohl zum grossen Theil dem Umstande beizumessen, dass sie in der Form, in welcher wir sie nach dem achten Jahrhundert kennen lernen, wirklich neu-lateinische, von den teutonischen Barbaren angenommene Mundarten sind, und dabei nicht nur von teutonischen Wörtern, sondern sogar teutonischen Sprachweisen, Redensarten und Constructionen strotzen. Das Französische ist das Provinz-Latein, wie es die Franken, ein teutonischer Volksstamm, sprachen und auf ähnliche Weise, wenn auch nicht in derselben Ausdehnung, sind alle andern römischen Dialekte barbarisirt worden. Vom Anfang an war der Stamm, aus welchem die neu-lateinischen Sprachen hervorwuchsen, nicht das classische Latein, sondern die vulgären, localen, provinciellen Mundarten der mittlern, niedern und niedrigsten Menschenclasse des römischen Reiches. Viele der Wörter, welche dem Französischen und Italienischen ihren classischen Anstrich und Schein geben, sind wirklich viel spätern Ursprungs und wurden durch Gelehrte, durch Geistliche und

Juristen des Mittelalters in die Sprache von aussen eingeführt; sie entgingen so der rauhen Behandlung, welche die ursprünglichen vulgären Dialekte von Seiten der teutonischen Eroberer erfahren mussten.[26])

Der nächste Zweig der indo-europäischen Sprachenfamilie ist der hellenische. Seine Geschichte seit der Zeit Homer's bis auf den heutigen Tag darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die einzige Bemerkung, welche der vergleichende Philolog zu machen hat, ist die, dass es, wo möglich, eine noch verkehrtere Idee ist, das Griechische zur Mutter des Lateinischen zu machen, als das Englische vom Deutschen herzuleiten; im Gegentheil sind viele Formen im Lateinischen ursprünglicher, als die ihnen entsprechenden Formen im Griechischen. Die Pelasger als die gemeinsamen Voraltern der Griechen und Römer zu denken, ist ein ähnlicher grammatischer Mythus, der jetzt wohl keiner ernsten Widerlegung mehr bedarf.

Der vierte Zweig unserer Familie ist der celtische. Die Celten scheinen von den Ariern zuerst nach Europa gekommen zu sein; aber der Andrang der folgenden Einwanderungen, vorzüglich der germanischen Stämme, hat sie nach den westlichen Ländern und in der Neuzeit von Irland aus über den atlantischen Ocean getrieben. Gegenwärtig sind die einzigen dialektischen Ueberbleibsel das Kymrische und Gädhelische. Das Kymrische begreift das Wallisische, das vor Kurzem erloschene Cornische und das Armorikanische, in der Bretagne, in sich. Zum Gädhelischen gehört das Irische, das Gälische auf der Westküste von Schottland und der Dialekt der Insel Man. Obgleich diese celtischen Dialekte noch heute gesprochen werden, sind die Celten doch nicht mehr, wie die Germanen oder Slaven, für eine unabhängige Nation anzusehen. In frühern Zeiten erfreuten sie sich aber einer politischen Selbständigkeit und behaupteten sie mit Erfolg gegen Germanen und Römer. Gallien, Belgien und Britannien waren celtische Reiche und der Norden Italiens wurde hauptsächlich von ihnen bewohnt. Zur Zeit des Herodot finden wir Celten in Spanien, und die Schweiz, Tyrol und das Land südlich

von der Donau war einst von celtischen Stämmen besetzt; aber nach wiederholten Angriffen gegen die Culturländer und nachdem sie lateinische und griechische Autoren mit den Namen ihrer Könige vertraut gemacht, verschwinden sie aus dem Osten Europa's. Es wird angenommen, dass Brennus König bedeute, das wallisische brennin. Ein Brennus eroberte (390) Rom, ein anderer Brennus bedrohte (280) Delphi. Ungefähr um dieselbe Zeit siedelte sich eine celtische Colonie in Asien an und gründete Galatia, wo die zur Zeit des heiligen Hieronymus gesprochene Sprache noch immer die gallische war. Celtische Wörter sind im Germanischen, Slavischen und selbst im Lateinischen zu finden, aber nur als fremde Ausdrücke, und ihre Zahl ist viel kleiner, als man gewöhnlich annimmt. Eine weit grössere Zahl lateinischer und germanischer Wörter hat seitdem ihren Weg in die modernen celtischen Dialekte gefunden, und diese sind häufig von celtischen Enthusiasten für Originalwörter gehalten worden, von denen das Deutsche und Lateinische seinerseits abzuleiten wäre.

Den fünften Zweig, welcher gewöhnlich der slavische genannt wird, bezeichne ich lieber mit dem Namen des Wendischen oder Windischen, da Winidæ einer der ältesten und umfassendsten Namen ist, unter welchem diese Stämme den ältern Historikern Europa's bekannt waren. Wir haben diese Stämme in zwei Abtheilungen, den lettischen und slavischen Stamm, zu theilen, von denen der letztere wieder in einen südost- und westslavischen Zweig zu theilen ist.

Die lettische Abtheilung besteht aus Sprachen, welche den literarischen Studien sehr ferne liegen, für Sprachstudien aber von grosser Wichtigkeit sind. Lettisch ist die gegenwärtig in Kurland und Livland lebende Sprache. Litthauisch heisst eine, jetzt noch von 200,000 Menschen in Ostpreussen und von mehr als einer Million in den angrenzenden Landestheilen Russlands gesprochene Sprache. Das älteste literarische Denkmal des Litthauischen ist ein kleiner Katechismus aus dem Jahre 1547.[27]) In diesem und selbst in der Sprache, wie sie jetzt der litthauische Bauer spricht, sind einige

grammatische Formen ursprünglicher und dem Sanskrit ähnlicher, als die entsprechenden Formen im Griechischen und Lateinischen.

Das Altpreussische, welches mit dem Litthauischen nahe verwandt ist, erlosch im sechszehnten Jahrhundert, und die ganze Literatur, welche es hinterlassen hat, besteht aus einem alten Katechismus.

Lettisch ist die Sprache Kurlands und Livlands, in seiner Grammatik moderner, als das Litthauische, jedoch nicht unmittelbar davon abgeleitet.

Wir kommen nun zu den eigentlich so genannten slavischen Sprachen. Der östliche Zweig umfasst das Russische mit verschiedenen lokalen Dialekten, dem Bulgarischen und Illyrischen. Das älteste Schriftdenkmal dieses östlichen Zweiges ist das sogenannte Kirchenslavische, d. h. Alt-Bulgarische, in welche Sprache Cyrillus und Methodius die Bibel um die Mitte des neunten Jahrhunderts übersetzten. Dies ist die noch heute bei der ganzen slavischen Race beglaubigte und eingeführte Bibelübersetzung [28]) und sie ist für das Studium der slavischen Sprache eben das, was das Gothische für das Studium der germanischen. Das Neu-Bulgarische ist im Gegentheil, so weit grammatische Formen in Betracht kommen, von den slavischen Dialekten am meisten reducirt, d. h. in seinen Flexionsendungen sehr vereinfacht.

Mit dem Namen Illyrisch, über dessen Angemessenheit sich streiten lässt, umfasst man die serbischen, croatischen und slavonischen Dialekte. Literarische Fragmente des Slavonischen oder Slovenischen reichen bis in das zehnte Jahrhundert zurück. [29])

Der westliche Zweig umfasst die Sprachen Polens, Böhmens und der Lausitz. Die älteste Probe des Polnischen gehört dem vierzehnten Jahrhundert an; es ist der Psalter der Margaretha. Das Böhmische hat man noch vor Kurzem bis in das neunte Jahrhundert zurück verfolgen wollen; aber die meisten dieser altböhmischen Dichtungen werden jetzt für unächt gehalten und es ist sogar zweifelhaft, ob eine alte,

zwischen den Zeilen geschriebene Uebersetzung des Evangeliums Johannis dem zehnten Jahrhundert zugeschrieben werden kann.[30])

Die lausitzische Mundart wird wahrscheinlich nur noch von 150,000 Menschen gesprochen, die in Deutschland unter dem Namen Wenden bekannt sind.[31])

Wir haben nun alle Sprachen unserer ersten oder arischen Familie, insofern sie in Europa gesprochen werden, untersucht; nur das Albanische oder Albanesische bleibt uns noch zu betrachten übrig. Diese Sprache ist offenbar ein Glied derselben Familie; da es aber vom Griechischen und den andern genau untersuchten Sprachen hinlänglich verschieden ist, so hat man es auf einen der den Griechen benachbarten Stämme, auf den illyrischen, zurückzuführen versucht und angenommen, dass es der einzige noch lebende Repräsentant der verschiedenen sogenannten Barbarensprachen sei, welche die Dialekte Griechenlands umgaben oder sich zwischen sie hineinschoben.[32])

Wir gehen nun von Europa hinüber nach Asien und beginnen hier sogleich mit dem äussersten Süden, mit den Sprachen Indiens. Da ich die Geschichte des Sanskrit schon in einer frühern Vorlesung skizzirt habe, so wird für jetzt eine nochmalige Hervorhebung der verschiedenen Perioden dieser Sprache genügen. Wir sahen, wie sie um 1500 v. Chr. mit dem Dialekt der Veda's, dem das moderne Sanskrit folgt, anhob; daran schliessen sich die volksthümlichen Dialekte des dritten Jahrhunderts v. Chr.; die Prâkrit-Dialekte der Schauspiele und die noch heute lebenden Mundarten, wie das Hindí, Hindustání, Mahrattí, Bengalí. Es giebt für den Sprachforscher in der durch viele Jahrhunderte gehenden Geschichte der Sprache Indiens viele interessante Punkte und man hat mit Recht gesagt, dass das Sanskrit zur Sprachwissenschaft in demselben Verhältniss steht, wie die Mathematik zur Astronomie. In diesem nur einleitenden Cursus von Vorlesungen würde es indessen nur unstatthaft erscheinen, auf eine specielle Analyse des grammatischen Organismus dieser Sprache der Sprachen tiefer einzugehen.

Ueber einen Punkt indessen mag es mir verstattet sein, einige Worte zu sagen. Man hat mich häufig gefragt: „Wie kannst Du aber beweisen, dass die Sanskrit-Literatur wirklich so uralt ist, wie man dies voraussetzt? Wie kannst Du irgend welche indische Daten vor der Zeit der Eroberungszüge Alexanders feststellen? Wie kann man sich auf Sanskrit-Manuscripte so unbedingt verlassen, die ja unächt, gefälscht und untergeschoben sein können?“ Es ist freilich leichter, solche Fragen zu stellen, als sie zu beantworten, wenigstens sie kurz und allgemein verständlich zu beantworten; vielleicht dürfte aber doch die folgende Beweisführung zu einer theilweisen Beantwortung gute Dienste leisten und zeigen, dass das Sanskrit wenigstens einige Jahrhunderte vor Salomo in Indien als Sprache lebte. In den Vedahymnen, d. h. in den ältesten literarischen Erzeugnissen im Sanskrit, ist der geographische Gesichtskreis grösstentheils auf den Nordwesten Indiens beschränkt. Nur an sehr wenigen Stellen kommen Anspielungen auf das Meer oder die Meeresküste vor, während die alten Sänger mit den Schneegebirgen und den Strömen des Pendscháb, so wie mit den Thalgegenden des obern Ganges wohl vertraut sind. Es waltet in der That kein Zweifel ob, dass das Volk, welches Sanskrit sprach, vom Norden her nach Indien einwanderte und allmählig seine Herrschaft nach Süden und Osten ausdehnte. Nun kann aber bewiesen werden, dass sur Zeit Salomo's Sanskrit nach Süden zu, wenigstens bis zu der Mündung des Indus hin, gesprochen wurde.

Bekannt ist die Flotte von Tarsis (griech. Tartēssos), [33]) welche Salomo auf dem Meere hatte, und die zugleich mit den Schiffen Hirams alle drei Jahre einmal kam und Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen brachte. „Und Salomo machte auch Schiffe zu Ezeon Geber, am Ufer des Schilfmeeres, und Hiram sandte seine Knechte im Schiff . . . und kamen gen Ophir und holeten daselbst Gold [34]),“ oder, wie es anderswo heisst, [35]) „sie brachten aus Ophir sehr viel rothes Sandelholz und Edelgesteine.“

Ueber die Lage dieses Ophir ist gar viel geschrieben worden, aber es dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein, dass es Indien war. Die Namen für Affen, Pfauen, Elfenbein und Almugim oder Sandelholz sind Fremdwörter im Hebräischen, wie etwa Gutta-Percha oder Tabak im Deutschen. Wenn wir nun zu wissen wünschen, von welchem Theile der Welt das Wort Gutta-Percha zuerst bei uns eingeführt worden ist, so können wir wohl sicher schliessen, dass es aus dem Lande kam, wo seine Wortformen wirklich zur gesprochenen Sprache gehörten. [36]) Wenn wir daher eine Sprache finden können, welcher die im Hebräischen fremden Namen für Affen, Pfauen, Elfenbein und Sandelholz ursprünglich angehören, so können wir zugleich sicher annehmen, dass das Land, in welchem diese Sprache gesprochen wurde, das Ophir der Bibel gewesen sein muss. Diese Sprache ist aber keine andere, als die Sanskritische.

Der Affe heisst im Hebräischen Koph, in den semitischen Sprachen ein Wort ohne Etymologie, aber beinahe gleichklingend mit kapi, *dem Hurtigen,* im Sanskrit *und Malabarischen*.

Elfenbein wird entweder karnoth-schēn, Zahnhörner, oder schen-habbim genannt. Dieses habbim lässt sich wieder nicht aus dem Hebräischen ableiten, ist aber höchst wahrscheinlich aus dem Sanskrit-Namen für den Elephanten, ibha, dem der semitische Artikel voransteht, verderbt. [37])

Pfauen heissen im Hebräischen tukhi-im, ein Wort, welches aus dem altclassischen Namen des Pfaues in Tamul, tôkei, der mundartlich auch tôgei ausgesprochen wird, zu erklären ist. Im neuern Tamul oder Tamil bedeutet tôkei im Allgemeinen nur Pfauenschweif, aber im altclassischen Tamul bezeichnet es den Pfau selbst. [38])

Alle diese Handelsartikel sind in Indien einheimisch, wenn sie natürlich auch in andern Ländern gleichfalls zu finden gewesen sein mögen. Almugim aber oder der Algum-Baum gehört insofern, als die Erklärer ihn mit Recht für Sandelholz halten, nur theilweise hierher. Sandelholz wird als

einheimisch nur auf der Küste Malabar gefunden und einer seiner vielen Namen ist dort und im Sanskrit valguka. Dieses valgu(ka) ist offenbar der Name, den jüdische und phönizische Kaufleute zu algum verderbten (2. Buch der Chronica, II, 7. IX, 10. 11.) und der im Hebräischen noch weiter in almug (1. Buch von den Königen X, 11. 12.) verwandelt wurde.

Der Ort nun, wo die Flotte Salomo's und Hiram's, wenn sie durch das rothe Meer gefahren war, der Wahrscheinlichkeit nach landete, war die Mündung des Indus. Dahin mochten Gold und Edelsteine vom Norden den Indus herunter gebracht worden sein und Sandelholz, Pfauen und Affen mochten aus dem centralen und südlichen Indien ebendahin gelangen. Gerade in dieser Gegend giebt uns Ptolemæus den Namen Ahiria oberhalb Pattalene an.[39]) In dieselbe Localität versetzen Hindú-Geographen das Abhîra oder Âbhîra genannte Volk und in derselben Gegend kennt Mac Murdo in seinem Berichte über die Provinz Kutsch noch heute einen Volksstamm Ahir, wahrscheinlich die Abkömmlinge jenes Volkes, das an Hiram und Salomo sein Gold, seine Edelsteine, Affen und Pfauen und sein Sandelholz verkaufte.[40])

Wenn dann in der Veda-Epoche die Sanskritisch sprechenden Völker noch im Norden Indiens ansässig waren, während sich zur Zeit Salomo's ihre Sprache bis nach Kutsch und selbst bis an die Küste Malabar ausgebreitet hatte, so wird dies jedenfalls beweisen, dass das Sanskrit nicht von gestern, sondern wenigstens eben so alt ist, als das Buch Hiob, in welchem das Gold vom Ophir erwähnt wird.[41])

Sehr eng verknüpft mit dem Sanskrit, im Besondern mit dem Veda-Sanskrit, ist die alte Sprache des Zend-avesta,[42]) das sogenannte Zend, oder die heilige Sprache der Anhänger des Zoroaster oder der Verehrer des Ormuzd. Hauptsächlich durch das Sanskrit und mit Hülfe der vergleichenden Sprachkunde ist der alte Dialekt der Parsis oder sogenannten Feuer-Anbeter wirklich entziffert worden. Die Handschriften waren durch die Parsi-Priester in Bombay aufbewahrt worden, wohin eine

Colonie von Anhängern Zoroaster's im zehnten Jahrhundert [43]) geflohen und im Lauf der Zeit zu beträchtlichem Reichthum und Einfluss gelangt war. Andere Niederlassungen von Guebern sind in Yezd und Theilen von Kerman zu finden. Der Franzose Anquetil Duperron verfasste zuerst eine Uebersetzung des Zend-avesta aber nicht aus dem Original, sondern aus einer modernen persischen Uebertragung. Der erste Europäer, welcher den Urtext des Zoroaster zu lesen versuchte, war der Däne Rask, und nach seinem frühzeitigen Tode feierte der Franzose Burnouf einen der grössten Triumphe in der neuern Gelehrtenwelt, indem er die Sprache des Zend-avesta entzifferte und ihre nahe Verwandtschaft mit dem Sanskrit nachwies. Dieselben Zweifel, welche man über Alter und Aechtheit der Vedaschriften ausgesprochen hatte, wurden in Bezug auf den Text des Zend-avesta von Männern wiederholt, welche als Orientalisten das grösste Ansehen genossen, von einem Sir W. Jones und sogar von dem jüngst verstorbenen Prof. Wilson; aber Burnouf's zuerst nur auf grammatische Belege basirte Beweisgründe waren unwiderleglich und sind vor Kurzem auf eine ausgezeichnete Weise durch die Entdeckung der Inschriften des Darius und Xerxes in Keilschrift bestätigt worden.

Dass ein Zoroaster, ein Weiser des Alterthums gelebt habe, war schon lange vor Burnouf bekannt. Plato spricht von einem Lehrer der zoroastrischen Magie (Μαγεία) und nennt den Zoroaster einen Sohn des Oromazes. [44])

Dieser Name Oromazes ist wichtig; denn Oromazes ist offenbar für Ormuzd, den Gott der Zoroastrier, gesagt. Der Name dieses Gottes, wie er auf den Inschriften des Darius und Xerxes gelesen wird, lautet Auramazdâ, was dem platonischen Oromazes sehr nahe kommt. [45]) So sagt Darius an einer Stelle: „Durch die Gnade des Auramazdâ bin ich König; Auramazdâ gab mir das Königreich." Was bedeutet aber nun Auramazdâ? Wir erhalten einen Wink aus einer Stelle in den achämenischen Inschriften, wo Auramazdâ in zwei Wörter zerlegt wird und beide declinirt werden. Der Genitiv kommt an derselben in der Form Aurahya mazdâha vor.

Aber auch dies ist unverständlich und in der That nur eine lautlich verderbte Form des Namens der obersten Gottheit, wie er auf jeder Seite des Zend-avesta vorkommt, nämlich Ahurô mazdâo (Nom.). Hier werden ebenfalls beide Wörter declinirt und statt Ahurô mazdâo findet man auch Mazdâo ahurô. [46]) Dieser Ahurô mazdâo wird nun in dem Zend-avesta als der Weltschöpfer und Herrscher dargestellt, als gut, heilig und wahr und als kämpfend gegen alles Böse, Finstere und Falsche. „Die Gottlosen kommen um durch die Weisheit und Heiligkeit des lebendigen weisen Geistes.“ In den ältesten Hymnen hat die Macht der Finsterniss, welche dem Ahurô mazdâo gegenüber steht, ihren besondern Namen noch nicht erhalten; sie heisst Angrô mainyus, das spätere Ahriman; aber sie wird schon als Macht bezeichnet, als Drukhs oder Trug und die Hauptlehre, mit welcher Zoroaster hervortrat, war die, dass wir zwischen diesen beiden Mächten zu wählen hätten, dass wir gut und nicht böse sein müssten. Seine Worte lauten:

„Im Anfang gab es ein Paar Zwillinge, zwei Geister, ein jeder von eigenthümlicher Thätigkeit. Diese sind das Gute und das Schlechte in Gedanken, Wort und That. Wählet einen dieser beiden Geister. Seid gut, nicht schlecht!“ [47])

Oder anderswo:

„Ahuramazda ist heilig, wahr, wegen der Wahrhaftigkeit, wegen heiliger Thaten verehrungswerth.“ „Ihr könnt nicht beiden dienen.“

Wenn wir nun beweisen wollten, dass Angelsächsisch eine wirkliche Sprache und älter als Englisch sei, so würde eine blosse Vergleichung einiger Wörter, wie lord und hlaford, gospel und godspel, genügen. Hlaford hat eine Bedeutung, [48]) lord hat keine; daher können wir dreist behaupten, dass ohne ein solches Compositum, wie hlaford, das Wort lord nie entstanden sein würde. Dasselbe findet statt, wenn wir die Sprache der Keilinschriften des Darius mit dem Urtext des Zend-avesta vergleichen. Auramazdâ ist offenbar verderbt aus Ahurô mazdâo, und wenn die Sprache der

Bergannalen von Behistun ächt ist, dann ist auch, a fortiori, die Sprache des Zend-avesta ächt, wie sie Burnouf viel früher als die Sprache des Cyrus und Darius entziffert hatte. Was heisst aber denn Ahurô mazdâo? Hier bleibt uns das Zend die Antwort schuldig; wir müssen uns aber nach dem Sanskrit als der ursprünglichern Sprache gerade so umsehen, wie wir vom Französischen auf das Italienische zurückgingen, um die Originalform und Bedeutung von feu zu entdecken. Den Regeln gemäss, welchen die Veränderungen der dem Zend und Sanskrit gemeinschaftlichen Wörter unterworfen sind, entspricht Ahurô mazdâo im Sanskrit den Formen Asura medhas, und dies würde nichts mehr und nichts weniger bedeuten, als weiser Geist.

Wir haben Ausgaben, Uebersetzungen und Commentare des Zend-avesta von Burnouf, Brockhaus, Spiegel und Westergaard; dennoch bleibt hier noch viel zu thun übrig. Der Dr. Haug, jetzt in Puna wohnhaft,[49]) hat vor Kurzem das von Burnouf unvollendet gelassene Werk in Angriff genommen. Er hat nachgewiesen, dass der Text des Zend-avesta, wie wir ihn besitzen, Bruchstücke von sehr verschiedenem Alter umfasst, und dass nur die allerältesten, die sogenannten Gâthâs, dem Zarathustra zugeschrieben werden können. „Diese Partie", schreibt er in einer eben aus Indien angelangten Vorlesung, „ist im Vergleich zu der ganzen Masse der Zendfragmente sehr klein, aber an der Verschiedenheit des Dialekts leicht zu erkennen. Die wichtigsten, in diesem besondern Dialekt geschriebenen Stücke werden Gâthâs oder Gesänge genannt und sind in fünf Sammlungen zusammengestellt; sie zeigen verschiedene Versmasse, welche meistentheils mit denen der Vedas übereinstimmen; ihre Sprache kommt dem Veda-Dialekt sehr nahe." Es ist zu bedauern, dass Dr. Haug in derselben Vorlesung, welche so vieles, das noch sehr werthvoll zu werden verspricht, bietet, die Meinung mit seiner Autorität zu stützen sucht, dass Zoroaster oder Zarathustra in dem Rig-Veda als Jaradashṭi erwähnt werde. Die Bedeutung von jaradashṭi mag im Sanskrit-Lexikon der russischen Akademie

nachgesehen werden, und kein Sanskrit-Gelehrter würde im Ernst daran denken, das Wort mit „Zoroaster" zu übersetzen.

Zu welcher Zeit Zoroaster gelebt, ist eine schwierigere Frage, welche wir hier nicht weitläufig besprechen können. [50]) Es muss genügen, bewiesen zu haben, dass er gelebt hat, dass sein Zend eine wirkliche Sprache ist und dass es der Zeit nach der Sprache der Keilinschriften vorangeht.

Wir geben im Folgenden eine Uebersicht der Geschichte der persischen Sprache vom Zend an bis zu den Inschriften der achämenischen Dynastie; ferner von da an bis zu dem sogenannten Pehlevi oder Huzvaresch (besser Huzûresch), der Sprache der Sassaniden-Dynastie (226—651), wie sie in der Mundart der Zend-avesta-Uebersetzungen und in der officiellen Sprache der Sassaniden-Münzen und Inschriften vorliegt. Dieses Pehlevi ist sehr merklich mit semitischen, wahrscheinlich von Syrien aus eingeführten Elementen vermischt. In einer spätern, auch von den semitischen Elementen, die im Pehlevi nicht selten sind, befreiten Form erscheint dann die persische Sprache wieder als Parsi, welches nur wenig von der Sprache des Firdusi, des grossen epischen Dichters der Perser, des Verfassers des Shahnámeh (um 1000 nach Chr.) verschieden ist. Das spätere Persisch zeigt einen allmähligen Zuwachs von arabischen Wörtern, welche seit der Eroberung Persiens und seit der Bekehrung der Perser zum Islam in die Sprache eingedrungen sind.

Die andern Sprachen, welche durch ihre Grammatik und ihr Wörterbuch im Allgemeinen eine Verwandtschaft mit dem Sanskritischen und dem Persischen zeigen, aber einen zu abgesonderten und nationalen Charakter erhalten haben, um als blosse Mundarten einrangirt werden zu können, sind die von Afghanistan oder das Puschtú, die Kurdensprache, die ossetische Sprache im Kaukasus und das Armenische. Die Sprache von Bokhára ist ein blosser Dialekt des Persischen und verdient es nicht, als ein unabhängiges Glied der arischen Familie angesehen zu werden. Es könnte über jede dieser Sprachen und über ihre Ansprüche auf eine Classification als selbständige

Glieder der arischen Familie viel gesagt werden, aber wir fürchten zu weitläufig zu werden, und es hat auch keine einzige derselben bis jetzt die Bedeutung erlangt, welche den Landessprachen Indiens, Persiens, Griechenlands, Italiens und Deutschlands und andern Zweigen des arischen Sprachstammes, welche kritisch analysirt worden sind und historisch in den auf einander folgenden Perioden ihres literarischen Daseins studirt werden können, beizulegen ist.

Eine arische Sprache giebt es indess noch, welche wir zu erwähnen vergessen haben und welche Asien und Europa auf gleiche Weise angehört, die Sprache der Zigeuner.[51]) Wenn schon diese Sprache in ihrer Grammatik sehr verkommen ist und einen aus allen den Ländern, durch welche die Zingari hindurchgezogen, zusammengestohlenen Wörterschatz enthält, so ist sie doch offenbar aus Hindostan ins Exil gegangen.

Sie ersehen aus der Uebersichtstafel,[52]) dass es möglich ist, die ganze arische Familie in zwei Abtheilungen zu vertheilen: eine südliche, welche die indischen und iranischen Classen umfasst, und eine nördliche oder nordwestliche, welche alle übrigen enthält. Sanskrit und Zend haben gewisse Wörter und grammatische Formen gemeinschaftlich, welche in keiner andern arischen Sprache vorkommen, und es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Vorfahren der Vedadichter und der Anbeter des Ahurô mazdâo, nachdem sie die uralte Heimath der ganzen arischen Race verlassen hatten, einige Zeit zusammen lebten. Wir wollen uns dies ganz deutlich machen: die genealogische Classification der Sprachen, wie sie in dieser Uebersichtstafel aufgezeichnet ist, hat ihre historische Bedeutung. So gewiss, als die sechs romanischen Dialekte auf eine ursprüngliche Heimath italienischer Hirten auf den sieben Hügeln Roms hinweisen, so weisen auch die arischen Sprachen zusammen auf eine frühere Sprachperiode hin, als die Urahnen der Indier, Perser, Griechen, Römer, Slaven, Celten und Germanen innerhalb desselben Bezirkes, ja unter demselben

Dache zusammen lebten. Es gab eine Zeit, wo aus den vielen möglichen Namen für Vater, Mutter, Tochter, Sohn, Hund und Kuh, Himmel und Erde, diejenigen, welche wir in allen arischen Sprachen wieder finden, herausgebildet wurden, und in dem Kampf um ihr Dasein, welcher zwischen synonymen Wörtern ebenso wie zwischen Thieren und Pflanzen geführt wird, die Oberhand gewannen. Man blicke auf die vergleichende Tafel des Hülfsverbs AS, sein, in den verschiedenen arischen Sprachen. Das Auswählen der Wurzel AS aus vielen, auf die Idee des Seins eben so gut anwendbaren Wurzeln und das Verbinden dieser Wurzel mit einer Reihe von Personal-Endungen, welche alle ursprünglich persönliche Fürwörter waren, dies waren individuelle Acte oder, wenn man will, historische Ereignisse. Sie fanden irgend einmal, zu einer gewissen Zeit und an einem gewissen Orte statt, und da wir dieselben Formen bei allen Gliedern der arischen Familie erhalten finden, so folgt daraus, dass, ehe noch die Vorfahren der Indier und Perser nach dem Süden aufbrachen und ehe die Führer der griechischen, römischen, celtischen, germanischen und slavischen Colonien nach den Gestaden Europa's zogen, es einen kleinen, wahrscheinlich auf der Hochebene Asiens ansässigen Arierstamm gab, welcher eine Sprache redete, die noch nicht Sanskritisch oder Griechisch, oder Germanisch war, aber die dialektischen Keime aller dieser Sprachen enthielt; ein Stamm, bei dem sich schon eine Cultur des Ackerbaues entwickelt hatte, der die Bande des Blutes anerkannte und die Ehe heilig hielt, der den Geber des Lichts und Lebens im Himmel mit demselben Namen anrief, den man noch in den Tempeln von Benares, in den Basiliken Roms und in den Domen und Kirchen des germanischen Nordens hören kann.

Nachdem dieser Stamm aufgebrochen war, müssen die Vorfahren der Indier und Zoroastrier auf ihren Wanderungen oder in ihren neuen Niederlassungen einige Zeit zusammengeblieben sein, und ich glaube, dass gerade die Reformation Zoroaster's zuletzt die Spaltung zwischen den Verehrern der

Vedagötter und des Ormuzd hervorbrachte. Ob es nun möglich ist, ausser dieser Eintheilung in einen südlichen und einen nördlichen Zweig, durch dieselbe Probe (Gemeinschaftlichkeit besonderer Wörter und Wortformen) auch die auf einander folgenden Perioden ausfindig zu machen, in welchen sich die Germanen von den Slaven, die Celten von den Italikern, oder diese von den Griechen trennten, erscheint mehr als zweifelhaft. Die von verschiedenen Gelehrten angestellten Versuche haben zu verschiedenen und keineswegs genügenden Ergebnissen geführt,[53]) und es scheint für den Augenblick das Gerathenste zu sein, jede der nördlichen Classen bis zu ihrem eigenen Dialekt zurück zu verfolgen und für die speciellern Uebereinstimmungen zwischen solchen Sprachen, wie z. B. der slavischen und teutonischen, in der Annahme eine Erklärung zu suchen, dass die Vorfahren dieser Racen vom Anfang an gewisse mundartliche Besonderheiten beibehielten, welche sowohl vor als nach der Trennung der arischen Familie vorhanden waren.

Sechste Vorlesung.

Die vergleichende Grammatik.

Die genealogische Classification der arischen Sprachen gründet sich, wie wir sahen, auf eine genaue Vergleichung der grammatischen Charakterzüge einer jeden einzelnen, und es ist der Zweck solcher Werke, wie der vergleichenden Grammatik Bopp's, zu zeigen, dass die grammatische Gliederung des Sanskrit, Zend, Griechischen, Römischen, Celtischen, Germanischen und Slavischen auf einmal und für alle diese Sprachen gemeinsam entstanden ist und dass die scheinbaren Verschiedenheiten in den Endungen des Sanskritischen, Griechischen und Lateinischen durch die Gesetze eines lautlichen, jeder Mundart eigenthümlichen Verfalls erklärt werden müssen, welcher den gemeinsamen arischen Urtypus modificirte und ihn zu so vielen Nationalsprachen umgestaltete. Es könnte demnach scheinen, als wenn man das Ziel der vergleichenden Grammatik schon erreicht hätte, sobald man nur die genealogische Verwandtschaft der Sprachen genau festgestellt hätte, und Diejenigen, welche nur die höhern Probleme der Sprachwissenschaft im Auge hatten, trugen kein Bedenken zu erklären, dass es in Bezug auf Declination, Numerus, Casus und Genus der Nomina keine der Mühe werthe Streitigkeit und Schwierigkeit gebe. Aber obgleich die vergleichende Grammatik gewiss nur ein Mittel ist, und obgleich sie uns fast Alles gelehrt hat, was sie zu lehren hatte — wenigstens

in der arischen Sprachenfamilie — so ist doch zu hoffen, dass sie in der Sprachwissenschaft die hervorragende Stelle immerfort behaupten wird, welche sie durch die Bemühungen eines Bopp, Grimm, Pott, Benfey, Curtius, Kuhn und Anderer erlangt hat. Ausserdem hat die vergleichende Grammatik wirklich mehr zu thun, als einfach zu vergleichen. Es würde ziemlich leicht sein, die Paradigmen der Declination und Conjugation im Sanskritischen, Griechischen, Lateinischen und den andern arischen Dialekten neben einander hinzustellen und alle die Punkte hervorzuheben, in denen sie zusammentreffen oder verschieden sind. Nachdem wir aber dies gethan und die Lautgesetze erklärt haben, welche den arischen Urtypus jene, den einzelnen Nationen eigenthümliche Verschiedenheit annehmen lassen, welche wir im Sanskritischen, Griechischen und Lateinischen bewundern, so treten uns wieder neue Probleme von noch höherem Interesse entgegen.

Wir wissen, dass die jetzt sogenannten grammatischen Endungen ursprünglich für sich bestehende Wörter mit ihrer eigenen Bedeutung waren. Nachdem die vergleichende Grammatik die Originalform der arischen Endungen hergestellt hat, wird es möglich, in ihnen unabhängigen Wörtern nachzuspüren und ihren ursprünglichen Zweck und ihre Bedeutung zu entdecken. Dies ist ja eben der Punkt, von welchem wir, wie Sie sich erinnern werden, ausgingen. Wir wollten gern wissen, warum die Endung te in liebte eine gegenwärtige Handlung in eine vergangene verwandeln kann. Wir sahen, dass wir zunächst nach der ursprünglichern Endung zu forschen hatten, die wir im Gothischen, ja selbst, wenn sich dies nöthig machen sollte, im Sanskritischen aufsuchten. Wir kehren nun zu unserer ersten Frage zurück, nämlich: Was ist denn eigentlich die Sprache, dass eine blosse Formveränderung, wie die des liebe und liebte, eine so wesentliche Verschiedenheit des Sinnes hervorzubringen vermag?

Lassen Sie uns darüber zunächst ganz klar werden, was jene Unterscheidung zwischen den radicalen und formalen Elementen der Sprache bedeuten soll — wobei ich unter

den letztern nicht bloss die Declinations- und Conjugationsendungen, sondern alle Ableitungselemente, überhaupt Alles, was nicht radical ist, verstehe. Unsere Ansicht über den Ursprung der Sprache muss hauptsächlich von der Ansicht abhängen, welche wir von diesen formalen Elementen der Sprache in ihrem Gegensatz zu den radicalen hegen. Diejenigen, welche glauben, dass die Sprache aus einer Uebereinkunft hervorgegangen sei, bauen ihre Schlüsse vorzüglich auf diesen formalen Elementen auf. Die Wortbiegungen sind, wie sie behaupten, der beste Beweis dafür, dass die Sprache nach wechselseitiger Verabredung gebildet worden sei. Sie betrachten diese Wandlungen wie blosse Buchstaben oder Silben ohne irgend eine Bedeutung an sich, und wenn man sie früge, warum die blosse Anhängung eines te eine Handlung in die Vergangenheit legt, warum j'aime durch Hinzufügung von rai (j'aimerai) sofort die Bedeutung des Futurs erhält, so würden sie antworten, dass dies so geworden ist, weil in einer sehr frühen Periode der Weltgeschichte gewisse Personen, Familien oder Stämme darüber einig geworden sind, dass es so sein sollte.

Dieser Ansicht trat eine andere gegenüber, welche die Sprache als ein organisches und fast lebendiges Wesen auffasst, und ihre formalen Elemente als Producte eines in ihrer Natur liegenden Princips des Werdens und Wachsthums erklärt. „Die Sprachen[1]) werden, wie behauptet wird, durch einen Process der Entwickelung aus dem Keime, nicht etwa durch Anschiessen von Krystallen gebildet. Jeder wesentliche Theil der Sprache existirte so vollständig (obgleich noch unentwickelt und gleichsam embryonisch) in dem ursprünglichen Keime, wie die Blätter einer Blume in der Knospe liegen, ehe die Einflüsse der Sonne und der Luft sie gemeinsam zur Entfaltung bringen.“ Diese Ansicht wurde zuerst von Friedrich Schlegel[2]) vorgetragen, und sie wird noch von Vielen aufrecht erhalten, bei denen poëtische Phrasen an die Stelle verständiger Auseinanderlegungen und strenger Schlussfolgerungen treten.

Die Wissenschaft der Sprache kann auf keine dieser Ansichten eingehen. Wollte man sich zuerst eine Versammlung denken, in der die passenden Exponenten oder äussern Zeichen zur Andeutung solcher Beziehungen, wie Accusativ, Genitiv, Singular und Plural, Activ und Passiv festgestellt werden sollten, so ist doch zu bedenken, dass, wenn solche abstruse Probleme überhaupt hätten in einer Sprache ohne Flexionsendungen besprochen werden können, keine Veranlassung vorlag, sich über ein vollkommneres Mittel der Mittheilung zu verständigen. Wollte man sich ferner die Sprache, d. h. Nomina und Verba, mit einem innern Princip des Wachsthums begabt denken, so können wir nur so viel sagen, dass uns eine solche Auffassung der Sache ganz unbegreiflich erscheint. Die Sprache kann wohl als ein Product, nicht aber als eine Substanz aufgefasst werden, die selbst produciren könnte. Aber die Sprachwissenschaft hat nichts mit blossen Theorien, seien sie nun begreiflich oder unbegreiflich, zu thun. Sie sammelt Thatsachen, und ihr Ziel und Zweck ist einzig und allein, diese Thatsachen, so weit es irgend angeht, zu erklären. Anstatt die Flexionsendungen im Allgemeinen für verabredete Zeichen oder natürliche Auswüchse anzusehen, betrachtet sie jede Endung an und für sich, stellt ihre ursprüngliche oder wenigstens älteste Form vermittelst angestellter Vergleichungen fest und behandelt dann diese primitive Silbe, wie sie jeden andern Theil der Sprache behandeln würde, nämlich als etwas, das ursprünglich eine bestimmte Bedeutung enthalten sollte. Ob wir nun noch den ursprünglichen Zweck und die Urbedeutung jedes Sprachtheils zu entdecken vermögen, ist eine ganz andere Frage, und man sollte von vorn herein zugeben, dass viele grammatische Formen, selbst nachdem ihr Urtypus wieder aufgefunden ist, noch unerklärt dastehen; aber mit jedem Jahre werden neue Entdeckungen vermittelst sorgfältig und scharfsinnig an einander gereihter Schlüsse gemacht. Wir werden täglich mit den geheimen Wegen der Sprache genauer bekannt und haben keinen Grund zu zweifeln, dass die grammatische Analyse endlich eben so erfolgreich sein wird, wie die

chemische. Wenn uns die Grammatik auf ihren spätern Entwickelungsstufen auch bisweilen verwirrt, so ist doch die grammatische Forschung ursprünglich weit weniger schwierig, als man gewöhnlich annimmt. Was ist die Grammatik zunächst anders, als Declination und Conjugation? Ursprünglich konnte aber die Declination wieder nichts anderes sein, als die Zusammensetzung eines Namens mit irgend einem andern Zahl und Fall ausdrückenden Worte. Wie die Zahl ausgedrückt wurde, haben wir in einer frühern Vorlesung gesehen; derselbe Process führte aber zu der Casusbildung.

So wird z. B. der Locativ im Chinesischen auf verschiedene Weise gebildet. [3]) Die eine besteht darin, dass man Wörter wie ćung (Mitte) oder néi (Inneres) hinzufügt; so heisst kûŏ-ćung in dem Reiche, ì sûí ćung innerhalb eines Jahres. Der Instrumentalis [4]) wird durch die Präposition ỳ, welches eine alte Wurzel mit der Bedeutung „gebrauchen" ist, gebildet. So heisst ỳ ting mit einem Stock, wofür im Lateinischen der Ablativ, im Griechischen der Dativ stehen würde. So verwickelt nun auch die regelmässigen oder unregelmässigen Declinationen im Griechischen und Lateinischen erscheinen mögen, wir können dennoch sicher annehmen, dass sie ursprünglich durch diese einfache Methodik der Zusammensetzung gebildet wurden.

Ursprünglich gab es in allen arischen Sprachen einen, das Befinden an einem Orte bezeichnenden Casus, welchen die Grammatiker den Locativ nennen. Im Sanskrit hat jedes Substantiv seinen Locativ, eben so gut wie seinen Genitiv, Dativ und Accusativ Das Herz heisst z. B. im Sanskrit hṛid, im Herzen hṛidi. Hier ist also die Endung des Locativs einfach ein kurzes i. Dieses i ist eine demonstrative Wurzel und höchst wahrscheinlich dieselbe, welche im Lateinischen die Präposition in hervorbrachte. Die Sanskritform hṛidi stellt daher ein Originalcompositum dar, so zu sagen Herz-drin, welches sich nach und nach als einer der anerkannten Casus der auf Consonanten ausgehenden Nomina festsetzte. Wenn wir das Chinesische betrachten,[5]) so finden wir,

dass der Locativ dort in derselben Weise, aber mit grösserer Freiheit in der Wahl der die Oertlichkeit ausdrückenden Wörter bezeichnet wird. „In dem Reiche“ wird ausgedrückt mit kûŏ ćung; „innerhalb eines Jahres“ mit i' sûí ćung. Statt ćung hätte man aber auch noch andere Ausdrücke brauchen können, wie z. B. néi, drinnen. Man könnte sagen, dass die Bildung eines so ursprünglichen Casus, wie des Locativs, wenig Schwierigkeiten bietet, dass aber dieses Verfahren der Zusammensetzung noch keine Erklärung für die abstractern Casus, also den Accusativ, Dativ und Genitiv darbieten dürfte. Wenn wir unsere Casusbegriffe von der philosophischen Grammatik ableiten, so würde es allerdings schwer fallen, durch eine einfache Zusammensetzung die abstracten Relationen, welche, wie man annimmt, durch die Endungen des Genitivs, Dativs und Accusativs ausgedrückt werden, wiederzugeben. Man erwäge aber, dass dies nur allgemeine Kategorien sind, unter welchen Philosophen und Grammatiker die thatsächlichen Sprachformen zusammenzustellen und zu ordnen suchten. Das Volk, mit dem die Sprache heranwuchs, wusste nichts von Dativen und Accusativen. Alles, was in der Sprache abstract ist, war ursprünglich concret. Wenn man sagen wollte, der König Rom's oder von Rom, so meinte man wirklich den König zu Rom und pflegte dann sofort die Form zu brauchen, die ich eben als Locativ charakterisirt habe; die abstractere Idee des Genitivs fand keinen Eingang in das Gedankensystem der Nation; aber es lässt sich überdies sogar beweisen, dass der Locativ in einigen Fällen thatsächlich die Stelle des Genitivs einnahm. Im Lateinischen war z. B. der alte Genitiv der Nomina auf a as. Wir finden die Endung noch in pater familias statt familiæ. Die umbrischen und oscischen Dialekte behielten für die Nomina in a dieses s durchaus als das Zeichen des Genitivs. Das æ des Genitivs lautete ursprünglich ai, war also der alte Locativ auf i. Wenn man der König von Rom durch rex Romæ ausdrückte, so bedeutete dies wirklich: der König zu Rom. Sie werden hieraus ersehen, wie

die Grammatik, welche doch die logischste aller Wissenschaften sein sollte, häufig ganz unlogisch ist. Man lehrt den Knaben in der Schule, dass, wenn er ausdrücken wolle: Ich verweile zu Rom, er den Genitiv gebrauchen müsse, um den Locativ auszudrücken. Wie ein Logiker oder Grammatiker die Bedeutung des Genitivs so drehen und wenden kann, um ihn schliesslich die Ruhe an einem Orte ausdrücken zu lassen, wollen wir ganz bei Seite liegen lassen; wenn es ihm aber gelänge, so würde sein Schüler sofort auch die Genitive Carthaginis, Athenarum u. s. w. zu demselben Zwecke brauchen, und es müsste ihm dann erst wieder gesagt werden, dass diese Genitive nicht in derselben Weise gebraucht werden könnten, als jener der Substantive auf a, u. s. w. Wie alles dies von einer sogenannten philologischen Grammatik fertig gebracht wird, verstehen wir nicht; aber die vergleichende Grammatik entfernt sofort alle Schwierigkeit. Nur in der ersten Declination hat der Locativ den Genitiv verdrängt, während die wirklichen Genitive Carthaginis und Athenarum nie gebraucht werden könnten, um einen Locativ auszudrücken. Ein specieller Casus, wie der Locativ, kann wohl zu dem allgemeinern Genitiv verallgemeinert werden, aber nicht umgekehrt. [6])

Sie sehen also an diesem einen Beispiel, wie das von den Grammatikern Genitiv Genannte durch denselben Process der Composition gebildet wurde, den wir im Chinesischen beobachten können und welcher, wie sich dies beweisen lässt, in der Originalsprache der Arier stattgefunden hat. Dasselbe ist auf den Dativ anwendbar. Wenn einem Knaben vordocirt wird, der Dativ drücke die Beziehung zweier Objecte auf einander aus, er sei der Casus des entferntern Objects, des Interessenverhältnisses, so mag er sich wohl wundern, wie solch ein weit und kühn gespannter Bogen jemals mit den dürftigen Materialien, welche der Sprache zu Gebote stehen, gebaut werden konnte; er wird aber noch mehr erstaunen, wenn man ihm, nachdem er diese grammatische Abstraction fertig gebracht hat, ferner sagt, dass er im Griechischen, um den ganz bestimmten Gedanken der Ruhe an einem Platze

auszudrücken, bei gewissen Nominibus die Dativendung zu gebrauchen hat. Ich verweile zu Salamis muss also durch den Dativ Salamînĭ wiedergegeben werden. Frägt man nach dem Warum, so kann wieder die vergleichende Grammatik allein Antwort geben. Die Endung des griechischen Dativs auf i war ursprünglich die Endung des Locativs. In dem Locativ kann wohl auch die Bedeutung des Dativs liegen, aber die verschwommenen Umrisse des Dativs können nie die scharfe und klare Bestimmtheit des Locativs ausdrücken. Der Dativ Salamînĭ war zuerst ein Locativ. Ich lebe zu Salamis trug nie die Bedeutung eines Dativs in sich, im Gegentheil war der Dativ in solchen Sätzen, wie „Ich gebe es dem Vater“ ursprünglich ein Locativ, und nachdem dies „dem Vater“ zuerst die handgreifliche Beziehung der Oertlichkeit (an den Vater) ausgedrückt, nahm es allmählig das allgemeinere, weniger locale und farblosere Ansehen an, welches die Logiker und Grammatiker ihren Dativen beilegen. [7])

Wenn die über einige Casus im Griechischen und Lateinischen eben ausgesprochenen erläuternden Bemerkungen zu gesucht und gekünstelt erscheinen sollten, so haben wir nur an das Französische zu denken, um genau denselben Process sich vor unsern Augen wiederholen zu sehen. Die ganz abstracten Relationen des Genitivs, wie z. B. „die Unsterblichkeit der Seele, l'immortalité de l'âme,“ oder des Dativs, wie z. B. „ich vertraue meinem Gott, je me fie à mon Dieu“ — werden durch Präpositionen (de und ad) ausgedrückt, welche im Lateinischen die bestimmten localen Bedeutungen des Herabkommens von etwas und der Richtung auf etwas zu hatten. Auch die englischen Präpositionen of und to, welche an die Stelle unserer deutschen Genitiv- und Dativendungen getreten sind, zeigen ursprünglich einen localen Charakter. Der einzige Unterschied zwischen solchen Casus und denen der alten Sprachen besteht darin, dass das den Fall bestimmende Element jetzt äusserlich vor das Wort gestellt wird, während es in der Originalsprache der Arier an das Ende des Worts angehängt wurde.

Das von den Casus der Nomina Gültige lässt sich eben

so richtig auf die Verbalendungen anwenden. Es mag schwer erscheinen, in den Personalendungen des Griechischen und Lateinischen die Pronomina genau wieder zu erkennen, welche an eine Verbalbasis angehängt wurden, um ich liebe, du liebst, er liebt auszudrücken; es erscheint aber ganz vernünftig, anzunehmen, dass in allen Sprachen diese Endungen der Idee nach dieselben, nämlich persönliche Fürwörter gewesen sind. Wir können über die Endungen in „du liebest, er liebet“ verwundert sein, insofern als sich est und et mit den heutigen Pronominalformen du und er kaum identificiren lassen; wir brauchen aber nur alle arischen Dialekte zusammenzustellen und werden sogleich bemerken, dass sie auf eine ursprüngliche Reihe von Endungen zurückweisen, welche denn auch bald ihre eigene Geschichte zu erzählen beginnen.

Wir wollen von modernen Formationen ausgehen, weil auf ihnen helles Tageslicht liegt und wir also die verworrenen und bisweilen gar launischen Bewegungen der Sprache hier am besten beobachten können, oder wir wollen, was noch besser sein dürfte, mit einem imaginären Fall, gleichsam mit einer Sprache der Zukunft anfangen, um ganz deutlich wahrzunehmen, wie das, was wir bald grammatische Form nennen würden, entstehen kann. Nehmen wir einmal an, dass die frei gewordenen Sklaven Amerika's in grosser Zahl nach irgend einem Theile Central-Afrika's zurückwanderten, wo sie dann ganz ausserhalb des Bereichs ihrer weissen Feinde oder Freunde für sich abgeschlossen lebten. Wir wollen ferner annehmen, dass diese Schwarzen sich die ihnen während ihrer Dienstzeit gewordenen Lehren zu Nutze machten und nach und nach bei sich eine eigenthümliche Cultur entwickelten. Es ist ganz wohl möglich, dass nach einigen Jahrhunderten ein neuer Livingstone bei den Abkömmlingen der amerikanischen Sklaven eine Sprache, eine Literatur, Gesetze und Sitten auffände, welche mit denen seiner englischen Heimath eine überraschende Aehnlichkeit zeigten. Welch ein interessantes Problem für einen künftigen Geschichtsschreiber und Ethnologen! Und dennoch giebt es in frühern Perioden der Welt-

geschichte Aufgaben von gleichem Interesse, welche die Sprachforscher gelöst haben oder noch zu lösen versuchen. Ich glaube nun, dass eine sorgfältige Untersuchung der Sprache der Nachkömmlinge jener freigewordenen Sklaven ausreichen würde, um ihre frühere Geschichte mit vollkommener Sicherheit festzustellen, selbst wenn keine Denkmäler, keine Ueberlieferungen die Geschichte ihrer Knechtschaft und Befreiung uns aufbewahrten. Zuerst dürften wohl ohne Zweifel die Fäden zum Verzweifeln verwirrt erscheinen. Ein Missionär würde vielleicht die europäischen Gelehrten durch einen Bericht über jene neue afrikanische Sprache in Erstaunen versetzen. Er dürfte sie vielleicht zuerst als sehr unvollkommen beschreiben — als eine z. B. so arme Sprache, dass dasselbe Wort als Ausdruck für die heterogensten Begriffe gebraucht wird. Er würde vielleicht verwundert darauf hinweisen, dass ein und derselbe Wortklang, ohne Veränderung der Betonung, recht und wahr, einen Ritus, einen Handarbeiter und auch ein Verbum für jede Art literarischer Aufzeichnung bedeuten könne. Alles dies, würde er sagen, wird in jenem sonderbaren Dialekt mit reit (right, rite, wright und write) ausgedrückt. Er dürfte dann gleicherweise beobachten, dass dieser Dialekt, fast so arm wie der chinesische, kaum irgend welche grammatische Flexionen und keine Geschlechtsbezeichnungen hat, wenige Wörter, wie Linienschiff (man-of-war), Locomotive (railway-engine) u. s. w. ausgenommen, die als weibliche Wesen aufgefasst würden. Er dürfte dann einen noch ausserordentlichern Charakterzug entdecken, nämlich dass diese Sprache, obgleich sie keine Endungen für das männliche und weibliche Geschlecht der Nomina hat, eine Art von masculiner und femininer Endung nach der affirmativen Partikel anwendet, je nachdem man sich an einen Mann oder an eine Frau wendet. Ihr „Ja“ gleicht dem englischen Yes, aber sie fügen ein r am Ende zu, wenn sie einen Mann, und ein m, wenn sie eine Frau anreden wollen, d. h. statt des einfachen Yes sagen diese Abkömmlinge der amerikanischen Sklaven Yesr zu einem Mann, Yesm zu einer Frau.

So abgeschmackt dies absichtlich so gewählte Beispiel erscheinen mag, so kann ich Ihnen doch die Versicherung geben, dass die von den Dialekten wilder Stämme gelieferten Beschreibungen, wie wir sie von Reisenden oder Missionären zum ersten Male erhalten haben, oft noch ausserordentlicher sind. Lassen Sie uns aber jetzt betrachten, was der Sprachforscher zu thun haben würde, wenn solche Formen, wie yes'r und yes'm ihnen zum ersten Male zu Ohren kämen. Er würde sie zuerst historisch so weit als möglich bis zu ihren ursprünglichen Typen zurück zu verfolgen haben, und wenn er dann ihren Zusammenhang mit yes Sir und yes Ma'm entdeckte, würde er nachweisen, wie solche Zusammenziehungen wahrscheinlicherweise in einer Volksmundart entstehen konnten. Nachdem er dann dieses yesr und yesm der freien amerikanischen Neger mit dem Idiom ihrer frühern amerikanischen Herren in Verbindung gebracht, würde der Etymolog zunächst fragen, wie es kam, dass solche Phrasen wie yes Sir und yes Madam auf dem amerikanischen Continente gebraucht werden konnten.

Da er in den Dialekten der Urbewohner Amerika's nichts Analoges aufzufinden vermag, würde er durch eine blosse Vergleichung der Wörter auf die europäischen Sprachen und hier wieder zuerst auf die englische geführt werden. Selbst wenn keine historischen Denkmäler erhalten wären, würden doch die Sprachdenkmäler zeigen, dass die weissen Herren, deren Sprachen die Vorfahren der freien Afrikaner während ihrer Knechtschaft annahmen, ursprünglich aus England gekommen waren, und es würde selbst möglich werden, die Zeit der Verpflanzung der englischen Sprache nach Amerika, wenn auch nicht genau zu bestimmen, doch in gewisse Grenzen einzuschliessen. Diese Sprache musste wenigstens durch die Periode Chaucer's hindurchgegangen sein, ehe sie in die neue Welt einwanderte; denn Chaucer hat noch zwei affirmative Partikeln, yea und yes, und unterscheidet beide. Er gebraucht yes nur in Antworten auf negative Fragen. Er würde z. B. auf die Frage: Geht er nicht? mit yes antwor-

ten; in allen andern Fällen braucht Chaucer yea, also auf die Frage: Geht er? antwortet er yea. Er beobachtet denselben Unterschied zwischen no und nay, indem das erstere den negativen, das letztere allen andern Fragen entspricht. Diese Unterscheidung wurde bald nach Sir Thomas More[8]) gebräuchlich und muss jedenfalls ganz ausser Gebrauch gekommen sein, ehe solche Phrasen wie yes Sir und yes Madam ihren stereotypen Charakter annehmen konnten.

Aber noch weitere historische Belehrung bieten solche Phrasen. Das Wort yes ist angelsächsisch, lautet im Deutschen ja und offenbart also die Thatsache, dass die weissen Herren der amerikanischen Sklaven, welche nach der Zeit Chaucer's über den atlantischen Ocean fuhren, in einer frühern Geschichtsperiode von dem continentalen Vaterland der Angeln und Sachsen nach England hinübergekommen waren. Die Wörter Sir und Madam erzählen uns noch mehr. Es sind normannische Wörter und sie können den Angelsachsen nur durch Normannen, und zwar wahrscheinlich gewaltsam nach Eroberung des Landes zugeführt worden sein. Noch mehr erzählen sie. Diese Normannen oder Nordmänner sprachen ursprünglich einen teutonischen, mit dem angelsächsischen in engster Verbindung stehenden Dialekt, und aus jenem Dialekte konnten Wörter wie Sir und Madam nie hervorgehen. Wir können desshalb schliessen, dass die teutonischen Nordmänner schon vor der normannischen Eroberung sich in einer der römischen Provinzen lange genug aufgehalten haben müssen, um ihre eigene Sprache zu vergessen und die der römischen Provinzialen anzunehmen.

Wir können nun das normannische Madam bis auf das französische Madame zurückverfolgen und erkennen darin eine kürzere und verderbtere Form für das lateinische Mea domina, meine Herrin. Domina wurde in Domna, Donna und Dame verwandelt, und dasselbe Dame wurde sogar auch als Masculinum in dem Sinne Herr als eine Corruption von Domino, Domno und Donno gebraucht. Der unter dem Bischof als geistlichem Oberherrn gebietende weltliche Herr wurde ein

Vidame genannt, wie z. B. der Vidame von Chartres u. s. w. Die französische Interjection Dame! steht mit einem ähnlichen Ausruf im Englischen in keiner Verbindung, sondern bedeutet einfach Herr! und Dame-Dieu heisst im Altfranzösischen Herr Gott.[9]) Von Domina, Herrin, wurde Dominicella abgeleitet, was in Demoiselle oder Damsel überging. An die Stelle des Masculins Dame für Herr (Domino) trat später das lateinische Senior, entsprechend dem deutschen edler, älterer. Dies elder war ein Ehrentitel und ist noch im englischen alderman und in dem ursprünglich gleichbedeutenden Earl, dem norsischen Jarl (ein dem angelsächsischen ealdor analoger Comparativ) erhalten. Dieser Titel Senior (der Aeltere) wurde nur selten als Ehrentitel von Damen gebraucht.[10]) Senior wurde in Seigneur verwandelt, Seigneur in Sieur und Sieur schwand zu Sir zusammen.

So sehen wir, wie aus zwei kurzen Ausdrücken wie yes'r und yes'm lange Kapitel der Geschichte herausgelesen werden können. Wenn eine allgemeine Zerstörung der Bücher, wie sie z. B. in China unter dem Kaiser Thsin-chi-hoang-ti (213 vor Chr.) stattfand, alle historischen Denkmäler hinwegraffen sollte, so würde doch die Sprache, selbst im Zustande ihrer grössten Verderbniss, die Geheimnisse der Vergangenheit aufbewahren und den künftigen Geschlechtern von der Heimath und den Wanderungen ihrer Vorfahren von Ost- nach West-Indien erzählen.

Es könnte uns auf den ersten Blick überraschen, denselben Namen Ostindien und Westindien an den beiden äussersten Enden der arischen Wanderungen anzutreffen; aber gerade diese Namen haben eine tiefe historische Bedeutung. Sie berichten uns, wie die germanische Race, die kräftigste und unternehmendste unter allen Gliedern der arischen Familie, dem Lande den Namen Westindien gab, welches sie auf ihren weltumfassenden Wanderungen für das wirkliche Indien hielten; wie sie ihren Irrthum aufdeckten und dann zwischen West- und Ostindien unterschieden; wie sie neue Staaten im Westen begründeten und die alterschwachen

Königreiche des Ostens wieder neu belebten; wie sie das Christenthum predigten und es endlich durch Abschaffung der körperlichen und geistigen Sklaverei unter den Sklaven der westindischen Landbesitzer und den Sklaven der brahmanischen Seelenbesitzer praktisch bewährten, bis sie endlich jene Heimath wieder begrüssten, aus welcher einst die arische Völkerfamilie aufgebrochen war, um die Welt zu entdecken. Dies Alles und noch mehr kann in den weiten Archiven der Sprache gelesen werden. Der Name Indien selbst hat eine Geschichte zu erzählen, denn Indien ist kein ursprünglicher, heimathlicher Name. Wir haben ihn von den Römern, die Römer von den Griechen, die Griechen von den Persern. Warum aber gerade von den Persern? Weil nur im Persischen das s als Anfangsbuchstabe in h übergeht, welches h dann im Griechischen, wie gewöhnlich, fallen gelassen wurde. Nur im Persischen konnte das Land der Sindhu (sindhu ist der Sanskritname für Fluss) oder der sieben Sindhus Hindia statt Sindia genannt werden. Hätten die Anhänger Zoroaster's nicht jedes s wie h ausgesprochen, so würden wir nie etwas von Westindien gehört haben.

Wir haben so aus einem erdachten Beispiel ersehen, worauf wir bei dem Wachsthum der Sprache vorbereitet sein müssen, und wir werden nun besser verstehen, warum wir es in der vergleichenden Grammatik als ein Grundprincip hinstellen müssen, dass wir durchaus Nichts in der Sprache als bloss formal anzusehen haben, bevor nicht alle möglichen Versuche gemacht worden sind, die formalen Elemente der Sprache bis zu ihren ursprünglichen und wesentlichen Typen zu verfolgen. Wir sind an den Gedanken gewöhnt, dass grammatische Endungen die Bedeutung der Wörter modificiren; aber Wörter können zunächst nur durch Wörter modificirt werden, und obgleich man bei dem gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft zu weit gehen würde, zu behaupten, dass alle grammatischen Endungen auf unabhängige Urwörter zurückgeführt worden sind, so ist dies doch mit so vielen, sogar in Fällen, wo nur ein einziger Buchstabe übrig geblieben war,

geschehen, dass wir wohl zu der Aufstellung der Regel berechtigt sind, dass alle formalen Elemente der Sprache ursprünglich ihre reelle Bedeutung hatten. Man nehme an, das Englische sei vor der Zeit von Piers Ploughman nie niedergeschrieben worden. [11]) Was sollten wir in solchem Falle aus einer Form wie nadistou [12]) statt ne hadst thou machen? Aus ne rechi statt I reck not? Dennoch sind die Veränderungen, welche das Sanskrit erfahren hat, ehe es zur Schriftsprache wurde, nothwendigerweise noch viel bedeutender gewesen, als die in diesen Dialekten bemerkten. [13])

Lassen Sie uns nun auch neuere classische Sprachen, wie das Französische und Italienische, ansehen. Die meisten grammatischen Endungen sind hier den lateinischen noch gleich, wenn schon durch lautliche Corruption verändert. So ist j'aime, tu aimes, il aime an die Stelle von ego amo, tu amas, ille amat getreten. Ursprünglich hatte die dritte Person im Französischen noch ein finales t, welches in der fragenden Form aimet-il, wofür aime-t-il geschrieben wird, wieder zum Vorschein kommt. Ebenso entspricht das französische Imperfectum dem lateinischen und das Parfait défini dem lateinischen Perfectum. Wie verhält es sich aber mit dem französischen Futurum? Zwischen amabo und j'aimerai findet keine Aehnlichkeit statt. Hier begegnen wir also einer neuen grammatischen Form, auf deren Entstehung wir uns, so zu sagen, noch besinnen können, oder die wenigstens in dem hellen Sonnenlichte der Geschichte vor uns liegt. Sprosste nun etwa die Endung rai hervor wie eine Frühlingsknospe? Oder hielten einige gescheidte Leute eine Conferenz, um diese neue Endung zu erfinden und sich gegenseitig zu verpflichten, sie statt des abgedankten bo hinfort zu gebrauchen? Gewiss nicht. Wir sehen zunächst, dass in allen romanischen Sprachen die Futurendungen mit denen des Hülfsverbs „haben" identisch sind. [14]) Im Französischen findet man:

j'ai	und je chanter-ai,	nous avons	und nous chanter-ons,
tu as	und tu chanter-as,	vous avez	und vous chanter-ez,
il a	und il chanter-a,	ils ont	und ils chanter-ont.

Aber ausserdem findet man im Spanischen und Provençalischen die scheinbare Endung des Futurums als unabhängiges und dem Infinitiv noch nicht angehängtes Wort gebraucht. Man findet im Spanischen statt „lo hare“ ich werde es thun, die ursprünglichere Form hacer lo he, d. h. facere id habeo. Man findet im Provençalischen dir vos ai statt je vous dirai; dir vos em statt nous vous dirons. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, dass das romanische Futurum ursprünglich aus dem Hülfsverbum haben und dem Infinitiv zusammengesetzt war; ich habe zu sagen nahm leicht die Bedeutung von: ich werde sagen an.

Hier können wir also die Entstehung grammatischer Formen deutlich beobachten. Ein Franzose sieht seine Futura wie rein grammatische Formen an. Er hat, wofern er nicht ein Gelehrter ist, keine Idee davon, dass die Endungen seiner Futura mit dem Hülfsverbum avoir identisch sind. Ebenso hatte der Römer keine Ahnung davon, dass sein amabo ein Compositum war; es kann aber bewiesen werden, dass es eben so gewiss, wie das französische Futurum, ein Hülfszeitwort enthält. Das lateinische Futurum wurde durch eine Lautveränderung zerstört. Als die Endbuchstaben ihre deutliche Aussprache verloren, wurde es unmöglich, das Imperfectum amabam von dem Futurum amabo gesondert zu halten. Das Futurum wurde dann durch mundartliche Wiedererzeugung ersetzt, denn die Verbindung von habeo mit dem Infinitiv finden wir schon im Lateinischen in Ausdrücken wie habeo dicere, ich habe zu sagen, in Gebrauch, und solche Ausdrücke nahmen allmählig die Bedeutung „ich werde sagen“ an.[15]) Wohin wir nur blicken, bemerken wir auch wirklich, dass das Futurum stets durch eine Zusammensetzung ausgedrückt wird. Im Deutschen brauchen wir werden, das gothische vairthan, welches ursprünglich sich wohin wenden, gehen, bedeutet. Im Englischen wird I shall, thou wilt, he will, ich soll, du willst, er will, gebraucht; im Neugriechischen findet man thelō, ich will, in thelō dōsei, ich werde geben;[16]) im Rumonschen begegnen wir der Form vegnir, kommen,

womit das Futurum veng a vegnir, ich werde kommen, gebildet wird, während das französische je viens de dire, ich komme vom Sagen, gleichbedeutend ist mit: ich habe eben gesagt. Das französische je vais dire ist dagegen fast ein Futurum, obgleich ursprünglich gleich vado dicere, ich gehe zum Sagen. Das Verb „gehen“ wird in ganz ähnlicher Weise in der Mundart von Dorsetshire angewandt, z. B. I be gwâin to goo a-pickèn stuones, ich bin gegangen um Steine aufzulesen. Auch ist nicht daran zu zweifeln, dass man in dem lateinischen bo in amabo das alte Hülfsverb bhû, werden, und in dem griechischen Futurum auf σω das alte Hülfsverb as, sein, wiederfindet.[17])

Wir gehen nun noch einen Schritt zurück und fragen, wie früher schon öfter, nochmals: Wie kann ein blosses te augenblicklich eine solche Veränderung hervorbringen, dass aus ich liebe ich liebte, oder im Englischen aus I love I loved wird? Da wir seitdem erwähnten, dass das Englische auf das Angelsächsische zurückweist und eng mit dem Altsächsischen und Gothischen — wie das heutige Deutsche selbst — verwandt ist, so sehen wir uns sogleich nach dem gothischen Imperfectum um, damit wir erkennen mögen, ob es noch irgend welche Spuren der ursprünglichen Composition bewahrt hat; denn nach den an verschiedenen Präcedenzfällen gemachten Erfahrungen sind wir ohne Zweifel auch hier darauf vorbereitet, in den grammatischen Endungen blosse Ueberbleibsel unabhängiger Wörter wieder zu finden.

Im Gothischen giebt es ein Zeitwort nasjan, ernähren. Sein Präteritum lautet:

Singular.	Dual.	Plural.
nas-i-da,	nas-i-dêdu,	nas-i-dêdum,
nas-i-dês,	nas-i-dêduts,	nas-i-dêduþ,
nas-i-da,	—	nas-i-dêdun.

Der Conjunctiv dieses Präteriti lautet ferner:

nas-i-dêdjau,	nas-i-dêdeiva,	nas-i-dêdeima,
nas-i-dêdeis,	nas-i-dêdeits,	nas-i-dêdeiþ,
nas-i-dêdi,	—	nas-i-dêdeina.[18])

Dies gestaltet sich im Angelsächsischen zu folgenden Formen um:

Indic. Sing.	Plural.	Conjunct. Sing.	Plural.
ner-ë-de,	ner ë-don,	ner-ë-de,	ner-ë-don,
ner-ë-dest,	ner-ë-don,	ner-ë-de,	ner-ë-don,
ner-ë-de,	ner-ë-don,	ner-ë-de,	ner-ë-don,

wofür wir im Deutschen noch die Form nährte u. s. w., und im Conjunctiv nährete u. s. w. haben. Suchen wir nun das Hülfsverb thun im Angelsächsischen auf, so finden wir:

Singular:	Plural:
dide,	didon,
didest,	didon,
dide.	didon,

Hätten wir nun bloss das angelsächsische Präteritum nerëde und das angelsächsische dide übrig, so würde die Identität des de in nerëde mit jenem dide nicht sonderlich einleuchten. Hier wird man aber den Vorrang, den das Gothische vor allen andern teutonischen Dialekten in Bezug auf die Zwecke grammatischer Vergleichung und Analyse behauptet, recht deutlich erkennen. Im Gothischen und zwar nur im gothischen Plural hat sich das Hülfsverb dêdum, dêduþ, dêdun vollständig erhalten. In dem gothischen Singular steht nasida, nasidês, nasida für nasideda, nasidedês, nasideda. Dieselbe Zusammenziehung ist im Angelsächsischen und zwar nicht bloss im Singular, sondern auch im Plural eingetreten. Dennoch besteht zwischen dem Gothischen und Angelsächsischen eine so grosse Aehnlichkeit, dass wir nicht daran zweifeln können, dass ihre Präterita nach derselben Analogie gebildet sind. Wenn man sich irgend auf inductive Schlüsse verlassen kann, muss ein ursprüngliches angelsächsisches Präteritum gelautet haben:

Singular:	Plural:
ner-ë-dide,	ner-ë-didon,
ner-ë-didest,	ner-ë-didon,
ner-ë-dide,	ner-ë-didon.[19])

So wie nun ner-ĕ-dide zu nerĕde zusammenschrumpfte, so würde nerĕde im modernen Englisch nered werden, *während wir im Deutschen noch fast dieselbe Form in nährete haben.* Das te oder englisch d des Präteritums ist also ursprünglich das Hülfsverbum thun und ich liebte ist gleich: ich that lieben.[20]) In englischen Mundarten, z. B. in der von Dorset, wird jedes Präteritum, wenn es eine wiederholte oder fortdauernde Handlung ausdrückt, mit I did[21]) gebildet und es wird so ein Unterschied gemacht zwischen „'e died eesterdae" und „the vo'ke did die by scores" (er starb gestern und (wörtlich) das Volk that sterben nach Zwanzigen). Ursprünglich ist died allerdings = die did gewesen.

Es könnte nun die Frage aufgeworfen werden, wie dieses that (engl. did, althochd. teta, angelsächs. dide) selbst gebildet wurde und die Bedeutung eines Präteritums annahm. In dide ist die Schlusssilbe de nicht die blosse Endung, sondern die Wurzel, und die erste Silbe di ist eine Reduplication der Wurzel. Es ist nämlich eine Thatsache, dass alle Präterita alter oder sogenannter starker Verba im Griechischen und Sanskrit durch Reduplication gebildet wurden, indem die Reduplication ein Hauptmittel war, durch welches den Wurzeln ein verbaler Charakter verliehen wurde.[22]) Die Wurzel do im Angelsächsischen ist dieselbe, wie die griechische Wurzel the in tithēmi und die Sanskritwurzel dhâ in dadhâmi. Das angelsächsische dide würde daher mit der Sanskritform dadhau (ich setzte) correspondiren.

Auf diese Weise ist nun das ganze oder fast das ganze grammatische Gerippe der arischen oder indo-europäischen Sprachen auf unabhängige Originalwörter zurückgeführt worden und selbst die unbedeutendsten Veränderungen, welche auf den ersten Blick so räthselhaft erscheinen, z. B. Fuss und Füsse, finde und fand, haben ihre vollständige Erklärung gefunden. Dies Verfahren heisst eben vergleichende Grammatik oder wissenschaftliche Analyse aller formalen Elemente einer Sprache, begründet auf eine Vergleichung aller der Verschiedenheiten, welche ein und dieselbe Form in den zahl-

reichen Mundarten der arischen Familie erlitten hat. Die zu diesem Zweck wichtigsten Dialekte sind Sanskritisch, Griechisch, Lateinisch und Gothisch; aber in vielen Fällen treten auch das Zend oder celtische und slavische Dialekte hinzu und werfen auf Formen, die in keinem der vier Hauptdialekte verständlich werden, ein unerwartetes Licht. Das Resultat eines solchen Meisterwerks, wie Bopp's vergleichende Grammatik der arischen Sprachen, kann in wenige Worte zusammengefasst werden. Das ganze Gebäude der Grammatik — die Elemente der Ableitung, Declination und Conjugation — war schon vor der Zerstreuung der arischen Sprachenfamilie gleichsam im Rohbau vollendet. Desshalb sind die Umrisse der Grammatik im Sanskritischen, Griechischen, Lateinischen und Gothischen wenigstens im Grossen dieselben, und die scheinbaren Verschiedenheiten können durch eine lautliche Corruption, welche wieder durch die lautlichen Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Nation bestimmt wird, erklärt werden. Im Ganzen ist die Geschichte aller arischen Sprachen weiter nichts als ein allmählig vor sich gehender Verfall. Nach der Zurückführung der grammatischen Endungen aller dieser Sprachen auf ihre ursprüngliche Form wird es in vielen Fällen möglich, ihre Grundbedeutung zu bestimmen. Dies ist indess nur durch Schlussreihen erreichbar und die Periode, während welcher, wie in dem provençalischen dir vos ai, die Zusammensetzungselemente der alten arischen Grammatik in der Sprache und in den Gedanken der Arier ein Dasein für sich behaupteten, war schon vorüber gegangen, ehe Sanskrit zum Sanskrit und Griechisch zum Griechischen wurde. An der Existenz einer solchen Periode können wir eben so wenig zweifeln, als an der der Bildung unserer Kohlenfelder vorausgehenden wirklichen Existenz von Farnwäldern.

Wir können noch weiter gehen. Gesetzt, wir besässen keine Ueberreste des Lateinischen, wir wüssten nicht einmal, dass Rom und seine Sprache je existirt habe, so könnten wir doch aus den uns vorliegenden sechs romanischen Dialekten beweisen, dass es eine Zeit gegeben haben müsse, zu der diese

Dialekte die Sprache einer kleinen Ansiedelung bildeten, ja durch eine sorgfältige Sammlung aller der diesen Sprachen gemeinsamen Wörter könnten wir die Ursprache bis zu einem gewissen Punkte aus ihren Trümmern wieder zusammenbauen und von dem Culturzustande, wie er sich in diesen gemeinsamen Wörtern abspiegelt, eine Skizze entwerfen. Dasselbe kann nun geschehen, wenn wir das Sanskritische, Griechische, Lateinische, Gothische, Celtische und Slavische vergleichen. Diejenigen Wörter, welche in allen diesen Sprachen möglichst genau dieselbe Form und Bedeutung haben, müssen vorhanden gewesen sein, ehe sich die Volksstämme, welche später die hervorragenden Nationalitäten der arischen Familie bildeten, von einander trennten, und wenn man sie nur sorgfältig zu deuten versteht, so können auch diese Wörter in Bezug auf den von den Ariern vor ihrem Auszug aus der Heimath erreichten Culturzustand als wichtige Belege benutzt werden. Es kann aus den Sprachzeugnissen bewiesen werden, dass die Arier vor ihrer Trennung ein Leben ackerbautreibender Nomaden führten, etwa so wie Tacitus das Leben der alten Germanen beschreibt. Sie kannten die Kunst des Pflügens, des Strassen- und Schiffbaues, des Webens und Nähens, des Häuserbaues; sie hatten Kenntniss der Zahlen, wenigstens bis hundert. Sie hatten ferner die wichtigsten Thiere, die Kuh, das Pferd, das Schaaf, den Hund gezähmt; sie waren mit den nützlichsten Metallen bekannt und mit Eisenbeilen zu friedlichen und kriegerischen Zwecken bewaffnet. Sie erkannten die Bande des Bluts und der Ehe an; sie folgten ihren Führern und Königen, und der Unterschied zwischen Recht und Unrecht war durch Gesetz und Brauch festgestellt. Ihrem Geiste war die Idee eines obersten Wesens eingeprägt und sie riefen es mit verschiedenen Namen an. Alles dies kann, wie ich sagte, durch sprachliche Belege bewiesen werden. Findet man, dass Sprachen, wie die Griechische, Lateinische, Gothische, Celtische oder Slavische, welche nach ihrer ersten Trennung mit dem Sanskrit wenig in Berührung kamen, z. B. für Eisen dasselbe Wort haben, welches im Sanskrit vor-

kommt, so erscheint dies als ein absoluter Beweis, dass das Eisen schon vor der arischen Trennung bekannt war. Nun heisst Eisen im Gothischen ais,[23]) im Sanskrit ayas, ein Wort, welches vor der Trennung der Germanen von den Indiern da gewesen sein muss, da es keine Nation füglich von der andern entlehnen konnte. So könnten wir auch nicht denselben Namen für Haus im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Slavischen und Celtischen finden,[24]) wenn nicht schon vor der Scheidung dieser Dialekte Häuser bekannt gewesen wären. Auf diese Weise ist eine Culturgeschichte des arischen Stammes mit Benutzung der Archive der Sprache geschrieben worden, die sich auf Zeiten zurückerstreckt, in welche keine urkundliche Geschichte hineinzudringen vermag.[25])

Der Name Arya selbst gehört dieser Geschichte an und ich werde diese Vorlesung mit einer Erforschung des Ursprungs und der allmähligen Verbreitung dieses alten Wortes schliessen. Ich hatte beabsichtigt, in der heutigen Vorlesung eine kurze Darstellung der vergleichenden Mythologie zu geben und zugleich zu zeigen, wie dieser Zweig unserer Wissenschaft die Originalform und Bedeutung in Verfall gerathener Wörter durch dieselben Mittel wiederherstellt, durch welche die vergleichende Grammatik die Originalform und Bedeutung der Endungen wieder auffindet; aber die Erörterungen würden, selbst in kürzester Fassung, zu viel Zeit beanspruchen. Ueberdies ist der Name arisch der eben untersuchten Sprachenfamilie so häufig beigelegt worden, dass eine nähere Betrachtung dieses Wortes wohl erwünscht sein dürfte.

Ârya ist ein Sanskritwort und bedeutet im spätern Sanskrit adelig, von guter Familie. Es war jedoch ursprünglich ein Nationalname, und wir bemerken noch bis in das Gesetzbuch der Mânavas hinein Spuren dieses Ausdruckes; in demselben wird nämlich Indien noch Ârya-âvarta, Wohnung der Âryas, genannt.[26]) Im alten Sanskrit, in den Vedahymnen kommt ârya häufig als National- und auch als Ehrenname vor, welcher die Anbeter der Brahmanengötter im Gegensatz zu ihren Gegnern, welche in den Vedas Dasyus genannt werden,

umfasst. So wird einer der Götter, Indra, welcher in gewisser Hinsicht dem griechischen Zeus entspricht, mit folgenden Worten angerufen (Rig-veda I., 57, 8): „Kennst Du die Âryas, o Indra, und die, welche Dasyus sind; strafe die Gesetzlosen und überliefere sie Deinem Diener! Sei Du der mächtige Helfer der Anbeter und ich will alle diese Deine Thaten bei Deinen Festen preisen.“

In der dogmatischen Literatur des spätern Veda-Zeitalters wird der Name Ârya den drei ersten Kasten — den Brahmanen, Kshatriyas und Vaiśyas — im Gegensatz zu der vierten oder den Śûdras — ganz besonders beigelegt. In der Satapatha-Braâhmana wird ganz bestimmt erklärt: „Âryas sind nur die Brahmanen, die Kshatriyas und Vaiśyas, denn sie werden zu den Opfern zugelassen. Sie sollen nicht mit Jedem sprechen, sondern nur mit dem Brahmanen, Kshatriya und Vaiśya. Wenn sie mit einem Śûdra sich in eine Unterredung einlassen sollten, so mögen sie zu einem Andern sprechen: „Sage dies dem Śûdra.“ Dies ist das Gesetz.“

In dem Atharva-Veda [27]) kommen Ausdrücke vor, wie „sehend alle Dinge, sei es Śûdra oder Ârya,“ wo unter Śûdra und Ârya das ganze Menschengeschlecht zu verstehen ist.

Dieses Wort ârya mit langem â ist abzuleiten von arya mit kurzem a, und dieser Name wird in dem spätern Sanskrit einem Vaiśya oder Mitgliede der dritten Kaste gegeben. [28]) Was hier die dritte Classe genannt wird, muss ursprünglich die grosse Mehrzahl der brahmanischen Gesellschaft ausgemacht haben, denn alle, welche nicht Soldaten oder Priester waren, gehörten unter die Vaiśyas. Wir können daher recht wohl verstehen, wie ein ursprünglich auf die Bebauer des Bodens und die Hausväter angewandter Name mit der Zeit ein allgemeiner Name für alle Arier werden konnte. [29]) Warum nun die Hausväter arya genannt wurden, ist eine Frage, welche uns jetzt zu weit führen würde. Ich will nur die Vermuthung aussprechen, dass die Etymologie des Wortes arya uns auf einen Pflüger oder Ackermann hinführt und dass dasselbe mit der Wurzel von arare zusammenhängt. [30])

Die Arier haben vielleicht diesen Namen für sich gewählt im Gegensatz zu den Nomadenracen, den Turaniern, in deren Originalnamen Tura die „Schnelligkeit eines Reiters" liegt.

In Indien gerieth, wie wir sahen, der Name Ârya als Nationalname später in Vergessenheit und blieb nur in dem Ausdruck Âryâvarta, dem Wohnort der Arier, erhalten; er wurde aber von den Zoroastriern, welche von Indien aus nach Nordwesten zogen und deren Religion uns im Zend-avesta, wenn auch nur in Bruchstücken, erhalten ist, getreuer aufbewahrt. Nun bedeutet aber Airya im Zend ehrwürdig und ist zugleich der Volksname.[31]) Im ersten Capitel des Vendidád, wo Ahuramazda dem Zarathustra die Ordnung auseinandersetzt, nach welcher er die Erde schuf, werden sechszehn Länder erwähnt, welche alle, da sie Ahuramazda schuf, rein und vollkommen waren, aber ebenso auch alle vom Angro mainyus oder Ahriman befleckt wurden. Das erste dieser Länder wird Airyanem vaêjô, Arianum semen, der Ariersame, genannt und es muss nach Osten zu an den Abhängen des Belurtag und Mustag, nahe den Quellen des Oxus und Yaxartes auf der höchsten Partie der Hochebene Central-Asiens gelegen haben.[32]) Von diesem Lande, das ihr Samen heisst, rückten die Arier nach Süden und Westen vor und in dem Zend-avesta wird die ganze Ausdehnung des von den Ariern besetzten Landes gleichfalls Airyâ genannt. Eine von Indien aus längs des Paropamisus und indischen Kaukasus im Osten gezogene, im Norden der Richtung zwischen dem Oxus und Yaxartes[32]) folgende, dann längs des Caspi-Meeres hinlaufende und dabei Hyrkanien und Râgha einschliessende, dann aber sich südöstlich zu den Gränzen von Nisaea, Aria (d. h. Haria) und der Flussgebiete des Etymandrus und Arachotus hinwendende Linie würde im Allgemeinen den Umkreis der zoroastrischen Welt bezeichnen. Sie würde das sein, was in dem vierten cardé des Yasht des Mithra, „der ganze Raum Ariens", víspem airyô-śayanem (totum Ariae situm) genannt wird.[34]) Im Gegensatz zu die-

sen arischen finden wir im Zend-avesta die nicht-arischen Länder (anairyâo dainhâvô) [35]) und Spuren dieses Namens findet man in den Ἀναριάκαι, einem Volke und einer Stadt an der Gränze Hyrkaniens. [36]) Griechische Geographen gebrauchen den Namen Ariana selbst in noch weiterm Sinne als das Zend-avesta. Alles Land zwischen dem indischen Ocean im Süden und dem Indus im Osten, dem Hindukusch und Paropamisus im Norden, den caspischen Pforten, Karamanien und der Mündung des persischen Meerbusens im Westen wird von Strabo (XV. 2) unter dem Namen Ariana begriffen und Bactriana wird daher von ihm der beste Theil von ganz Ariana genannt. [37]) Als sich die Religion Zoroaster's weiter nach Westen ausbreitete, beanspruchte auch Persien, Elymais und Medien den Titel Ariana für sich. Hellanikos, der vor Herodot schrieb, kennt Aria als einen Namen Persiens. [38]) Herodot selbst bezeugt (VII. 62), [39]) dass die Meder sich Arier nannten, und selbst für Atropatene, den nördlichsten Theil Mediens, ist der Name Ariania (nicht Aria) von Stephanus von Byzanz erhalten. Was Elymais anbetrifft, so ist dieser Name von Ailama, einer angeblichen Corruption für Airyama, abgeleitet worden. [40]) Die Perser, Meder, Bactrier und Sogdianer sprachen alle noch zur Zeit Strabo's [41]) fast dieselbe Sprache und es erklärt sich daraus recht wohl, dass sie für sich einen gemeinschaftlichen Namen im Gegensatz zu den feindlichen Stämmen Turan's beanspruchten.

Dass der Name Arier als ein Ehrentitel im persischen Reiche gebraucht wurde, wird von den Keilinschriften des Darius mit deutlichen Worten gesagt. Er nennt sich selbst Ariya und Ariya-chitra, einen Arier und von arischer Abstammung, und Ahuramazda oder, wie ihn Darius nennt, Auramazda heisst in der turanischen Uebersetzung der Inschrift von Behistun „der Gott der Arier". Viele historische Namen der Perser enthalten dasselbe Element. Der Urgrossvater des Darius heisst in den Inschriften Ariyârâmna, griechisch Ariaramnēs. [42]) Ariobarzanēs (d. i. Euergetēs), Ariomanēs (d. i. Eumenēs), Ariomardos, zeigen alle denselben Ursprung. [43])

Um dieselbe Zeit, wie diese Inschriften, spricht Eudemos, ein Schüler des Aristoteles, nach einem Citate des Damascius, von den Magi und dem ganzen arischen Geschlecht, [44]) indem er arisch offenbar in demselben Sinne braucht, in welchem das Zend-avesta von dem ganzen Lande Aria sprach. Und als nach langen Jahren der Eroberung und Besetzung durch Fremde sich Persien unter dem Scepter der Sassaniden wieder zu einem nationalen Königreich erhob, finden wir, dass die neuen Könige, die Verehrer des Masdanes, sich in den von De Sacy [45]) entzifferten Inschriften „Könige der arischen und nicht-arischen Geschlechter“ nennen, im Pehlevi Irân va Anirân, im Griechischen *Ἀριάνων καὶ Ἀναριάνων*.

Der moderne Name Irán für Persien bewahrt noch immer das Andenken an diesen alten Titel.

Auch in dem Namen Armenien hat man dasselbe Element Arya vermuthen wollen. [46]) Dieser Name kommt indess im Zend nicht vor, und der in den Keilinschriften für Armenien gebrauchte Name Armina ist in seiner Etymologie zweifelhaft. [47]) Im Armenischen wird ari im weitesten Sinne für arisch oder iranisch gebraucht; es bedeutet auch tapfer und wird im Besondern auf die Meder angewandt. [48]) Wenn daher auch das Wort arya in dem Namen Armenien nicht enthalten sein dürfte, so kann doch bewiesen werden, dass es in der armenischen Sprache als ein nationaler und ehrenvoller Name vorhanden gewesen ist.

Westlich von Armenien, an den Gestaden des caspischen Meeres, begegnen wir dem alten Namen Albanien. Die Armenier nennen die Albanier Aghovan und da gh im Armenischen an die Stelle von r oder l tritt, so hat Boré vermuthet, dass auch in Aghovan der Name Aria enthalten sein könne. Jedenfalls ist dies zweifelhaft; aber in den Thälern des Kaukasus treffen wir auf eine arische Race, welche eine arische Sprache redet, nämlich das Os der Osseten, oder, wie sie selbst sich nennen, Iron. [49])

Längs des Caspi-Sees und in dem vom Oxus und Yaxartes durchströmten Lande waren arische und nicht-arische

Stämme Jahrhunderte lang unter einander gemischt. Obgleich zwischen den Ariern und Turaniern ein feindliches Verhältniss stattfand und sie fortwährend einander bekriegten, wie wir aus dem grossen persischen Epos Shahnâmeh erfahren, so folgt daraus noch nicht, dass alle die Nomadenstämme, welche die Niederlassungen der Arier angriffen, von tatarischem Blut waren und Tatarisch sprachen. Turvaśa und seine Nachkommen, welche die Turanier repräsentiren, werden in den spätern epischen Gedichten Indiens als Verfluchte und ihrer Erbschaft in Indien Beraubte beschrieben; aber in den Veda's wird Turvaśa als ein Verehrer arischer Gottheiten dargestellt. Selbst im Shahnâmeh gehen persische Helden zu den Turaniern über und führen sie an gegen Iran, so wie Coriolan die Samniter gegen Rom führte. Daraus können wir es uns erklären, warum so viele turanische oder scythische, von griechischen Schriftstellern erwähnte Namen offenbare Spuren arischen Ursprungs an sich tragen. Aspa war der persische Name für Pferd, und wir können kaum umhin, in den scythischen Namen Aspabota, Aspakara und Asparatha [50]) dasselbe Element wiederzuerkennen. Selbst der Name der aspasischen Berge, welche Ptolemæus nach Scythien verlegt, zeigt einen ähnlichen Ursprung an. Auch ist das Wort Ârya jenseit des Oxus nicht unbekannt. Es kommen dort Völker mit den Namen Ariacae [51]) und Antariani vor. [52]) Ein Scythenkönig zur Zeit des Darius hiess Ariantes. Ein Zeitgenosse des Xerxes ist unter dem Namen Aripithes bekannt (d. h. im Sanskrit aryapati, im Zend airyapaiti); und Spargapithes scheint mit dem Sanskritwort svargapati, Herr des Himmels, in Verbindung zu stehen.

Wir haben so den Namen Ârya von Indien nach Westen zu, von Âryâvarta nach Ariana, Persien, Medien, mit einigem Zweifel nach Armenien und Albanien, nach Iron im Kaukasus und bis zu einigen der Nomadenstämme in Transoxiana verfolgt. Indem wir uns Europa nähern, werden die Spuren dieses Namens undeutlicher, verlieren sich aber doch nicht ganz.

Zwei Strassen standen den Ariern Asiens auf ihren westlichen Wanderungen offen: eine durch Chorasan[53]) nach Norden durch das heutige Russland und von da nach den Küsten des schwarzen Meeres und Thraciens; eine andere von Armenien aus über den Kaukasus oder das schwarze Meer nach dem nördlichen Griechenland und die Donau entlang nach Deutschland. Auf der erstern Strasse hinterliessen nun die Arier eine Spur ihrer alten Wanderung in Thraciens altem Namen Aria; [54]) auf der letztern treffen wir im östlichen Theile Germaniens an der Weichsel einen deutschen Stamm mit dem Namen Arii an. So wie wir in Persien viele Eigennamen fanden, in denen Arya einen wichtigen Bestandtheil bildet, so begegnen uns auch in der deutschen Geschichte wieder Namen wie Ariovistus. [55])

Obgleich wir bei den Griechen und Römern vergebens nach Spuren dieses alten Nationalnamens forschen, so scheinen es neuere Forschungen wenigstens wahrscheinlich gemacht zu haben, dass er am äussersten Westende der arischen Wanderungen in dem Namen Irlands aufbewahrt ist. Die gewöhnliche Etymologie giebt dem Namen Erin die Bedeutung „Insel des Westens", iar-innis oder „Land des Westens", iar-in. Dies ist aber ein offenbarer Irrthum. [56]) Der alte Name lautet Erin im Nominativ, in neuerer Form Eire. Nur in den Casibus obliquis erscheint das n am Ende, wie in regio, regionis. Erin ist daher als eine Ableitung von Er oder Eri erklärt worden, welches der alte Name der irischen Celten sein soll, wie er sich in dem angelsächsischen Namen ihres Landes, Íraland, erhalten hat. [57]) Es wird von O'Reilly behauptet — obschon dies Andere läugnen — dass „er" im Irischen in der Bedeutung e d e l wie der Sanskritstamm ârya gebraucht werde. [58])

Einige der auf unserer Entdeckungsreise nach dem alten Namen der arischen Familie gesammelten Thatsachen mögen zweifelhaft erscheinen und ich habe selbst darauf hingewiesen, dass einige Glieder der den uralten Namen Indiens mit dem jetzigen Namen Irlands verbindenden, also sowohl zeitlich als

räumlich gewaltig langen Kette schwächer sind, als die übrigen. Aber die Hauptglieder halten dennoch fest. Namen von Ländern, Völkern, Flüssen und Bergen haben eine ausserordentliche Lebenskraft und bestehen fort, wenn auch Städte, ganze Reiche und Nationen von der Weltbühne verschwinden. Rom führt heute noch seinen alten Namen und wird wahrscheinlich auf ewige Zeiten den Namen behalten, welchen die ältesten Lateiner und Sabiner ihrer Colonie gaben, und wo wir nur den Namen Rom finden, sei es in der Wallachei, welche die Einwohner Rumania nennen, oder in den Dialekten Graubündtens, dem Rumonschen oder in dem Titel Romanische Sprachen, da wissen wir auch, dass uns irgend ein durchlaufender Faden nach dem Rom des Romulus und Remus zurückführt, nach jener uralten Feste der Krieger Latiums. Die jetzt in Trümmern liegende Stadt an der Mündung des obern Zab, welche jetzt gewöhnlich mit dem Namen Nimrud bezeichnet wird, heisst bei den arabischen Geographen Athur und in Athur erkennen wir den alten Namen Assyriens, den Dio Cassius Atyria schreibt, indem er bemerkt, dass die Barbaren das Sigma in Tau verwandelten. Assyria heisst in den Inschriften des Darius Athurâ.[59]) Wir hören von Schlachten am Sutledsch und wollen kaum glauben, dass das Schlachtfeld der Seikhs fast dasselbe war, auf dem Alexander die Könige des Pendschâb bekämpfte; aber Sutledsch ist der Name desselben Flusses, der bei Alexander Hesudrus, bei den Indiern Śatadru heisst und in den ältesten Veda-Hymnen (ungefähr 1500 v. Chr.) finden wir einen Kriegsgesang, der sich auf eine auf den beiden Ufern desselben Flusses gefochtene Schlacht bezieht.

Es ist ohne Zweifel sehr bedenklich, sich auf blosse Aehnlichkeiten von Namen zu verlassen. Grimm mag Recht haben, wenn er behauptet, dass die Arii des Tacitus ursprünglich Harii hiessen und dass ihr Name mit Ârya nicht zusammenhängt; da aber die Ansichten auf beiden Seiten sich auf blosse Conjecturen stützen, so mag dies eine offene Frage bleiben. In den meisten Fällen wird jedoch die genaue Be-

obachtung der jeder Sprache eigenthümlichen Lautgesetze jede Ungewissheit entfernen. Grimm vermuthete in seiner Geschichte der deutschen Sprache (S. 238), dass Hariva, der Name von Herat in der Keilschrifturkunde des Darius, mit den Ariern, dem Namen, den, wie wir sahen, Herodot den Medern giebt, in Verbindung stehe. Dies ist unmöglich, denn die Aspiration zu Anfang der Form Hariva weist auf ein Wort hin, welches im Sanskrit mit einem S und nicht mit einem Vocal, wie Ârya, anfängt. Die folgenden Bemerkungen werden dies erläutern.

Herat heisst sowohl Herat als Heri,[60]) und der Fluss, an dem es liegt, heisst Heri-rud. Dieser Fluss Heri wird von Ptolemæus Areias[61]) genannt, von andern Schriftstellern Arius, und Aria ist der dem Lande gegebene Name, welches zwischen Parthien (Parthuwa) im Westen, Margiana (Marghush) im Norden, Baktrien (Bakhtrish) und Arachosien (Harauwatish) im Osten und Drangiana (Zaraka) im Süden, liegt. Dies ist jedoch, obgleich das h zu Anfang fehlt, nicht das von Strabo beschriebene Ariana, sondern ein für sich bestehendes Land, das nur einen Theil desselben bildet. Man nimmt an, dass es dasselbe sei, wie das Haraiva (Hariva) der Keilschrifturkunden, obgleich dies zweifelhaft ist. Es wird aber im Zend-avesta unter dem Namen Harôyu[62]) als das sechste von Ormuzd erschaffene Land erwähnt. Man kann diesen Namen mit dem h zu Anfang selbst über die Zeit Zoroaster's hinaus verfolgen. Die Anhänger des Zoroaster kamen als Colonisten aus dem nördlichen Indien. Sie hatten eine Zeitlang mit dem Volke zusammen gelebt, dessen heilige Gesänge uns in den Veda's erhalten sind. Eine Spaltung trat ein und die Zoroastrier wanderten westwärts nach Arachosien und Persien. Auf ihren Wanderungen thaten sie dasselbe, wie die Griechen bei der Gründung neuer Colonien, wie die Amerikaner bei der Erbauung neuer Städte: sie gaben den neuen Städten und den Flüssen, an denen sie sich niederliessen, die Namen ihnen bekannter Städte und Flüsse, die sie an die heimathlichen Gegenden, welche sie

verlassen hatten, erinnern sollten. Da nun das persische h auf ein Sanskrit-s hinweist, so würde Harôyu im Sanskrit Sarôyu lauten. Einer der heiligen Flüsse Indiens, ein in den Veda erwähnter Fluss, der in den epischen Gedichten als der Fluss Ayodhyâ's, einer der ältesten Hauptstädte Indiens, des modernen Awadh oder Hanumán-gaṛhí (Oude), berühmt ist, trägt den Namen Sarayu, heutzutage Sardju. [63])

Da nun die vergleichende Sprachforschung den alten Namen Ârya von Indien bis nach Europa verfolgt hat, als den von den Ariern vor ihrem Wegzuge aus der Heimath angenommenen, ursprünglichen Volksnamen, so erscheint es ganz natürlich, dass er zum technischen Ausdruck für eine Sprachenfamilie gewählt wurde, welche ehedem als die indogermanische, indo-europäische, kaukasische, oder japhetische bezeichnet wurde.

Siebente Vorlesung.

Die wesentlichen Bestandtheile der Sprache.

Unsere Analyse einiger Nominal- und Verbalformen in der arischen oder indo-europäischen Sprachenfamilie hat uns gelehrt, dass diese grammatischen Formen wohl auf den ersten Blick sehr geheimnissvoll und verwickelt erscheinen können, dennoch aber thatsächlich aus einem sehr einfachen Process hervorgegangen sind. Es scheint zuerst eine fast vergebliche Mühe zu sein, sich mit Fragen, warum die Endung te das gegenwärtige liebe in die Vergangenheit, oder warum die Endung ai im Französischen aimer in die Zukunft stellt, zu befassen; aber wenn wir diese grammatischen Formen einmal unter das Mikroskop der vergleichenden Grammatik stellen, so gewinnen sie und alle andern ein ganz anderes und viel verständlicheres Aussehen. Wir erkannten bereits in Allem, was wir heute Endung nennen, das ursprünglich unabhängige selbständige Wort. Nachdem diese Wortaffixe mit dem Begriffworte, dessen Bedeutung sie modificiren sollten, zusammengewachsen waren, schliffen sie sich allmählig zu blossen Silben und Buchstaben ab, die, an sich bedeutungslos, doch ihre frühere Macht und Unabhängigkeit durch die Modification darlegen, welche sie fortwährend in der Bedeutung der Wörter, denen sie angehängt werden, hervorzubringen vermögen. Die wahre Natur der grammatischen Endungen wurde zuerst von einem Philosophen erkannt, welcher,

so kühn und abenteuerlich auch einige seiner Speculationen sein mögen, doch manchen tiefen Blick in das wirkliche Leben und allmählige Wachsthum der Sprache gethan hat, ich meine Horne Tooke. Ueber die Endungen schreibt derselbe Folgendes:[1])

„So viel ich glaube, habe ich gute Gründe, anzunehmen, dass alle Endungen ebenfalls auf ihren respectiven Ursprung zurückgeführt werden können und dass sie trotz ihres gegenwärtigen künstlichen Aussehens ursprünglich nicht durch eine vorher berechnende und überlegende Kunst hervorgebracht wurden, sondern besondere Wörter waren, welche mit der Zeit corrumpirt wurden und mit den Wörtern, für deren Endungen sie jetzt gehalten werden, zusammenwuchsen. Doch es war weniger wahrscheinlich, dass dies Andere vermutheten, und wenn sie es vermuthet hätten, so hätten sie nach ihrem Reiseziel viel weiter und auf einer viel beschwerlichern Strasse reisen müssen, da die Corruption in jenen Sprachen schon viel länger fortbestanden hat, als in der unsrigen (englischen) und zugleich verwickelter ist."

Obgleich nun aber Horne Tooke die Strasse ganz richtig aufgefunden hatte, welche er verfolgen musste, um den Ursprung der grammatischen Endungen aufzudecken, so fehlten ihm selbst doch die Mittel, das Ziel seiner Reise zu erreichen. Die meisten seiner Erklärungen sind ganz unhaltbar und man ist bei der Durchlesung seines Buches (Diversions of Purley) ganz verwundert, wie ein Mann von so klarem, scharfen Geiste und mit einem, von so gesunden und richtigen Principien geleiteten Urtheile sich zu so ganz unwahren Schlussfolgerungen verleiten lassen konnte; seine mangelhafte Kenntniss der Thatsachen ist freilich ein triftiger Entschuldigungsgrund.

Wenn wir sehen, dass grammatische Endungen sich stets auf selbständige Wörter zurückführen lassen, so lernen wir auch zu gleicher Zeit, dass die wesentlichen Bestandtheile der Sprache, welche am Ende einer vollständigen grammatischen Analyse in unserm Schmelztiegel zurückbleiben,

zweier Art sind, nämlich prädicative und demonstrative Wurzeln.

Wurzel oder Radical nennen wir alles das, was sich in den Wörtern einer Sprache oder Sprachenfamilie nicht auf eine einfachere oder ursprünglichere Form zurückführen lässt. Es wird zweckmässig sein, dies an ein paar Beispielen zu zeigen; aber anstatt eine Anzahl Wörter aus dem Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen herauszugreifen und ihre Spur bis zu dem gemeinsamen Mittelpunkt zu verfolgen, dürfte es lehrreicher sein, mit einer Wurzel anzufangen, welche schon entdeckt ist, und ihr in ihren Wanderungen von Sprache zu Sprache zu folgen. Ich nehme die Wurzel AR, auf welche schon in der letzten Vorlesung bei der Betrachtung des Wortes Ârya angespielt wurde, und wir werden so, indem wir ihre Verzweigung untersuchen, zu gleicher Zeit erfahren, warum gerade dieser Name von den Ackerbau treibenden Nomaden, den Vorfahren der Arya-Race, gewählt wurde.

Diese Wurzel AR[2]) bedeutet pflügen, ackern. Von ihr leitet sich her das lateinische ar-are, das griechische ar-ûn, das irische ar, das litthauische ar-ti, das russische ora-ti, das gothische ar-jan, das angelsächsische er-jan, das modern-englische to ear. Shakespeare sagt (Richard II., 3, 2): „to ear the land that has some hope to grow.“ Wir lesen 5 Mos. 21, 4: a rough valley which is neither eared nor sown, ein Grund, der weder gearbeitet noch besäet ist.

Von dieser Wurzel wird der Name des Pfluges, des Werkzeugs zur Art,[3]) abgeleitet: lat. ara-trum; griech. arotron; böhm. oradlo; litthauisch arklas; cornisch aradar; wallisisch arad;[4]) altnorsisch ardhr. Im Altnorsischen hat indess ardhr, das ursprünglich Pflug bedeutete, die Bedeutung Erwerb, Wohlstand angenommen, da der Pflug in frühen Zeiten für den Bauer ein wichtiges Besitzstück war. Auf ähnliche Weise wurde der lateinische Name des Geldes, pecunia, von pecus, Vieh, abgeleitet. Ja selbst von dem deutschen Wort Vieh lässt sich Aehnliches behaupten; es heisst im Gothischen

faihu und feoh im Angelsächsischen, wo es Vieh und Wohlstand bedeutet; im Altenglischen finden wir aber dafür feh und dem entspricht wieder das modern-englische fee, das bekanntlich Honorar, Sporteln, Trinkgeld bedeutet.[5])

Die Handlung des Pflügens heisst im Lateinischen aratio, im Griechischen arosis, und ich glaube, dass arôma (Wohlgeruch) denselben Ursprung hatte, denn was ist lieblicher und aromatischer, als der Geruch eines gepflügten Feldes? In der Genesis, 27, 27 sagt Jacob: „Der Geruch meines Sohnes ist wie ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat.“

Eine noch ursprünglichere Formation der Wurzel ar scheint das griechische era, Erde, im Sanskrit irâ, im Althochd. ero, im Gälischen ire, irionn. Es bedeutete ursprünglich das gepflügte Land, nachher die Erde im Allgemeinen[6].) Selbst das Wort Erde, engl. earth, goth. airtha,[7]) das angelsächs. eorthe muss ursprünglich als gepflügtes, beackertes Land gefasst werden. Das ganz wie jumentum gebildete Derivativum armentum würde natürlich auf jedes zum Pflügen oder zu anderer Feldarbeit brauchbare Thier, sei es ein Ochse oder ein Pferd, anzuwenden sein.

Da der Ackerbau in jenem frühen Zustande der Gesellschaft, während dessen, wie wir annehmen müssen, die meisten unserer arischen Wörter gebildet sind und ihre bestimmten Bedeutungen gewonnen haben, die wichtigste Arbeit war, so erscheint es uns ganz erklärlich, wie ein Wort, welches ursprünglich diese besondere Art von Arbeit bezeichnete, später für jede Arbeit im Allgemeinen gebraucht werden konnte. Die allgemeine Tendenz in dem Wachsthum der Wörter und ihrer Bedeutungen richtet sich vom Speciellen zum Allgemeinern; so nahm gubernare, welches sich ursprünglich auf die Steuerung eines Schiffes bezog, die allgemeine Bedeutung des Lenkens, Regierens an. Das englische equip, welches ursprünglich „ein Schiff ausrüsten“ hiess (franz. équiper und esquif, von schifo, Schiff), hat allmählig die Bedeutung einer Ausrüstung im Allgemeinen angenommen.[8]) Auch das deutsche Arbeit hat keine Spur jener speciellen Beziehung beibehalten,

eben so wenig wie seine Ableitungen arbeitsam u. s. w. Auch im Gothischen drückt arbaiþs im Allgemeinen Mühe und Beschwerde aus; aber im Altnorsischen bedeutet erfidhi vorzugsweise das Pflügen und nachher Arbeit im Allgemeinen, und dasselbe Wort im Angelsächsischen, earfodh oder earfedhe, ist Arbeit. Natürlich könnten wir auf gleiche Weise annehmen, dass, wie das engl. labourer, das zunächst allgemein einen Arbeiter bezeichnet, zu der speciellen Bedeutung eines Ackerarbeiters kam, ebenso das deutsche Arbeit ursprünglich eine allgemeine Bedeutung gehabt und im Altnorsischen erst auf die Arbeit des Pflügens bezogen worden sei.[9]) Da aber die Wurzel von erfidhi ar zu sein scheint, erscheint uns die erste Erklärung als die wahrscheinlichere. Ausserdem bedeutet das einfache ar im Altnorsischen Pflügen und Arbeit und das Althochdeutsche art hat gleichfalls die Bedeutung Pflügen.[10])

Ἄρουρα und arvum, geackertes oder bestelltes Land, sind sicher auf die Wurzel ar, pflügen, zu beziehen, und da das Pflügen nicht nur eine der frühesten Arten von Arbeit, sondern eine der ursprünglichsten Künste war, so möchte auch wohl ars, artis (franz. und engl. art) ursprünglich jene Kunst der Künste bezeichnet haben, die Kunst des Ackerbaues, welche den Sterblichen von der Göttin aller Weisheit zuerst gelehrt wurde. Im Althochdeutschen bedeutet arunti (im Angelsächsischen aerend) einfach Werk; aber auch sie mögen ursprünglich das specielle Werk des Ackerbaues bezeichnet haben. Im englischen errand und errand-boy ist dasselbe Wort noch vorhanden.[11])

Ar bedeutete aber nicht bloss pflügen, ackern, sondern wurde schon in sehr früher Zeit auf das Durchpflügen des Meeres, das Rudern übertragen. So sagt Shakespeare:

> Make the sea serve them; which they e a r and wound
> With keels.[12])

Man findet, dass das Sanskrit in ähnlicher Weise von ar das Substantiv aritra nicht in der Bedeutung Pflug, sondern R u d e r herleitet. Im Angelsächsischen begegnen wir

der einfachen Form âr, engl. oar, Ruder, gleichsam der Pflugschaar des Wassers. Die Griechen hatten auch die Wurzel ar in dem Sinne des Ruderns gebraucht; denn ἐρέτης [13]) ist im Griechischen ein Ruderer und ihr Wort τριήρης bedeutete ursprünglich ein Schiff mit drei Rudern oder drei Ruderreihen, eine Trireme, einen Dreiruderer. [14])

Diese Vergleichung des Pflügens und Ruderns kommt in den alten Sprachen häufig vor. Das deutsche Wort Pflug, engl. plough, slavisch ploug, ist mit dem Sanskritwort plava, [15]) Schiff, und mit dem griechischen ploion, ein Fahrzeug, zusammengestellt worden. So wie die Arier von einem, das Meer durchpflügenden Schiff sprachen, so sprachen sie auch von einem über die Felder hinsegelnden Pflug, und so kam es, dass derselbe Name beiden Werkzeugen beigelegt wurde. [16]) In englischen Dialekten wird plough oder plow noch immer in dem allgemeinen Sinn eines Wagens oder Fuhrwerks gebraucht. [17])

Wir könnten die Absenker dieser Wurzel ar noch weiter verfolgen, aber die Zahl der Wörter, welche wir in verschiedenen Sprachen untersucht haben, wird genügen, um zu zeigen, was unter einer prädicativen Wurzel zu verstehen ist. In allen diesen Wörtern ist ar das radicale Element, alles Uebrige gehört zur Wortbildung. Die Wurzel ar wird prädicativ genannt, weil sie in jeder Zusammensetzung, in die sie eintritt, ein und dieselbe Grundvorstellung ausspricht, sei es nun ein Pflug, ein Ruder, ein Ochs oder ein Ackerfeld. Selbst in einem Worte wie artistisch kann die prädicative Kraft der Wurzel ar noch erkannt werden, obgleich sie schon sehr in den Hintergrund getreten ist und man das forschende Auge mit künstlichen Gläsern bewaffnen muss. Die Brahmanen in Indien, welche sich Ârya nannten, waren sich des eigentlichen Ursprungs dieses Namens und seiner Beziehung zu dem Ackerbau nicht klarer bewusst, als der Künstler in den Ländern romanischen Dialekts, der von seiner art [18]) als einer göttlichen Inspiration spricht und nicht vermuthet, dass

dieses so edle, hochgestellte Wort ursprünglich nur auf das Pflügen zu beziehen war.

Wir gehen nun zur Untersuchung einer andern Wortfamilie über, um zu sehen, durch welchen Process die radicalen Elemente der Wörter zuerst aufgefunden wurden.

Wir wählen das Fremdwort respectabel (engl. respectable). Schon die Endung lässt auf seinen lateinischen Ursprung schliessen, *obgleich sich dies vom engl. respectable nicht so unbedingt behaupten liesse, da die Engländer ihr able auch mitunter angelsächsischen Stämmen anfügen, z. B. readable, eatable, burnable u. s. w.* In respectabilis erkennen wir leicht das Verbum respectare und die Endung bilis. Wir trennen dann das Präfix re ab und behalten spectare, welches als eine Participialbildung auf das lateinische Verbum spicere oder specere (schauen, erblicken) zurückweist. In specere unterscheiden wir wieder zwischen der veränderlichen Endung ere und dem unveränderlichen spec, das wir die Wurzel nennen. Von dieser Wurzel erwarten wir nun, dass sie sich im Sanskrit und den andern arischen Sprachen vorfinden werde, was auch wirklich der Fall ist. Im Sanskrit hat die gebräuchlichere Form paś, sehen, kein s zu Anfang; aber spaś wird auch in spaśa (Spion), in spashṭa (vi-spashṭa), klar, offenbar, und in dem spaś (Wächter) der Veda's gefunden. In der teutonischen Familie finden wir spëhôn im Althochdeutschen = spähen, speha = Spion (engl. spy, franz. espion). [19] Im Griechischen ist die Wurzel spek in skep verwandelt, welches dem Verb skeptomai, um sich sehen, beschauen, zu Grunde liegt; davon wird ferner skeptikos, zum Betrachten geschickt und geneigt, ein Skeptiker, *wie vorzugsweise die Pyrrhoniker hiessen, ferner skopos, ein Schauer, Kundschafter, skopein, spähen*, und episkopos, ein Aufseher, Bischof, hergeleitet. Untersuchen wir nun die mannigfachen Verzweigungen dieser Wurzel. Mit respectabel anfangend, fanden wir, dass es ursprünglich eine Person bezeichnete, welche Respect, Rücksicht verdient. Wir gehen an gewöhnlichen Gegenständen oder Personen vorüber, ohne auf sie zu achten,

während wir uns umwenden, um auf diejenigen nochmals zurückzublicken, welche unsere Achtung, Bewunderung, überhaupt Berücksichtigung verdienen. Dies war die Grundbedeutung von Respect und respectabel, und wir dürfen uns auch nicht wundern, wenn wir erwägen, dass das Wort nobel (lat. nobilis) ursprünglich nur den Begriff einer Person hinstellte, welche gekannt zu werden verdient; denn nobilis steht für gnobilis, so wie nomen für gnomen, natus für gnatus.

„Rücksichtlich“ ist heutzutage fast zu einer blossen Präposition geworden; denn wenn wir sagen: „Rücksichtlich dieses Wortes habe ich nichts mehr zu bemerken,“ so heisst das kaum mehr als: „Ich habe über dieses Wort nichts mehr zu bemerken.“ Ebenso braucht der Engländer „with respect to“.

So wie wir ferner beim Umsehen eine einzelne Person oder Sache ins Auge fassen, so wird das Adjectiv respectiv und das Adverb respective fast in demselben Sinne wie mit Beziehung auf das Einzelne (franz. spécialement) gebraucht.

Das englische respit ist eine normannische Modification des lateinischen respectus, franz. répit. Répit bedeutete ursprünglich das Zurückblicken, den Rückblick auf die ganze Sachlage. Ein Angeklagter erhielt so und so viel Tage ad respectum, um seinen Rechtsfall nochmals zu prüfen. Später sagte man, dass ein Gefangener ein respit, eigentlich eine Zeit zur nochmaligen Untersuchung, eine Frist, einen Aufschub erhalten habe, und zuletzt wurde sogar ein Verbum gebildet und man sagte, dass er „respitirt“ worden sei. [20])

So wie specere, spähen, mit der Präposition re zu der Bedeutung Respect kam, so bildet es mit der Präposition de das lateinische despicere, auf etwas herabsehen, engl. to despise, verachten. Das französische dépit (altfranz. despit)[21]) bedeutet nicht mehr Verachtung, obgleich es das lateinische despectus ist, sondern vielmehr Aerger, Verdruss; se dépiter heisst böse werden, *dépiteux ärgerlich.* „En dépit de qn.“ ist ursprünglich „in Missachtung Jemandes, ihm zum Aerger“, dann „ihm zum Trotz“, und die englischen Ausdrücke spite,

in spite of, spiteful sind blosse Abkürzungen von Wortformen, *für deren Bedeutung das weggelassene de eigentlich sehr wesentlich war*.

So wie de von oben herab, so bedeutet sub von unten hinauf und giebt mit specere verbunden suspicere, suspicari, empor-, aufblicken, ferner beargwöhnen.[22]) Davon leiten die Engländer ihr suspect, suspicion, suspicious, die Franzosen soupçon.[23])

Da circum im Kreis herum bedeutet, so ist circumspicere sofort verständlich; im Englischen leitet man davon circumspect ab, umsichtig, vorsichtig, behutsam *(frz. circonspect)*.

In, hinein, giebt inspicere, hineinsehen; davon in mehreren Sprachen Inspector, Inspection.

Mit ad verbindet sich specere zu adspicere, anblicken, daher adspectus, Aspect, Ansicht, Aussicht, Aussehen.

Durch die Zusammensetzung mit pro wurde prospicere, vorwärts blicken, vorsehen und vorhersehen, gebildet und daraus entstanden wieder Wörter wie prospectus, prospective (engl.). Mit con bildet sich conspicere, sein Augenmerk auf etwas richten, ferner conspectus, conspicuous (engl.). Aehnliche Zusammensetzungen geht das von dem Particip von specere abgeleitete spectare ein, z. B. mit ex, expectare, engl. to expect, erwarten, nebst seinen Derivatis.

Das englische auspicious (Glück weissagend) enthält unsere Wurzel ebenfalls als zweiten Bestandtheil. Das lateinische auspicium steht für avispicium und bedeutete das Ausspähen nach dem Fluge gewisser Vögel, der für den Erfolg irgend einer öffentlichen oder privaten Handlung von guter oder schlimmer Vorbedeutung sein sollte. Daher nimmt auspicious geradezu den Sinn: günstig, glücklich an *und man sagt nach lateinischem Muster noch heute: Unter den Auspicien dieses Regenten etc.* Haruspex ist bekanntlich ein ähnlich gebildetes Wort und bezeichnet eine Person, welche die Eingeweide beschaut und aus ihnen die Zukunft verkündet.

Von specere bildete man ferner speculum, Spiegel, *und specula, Ort zum Spähen, Warte*, und davon wieder specu-

lari, ausspähen, speculiren, Speculation, speculativ und Aehnliches in andern neuern Sprachen.

Doch noch viele andere Schösslinge wuchsen aus dieser Wurzel hervor. Das lateinische speculum, Spiegel, wurde im Italienischen zu specchio und kam, wenn auch auf einem Umwege, nach Frankreich, um das Adjectiv espiègle, verschmitzt, zu bilden. Der Ursprung dieses französischen Wortes ist sehr sonderbar. Bekannt sind die Schwänke unseres deutschen Eulenspiegels, dessen Name früh im Mittelalter, als man auch Schwabenspiegel, Laienspiegel sagte, aufgekommen sein mag. Die Franzosen übersetzten diese Schwänke und lernten den Helden derselben zuerst unter dem Namen Ulespiègle kennen, woraus sie dann espièglerie bildeten und espiègle wurde überhaupt der Name für einen Schalksnarren. [24])

Da die Franzosen nicht nur aus dem Lateinischen, sondern auch aus den teutonischen Sprachen Wortformen entlehnten, so finden wir bei ihnen neben den directen Ableitungen von specere auch das altdeutsche spëhôn, nur wenig maskirt, als épier, ital. spiare, spioniren. Das altdeutsche spëha (Späher) erscheint im Altfranzösischen als espie, jetzt espion.

Einer der knospenreichsten Zweige derselben Wurzel ist das lateinische species. Mögen wir nun species in der Bedeutung einer fortwährenden Aufeinanderfolge ähnlicher Individuen in den stetig zusammenhängenden Generationen auffassen (Jussieu), oder es nur als eine Gedankenkategorie existiren lassen (Agassiz), es sollte jedenfalls ursprünglich eine wörtliche Uebersetzung des griechischen εἶδος in seinem Gegensatz zu γένος, genus, sein. Die Griechen classificirten alle Dinge ursprünglich nach ihrem Geschlecht und ihrer Gestalt, und obgleich diese Ausdrücke später durch Aristoteles ihre philosophische Erklärung erhielten, so ist doch ihre etymologische Bedeutung wirklich nicht bloss die einfachste, sondern auch die angemessenste. Die Dinge können classificirt werden, entweder weil sie demselben genus oder Geschlechte angehören, d. h. weil sie denselben Ursprung hatten, was eine

genealogische Classification giebt, oder weil sie dieselbe äussere Erscheinung, eidos, oder Gestalt zeigten, ohne einen gemeinsamen Ursprung zu beanspruchen, und dies giebt uns eine morphologische Classification. Aber im aristotelischen und nicht in seinem etymologischen Sinne wurde das griechische eidos im Lateinischen mit species, was die Unterabtheilung eines genus, die Classe einer Familie, die Art, bezeichnen sollte, übersetzt. Die Franzosen machten daraus espèce, Gattung und das deutsche speciell trat als die Gattung bezeichnend dem Generellen oder Allgemeinen gegenüber und special nahm im Englischen noch überdies die Bedeutung des Aussergewöhnlichen, z. B. in special train (Extrazug), special messenger (expresser Bote) an, worin denn freilich der Grundbegriff der Sanskritwurzel spaś fast ganz verschwunden ist. Wir sagen specificiren und im Englischen hört man den Ausdruck specify (namentlich oder einzeln angeben) noch häufiger, z. B. a man species his grievances. Woher nun diese Bedeutung? Specificus im mittelalterlichen Latein ist eine buchstäbliche Uebersetzung des griechischen eidopoios, ein eidos, ein Bild, eine species oder Art machend, darstellend. Was nun bei der Classification eine Species darstellt, ist eben jene besondere Qualität, welche zu andern, an allen Gliedern eines Geschlechts gemeinschaftlich vorhandenen Qualitäten noch hinzutretend, eine Classe von allen andern unterscheidet. So ist der specifische Charakter, welcher den Menschen von allen andern Thieren unterscheidet, die Vernunft oder Sprache. Specifisch nahm daher die Bedeutung unterscheidend oder unterschieden an und das Zeitwort specificiren die Bedeutung des stückweisen und besondern Aufzählens. Interessant ist noch das ebenfalls hierher gehörige französische épicier, ursprünglich ein Specerei- oder Gewürzhändler. Man sprach von den verschiedenen Droguen oder Specereien, welche der Apotheker verkaufte, mit gelehrter Miene wie von Species, nicht wie von Droguen im Allgemeinen, sondern wie von besondern Specereien und Special-Arzneimitteln. Daher heisst der Chemiker oder Apotheker im Italienischen noch heute

speziale, sein Laden spezieria.[25]) Im Französischen nahm species, welches regelmässig in espèce überging, eine neue Form an, um Specereien auszudrücken, nämlich épices, engl. spices; *pain d'épices entspricht unserm Pfefferkuchen, der seinerseits an Zeiten erinnert, wo „Pfeffer" im Deutschen eine allgemeinere Bedeutung hatte.* Versucht man nun Formen, wie Specerei oder Speciesthaler auf die einfache Wurzel specere zurückzuführen, so erkennt man jene wunderbare Macht der Sprache, welche aus wenigen einfachen Elementen eine Mannigfaltigkeit von Worten herauszuentwickeln vermochte, welche von der unbegränzten Mannigfaltigkeit der Natur selbst kaum übertroffen wird.[26])

Ich sage „aus wenigen einfachen Elementen", denn die Zahl der sogenannten vollen prädicativen Wurzeln, wie ar oder spaś, ist wirklich nur gering.

Alle Wurzeln sind einsilbig.[27]) Wenn sie aus mehr als einer Silbe bestehen, so lässt es sich stets beweisen, dass sie abgeleitete Wurzeln sind, und selbst die einsilbigen lassen sich wieder in primitive, secundäre und tertiäre Wurzeln zerlegen.

A. Primitive Wurzeln sind solche, welche bestehen

1) aus einem Vocal, z. B. i, gehen;
2) aus einem Vocal und einem Consonanten, z. B. ar, oder ad, essen;
3) aus einem Consonanten und einem Vocal, z. B. dâ, geben.

B. Secundäre Wurzeln sind solche, welche

aus einem Consonanten, einem Vocal und einem Consonanten bestehen, z. B. tud, stossen.

In diesen Wurzeln lässt entweder der erste oder der letzte Consonant Modificationen zu, *d. h. er bezeichnet mittelst derselben die verschiedenen Schattirungen der in der ursprünglichen Wurzel liegenden allgemeinen Bedeutung.*

C. Tertiäre Wurzeln sind solche, welche bestehen

1) aus zwei Consonanten mit folgendem Vocal, z. B. plu, fliessen;

2) aus zwei Consonanten mit vorhergehendem Vocal, z. B. ard, verletzen;

3) aus zwei Consonanten, einem Vocal und einem Consonanten, z. B. spaś, spähen;

4) aus zwei Consonanten, einem Vocal und zwei Consonanten, z. B. spand, zittern.

Die primären Wurzeln sind die wichtigsten in der ältesten Geschichte der Sprache; da aber ihre prädicative Macht im Allgemeinen einen zu unbestimmten Charakter an sich trägt, um den Zwecken des Gedankenausdrucks gut dienen zu können, so haben sich die secundären und tertiären Wurzeln bald fast überall an ihre Stelle gedrängt.

An den secundären Wurzeln können wir häufig beobachten, dass einer der Consonanten, in den arischen Sprachen gewöhnlich der letzte, gewisse Abänderungen zulässt. Die Wurzel behält ihre allgemeine Bedeutung und diese wird durch die Abänderungen des Endconsonanten nur ein wenig modificirt oder specialisirt. So hat man neben tud (tudati) im Sanskrit tup (topati, tupati und tumpati) mit der Bedeutung schlagen; griechisch typ-to. Man begegnet auch der Form tubh (tubhnâti, tubhyati, tobhate), schlagen, und nach den Angaben der Sanskrit-Grammatiker tuph (tophati, tuphati, tumphati). Dann giebt es eine Wurzel tuj (tunjati, tojati), schlagen, erregen; eine andere tur (tutorti), welcher ungefähr dieselbe Bedeutung beigelegt wird; endlich tûr (tûryate), verletzen; eine weitere Ableitung turv (tûrvati) heisst schlagen, besiegen; ferner tuh (tohati) quälen; endlich tuś (tośate), das nach den Sanskritgrammatikern ebenfalls „schlagen“ bedeutet.

Obgleich wir nun alle diese Verbalbasen Wurzeln nennen, so stehen sie doch zu der ersten Classe ungefähr in demselben Verhältniss, wie die semitischen Stämme mit drei Buchstaben zu den ursprünglichern mit nur zwei Buchstaben.[28])

In der dritten Classe werden wir finden, dass einer der zwei Consonanten immer ein Halbvocal, Nasal- oder Zischlaut ist, da diese veränderlicher sind, als die andern Consonanten, und wir können fast immer den spätern Ursprung des

einen Consonanten nachweisen, der dann der Wurzel mit zwei Consonanten noch angefügt ist, um ihr eine speciellere Bedeutung zu geben. So haben wir neben spaś die Wurzel paś und selbst diese Wurzel ist von Pott auf ein ursprünglicheres aś zurückgeführt worden. So ist vand eine blosse Verstärkung der Wurzel vad, so wie mand von mad, yu-na-j und yu-n-j von yuj. Die Wurzeln yuj, verbinden, und yudh, fechten, deuten beide auf eine einfache Wurzel yu, vermischen, zurück, welche uns auch im Sanskrit erhalten ist. Es ist leicht einzusehen, dass eine Wurzel, welche die allgemeine Bedeutung des Mischens oder Beisammenseins hat, gebraucht wurde, um sowohl die freundschaftliche Verbindung, als das feindliche Zusammentreffen im Kampfe zu bezeichnen, *vgl. congredi*; aber ebenso leicht sehen wir ein, dass die Sprache in ihrer Fortentwickelung zur Deutlichkeit und Bestimmtheit eine Unterscheidung zwischen den beiden Bedeutungen wünschte und die beiden Derivata yuj und yudh gern benutzte, um diese Unterscheidung auch äusserlich zu markiren.[29])

Die Sanskritgrammatiker haben den gesammten Sprachschatz des Sanskrit auf 1706 Wurzeln zurückgeführt,[30]) d. h. sie haben so viele Radicale zugelassen, um nach ihrem System grammatischer Ableitung von ihnen alle im Sanskrit vorkommenden Nomina, Verba, Adjectiva, Pronomina, Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen herzuleiten. Unserer Erklärung der Wurzel zufolge müsste indessen diese Zahl 1706 noch beträchtlich verkleinert werden und obgleich einige neue Wurzeln zugefügt werden müssten, welche den Sanskritgrammatikern bisher entgangen waren, dürfte sich doch die Zahl primitiver Wortklänge, die eine bestimmte Bedeutung ausdrücken und für die etymologische Analyse des ganzen Sanskritwörterbuchs nothwendig gebraucht werden, noch nicht einmal auf ein Drittel jener Zahl belaufen. Das Hebräische ist auf etwa 500 Wurzeln[31]) zurückgeführt worden und ich bezweifle es, dass man im Sanskrit eine grössere Zahl anzunehmen braucht. Dies offenbart einen Geist weiser Beschränkung von Seiten der Ursprache; denn

die Möglichkeit, neue Wurzeln für jede neue Anschauung zu bilden, war ja fast gränzenlos. Wenn wir selbst nur 24 Buchstaben annehmen, so beläuft sich die Zahl biliteraler und triliteraler Verbindungen, also auch solcher Wurzeln, im Ganzen schon auf 14,000;[32]) obgleich nun das Chinesische weder Composita nach Derivata bildet und also mehr Wurzeln als irgend eine andere Sprache brauchen müsste, begnügt es sich doch mit ungefähr 450 Wurzeln. Mit diesen 450 Klängen, deren Zahl sich durch verschiedene Accente und Betonungen auf 1263 steigert, haben die Chinesen einen Schatz von 40,000 bis 50,000 Wörtern aufgehäuft.[33])

Es ist indessen klar, dass man ausser diesen prädicativen Wurzeln noch einer andern Classe radicaler Elemente bedarf, um die ganze Entwickelung einer Sprache vollständig erklären zu können. Mit den 400 bis 500 prädicativen Wurzeln, die ihr zur Verfügung standen, würde die Sprache nicht in Verlegenheit gekommen sein, Wörter für alle ihr zur Kenntniss kommende Gegenstände auszumünzen. Die Sprache weiss gar haushälterisch zu Werke zu gehen. Man betrachte nur die Mannigfaltigkeit der Ideen, welche mit der einen Wurzel spaś ausgedrückt werden können und man wird zugeben, dass diese Haushälterin mit 500 solchen Wurzeln ein Wörterbuch herzustellen vermag, das selbst den sehr weit gehenden Anforderungen ihres Hausherrn — des menschlichen Geistes — vollkommen genügen könnte. Wenn jede Wurzel 50 Ableitungen hergiebt, haben wir ja schon 25,000 Wörter. Nun hat uns aber ein Landgeistlicher die sehr zuverlässige Angabe verbürgt, dass einige Tagelöhner in seinem Kirchsprengel noch nicht 300 Wörter in ihrem Wörterbuche hätten.[34]) Die persischen keilförmigen Inschriften enthalten nicht mehr als 379 Wörter, worunter sich 131 Eigennamen vorfinden. Das Vocabular der alten ägyptischen Weisen beläuft sich, wenigstens insoweit, als es uns durch die hieroglyphischen Inschriften bekannt ist, auf ungefähr 685 Wörter.[35]) Das Libretto einer italienischen Oper entwickelt selten eine grössere Mannigfaltigkeit von Wörtern.[36]) Ein wohlerzogener

Engländer, der eine öffentliche Schule und die Universität besucht hat, seine Bibel, den Shakespeare und die „Times" und überdies alle Bände der Mudie'schen Bibliothek liest, braucht im Gespräch doch kaum mehr als 3000, gewiss noch nicht 4000 Wörter. Wer als strenger Denker und sorgfältiger Stilist allgemeine und unbestimmte Ausdrücke vermeidet und nach dem Worte, das jedesmal dem auszudrückenden Gedanken entspricht, wählerisch herumsucht, braucht allerdings einen grössern Wortvorrath, und beredte Redner mögen allerdings über eine Wortmenge von ungefähr 10,000 gebieten. Shakespeare, welcher wahrscheinlich eine grössere Mannigfaltigkeit von Ausdrücken, als irgend ein Schriftsteller in irgend einer Sprache entfaltet hat, hat alle seine Schauspiele mit ungefähr 15,000 Wörtern geschrieben. Milton's Werke sind aus 8000 zusammengestellt und das alte Testament enthält sogar nur 5642 Wörter.[37])

Fünfhundert Wurzeln waren also, wenn man ihre grosse Fruchtbarkeit und geschmeidige Bildungsfähigkeit betrachtet, für das Wörterbuch unserer ältesten Vorväter mehr als ausreichend. Dennoch brauchten sie noch ein anderes Element. Wenn sie z. B. eine Licht und Glanz ausdrückende Wurzel hatten, so konnte aus dieser das Prädicat in den Namen der Sonne, des Mondes, des Sternes, des Himmels, Tages, Morgens, der Dämmerung, des Frühlings, der Heiterkeit, Freude, Schönheit, Erhabenheit, Liebe, der Freundschaft, des Goldes, Reichthums u. s. w. ganz wohl gebildet werden; wenn sie aber hier und da, welcher, was, dieser, jener, du, er u. s. w. ausdrücken wollten, so mochten sie bald die Unmöglichkeit einsehen, irgend eine prädicative Wurzel aufzufinden, die zu diesem Zwecke zu brauchen war. Man hat allerdings Versuche gemacht, auch diese Wörter auf prädicative Wurzeln zurückzuführen; wenn man uns aber vordemonstrirt, dass die demonstrative Wurzel ta, dies oder da, von einer prädicativen Wurzel tan, ausstrecken, hergeleitet werden könne, so finden wir, dass selbst in den modernen Sprachen die demonstrativen Pronomina und Partikeln von zu ursprüng-

licher und selbständiger Natur sind, um eine so künstliche Auslegung zuzulassen. Der Klang ta oder sa für dies oder da ist ein ebenso unwillkürlicher, natürlicher und selbständiger Ausdruck, wie irgend eine der prädicativen Wurzeln, und wenn auch einige dieser demonstrativen oder pronominalen oder localen Wurzeln (denn alle diese Namen sind ihnen beigelegt worden) bis in eine prädicative Wurzel hineinreichen oder mit ihr verwachsen sein sollten, so müssen wir doch eine kleine Classe unabhängiger Radicale aufstellen, die nicht prädicativ sind im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern einfach hinweisen, einfach eine Existenz unter gewissen mehr oder weniger bestimmten, räumlichen oder zeitlichen Verhältnissen ausdrücken.

Es wird das Beste sein, wenigstens ein erläuterndes Beispiel einer pronominalen Wurzel und ihres Einflusses auf die Wortbildung zu geben.

In einigen Sprachen, besonders im Chinesischen, kann eine prädicative Wurzel an sich als Nomen oder Verbum oder Adjectiv oder Adverb gebraucht werden. So bedeutet im Chinesischen ta, ohne irgend eine Aenderung der Form, gross, Grösse und gross sein.[38]) Wenn ta vor einem Substantivum steht, so nimmt es die Bedeutung eines Adjectivs an. So bedeutet z. B. ta jin einen grossen Mann. Wenn ta nach einem Substantiv steht, ist es Prädicat oder, wie wir sagen würden, Verbum. So würde jin ta (oder jin ta ye) heissen: der Mann ist gross.[39]) Ferner würde jin ngŏ, Mann schlecht, li pu ngŏ, Gesetz nicht schlecht, bedeuten. Wir ersehen hieraus, dass es hier durchaus keine äussere Unterscheidung zwischen einer Wurzel und einem Worte giebt und dass das Nomen vom Verbum sich nur durch seine Stellung im Satze unterscheidet.

In andern Sprachen, besonders in den arischen, kann dagegen keine prädicative Wurzel an sich ein Wort bilden. So giebt es z. B. im Lateinischen eine Wurzel luc, leuchten. Um nun ein Substantiv, z. B. Licht, zu erhalten, war es nöthig, eine demonstrative oder pronominale Wurzel hinzuzufügen, welche andeuten sollte, dass die in der Wurzel liegende Be-

deutung von einem Subject ausgesagt werden sollte. So erhalten wir im Lateinischen durch Hinzufügung des pronominalen Elements s das Nomen luc-s, Licht, oder buchstäblich leuchten-da. Setzen wir ein Personal-Pronomen an, so erhalten wir die Verbalform luc-e-s, leuchten-du, du leuchtest. Fügen wir noch andere pronominale Derivata an, so entstehen die Adjective lucidus, luculentus, lucerna u. s. w.

Man würde sich indess vollständig im Irrthum befinden, wenn man annehmen wollte, das in allen derivativen Elementen, in Allem, was von einem Worte übrig bleibt, nachdem die prädicative Wurzel weggeschnitten worden ist, pronominale Wurzeln zu suchen seien. Wir brauchen nur einige unserer heutigen Ableitungsendungen anzusehen, um uns sofort zu überzeugen, dass sie ursprünglich prädicativ waren, dass sie mit der ursprünglich prädicativen Wurzel zusammengesetzt wurden und dann sich zu blossen Suffixen abschwächten. So stammt schaft in Landschaft (landscape) und in Freundschaft (friendship) von einer Wurzel, die im Gothischen[40]) skapa, skôp, skôpum (schaffen), im Angelsächsischen scape, scôp, scôpon lautet. So kommt thum in Christenthum, angelsächsisch dôm in cyn-ing-dom, Königthum,[41]) von derselben Wurzel her, welche dem deutschen thun, englisch to do, zu Grunde liegt. Bisweilen kann es zweifelhaft erscheinen, ob ein derivates Element ursprünglich rein demonstrativ oder prädicativ war. So ist die Endung des Comparativs im Sanskrit tara, im Griechischen teros *(vgl. lat. dexter, sinister, alter, uter etc.).* Dies könnte auf den ersten Blick für ein demonstratives Element gehalten werden, ist aber thatsächlich die Wurzel tar, welche „darüber hinausgehen" bedeutet und sich auch im lateinischen trans wieder vorfindet. Dieses trans wird in seiner französischen Form très vor Adjectiven gesetzt, um einen höhern, gleichsam transcendenten Grad zu bezeichnen, und dieselbe Wurzel eignete sich ganz wohl zur Bildung des Comparativs in den arischen Sprachen. Diese Wurzel muss auch in einer der Endungen des Locativs, nämlich tra im Sanskrit, gesucht werden; man bildet z. B. von der

demonstrativen Wurzel ta tatra (da), ursprünglich diesen Weg; ebenso anyatra, auf anderm Wege, anderswo, ebenso wie man im Lateinischen aliter vom Stamme ali herleitet; solche Composita sind durchaus nicht auffälliger als das französische autrement (s. S. 43), das englische otherwise, *deutsch anders (ursprünglich ein Genitiv)*.

Die meisten Declinations- und Conjugationsendungen sind demonstrative Wurzeln und es lässt sich z. B. beweisen, dass das t in der dritten Person Singularis in er liebt ursprünglich das Demonstrativ-Pronomen der dritten Person gewesen ist. Die Endung dieser dritten Person ist im Sanskrit ti; so wird aus da, geben, dadâti, er giebt; aus dhâ, stellen, dadhâti, er stellt.

Im Griechischen erscheint dieses ti noch in esti, er ist, wird aber sonst, *wie im Englischen das t in s (he gives),* in si verwandelt, gerade so wie das sanskritische twam und lateinische tu, du, im Griechischen als sy erscheint. So entspricht denn das griechische didōsi jenem dadâti, tithēsi dem dadhâti. Im Laufe der Zeit wurde jedoch jedes griechische s zwischen zwei Vocalen in den Endungen ausgestossen. So bildet genos (Geschlecht) nicht den Genitiv genesos, wie im Lateinischen genus, genesis oder generis, sondern geneos-genûs.[42]) Der Dativ lautet nicht genesi (lat. generi), sondern geneï = genei. Auf dieselbe Weise haben alle Verba in o ei zur Endung der dritten Person Singularis, aber dieses ei ist an die Stelle von esi getreten; so steht typtei für typtesi und dies für typteti.

Das Lateinische lässt das i am Ende, *ebenso wie das Griechische dies in den historischen Zeiten thut,* fallen und hat für ti, wie das Deutsche, t; so erhält man amat, dicit.

Es giebt nun ein Gesetz, auf das oben schon hingedeutet wurde und welches Grimm's Gesetz heisst. Nach demselben wird jede im Lateinischen stehende Tenuis im Gothischen durch die ihr entsprechende Aspirata verdrängt. Statt t sollten wir danach im Gothischen th erwarten und finden auch wirklich habaiþ statt des lateinischen habet. Diese Aspirata erscheint

in gleicher Weise im Angelsächsischen, wo er liebt lufath heisst. Es ist in der englischen Bibel noch in der Form he loveth erhalten und nur im modernen Englisch allmählig in s verwandelt worden. Im Deutschen nähert sich das t entschiedener dem Sanskrit, welches selbst wieder auf die demonstrative Wurzel ta, dieser oder da, zurückgeführt werden muss. Diese Wurzel liegt auch dem Demonstrativ-Pronomen tad im Sanskrit zu Grunde, Griechisch to, Gothisch thata, Englisch that, das Wir können sie ebenfalls im lateinischen talis, tantus, tunc, tot, tam und selbst in tamen, einem alten Locativ mit der Endung men, nachweisen. Was wir demnach die dritte Person Singularis des Präsens nennen, ist wirklich ein einfaches Compositum aus der prädicativen und einer demonstrativen Wurzel. Es ist ein Compositum, wie jedes andere, nur mit dem Unterschiede, dass der zweite Bestandtheil nicht prädicativ, sondern demonstrativ ist. So wie wir in Zahlmeister das Zahlen vom Meister aussagen und uns eine Person denken, deren Amt es ist, zu zahlen, so prädicirten in dadâti, geb-er (donne-t-il), die alten Bildner der Sprache einfach das Geben von einer dritten Person, und diese Wortbildung ist zu dem geworden, was wir heutzutage dis dritte Person Singularis Indicativi Præsentis Activi nennen.[43])

Wir haben uns nothgedrungen in unserer Analyse der Sprache auf die Sprachenfamilie beschränkt, zu welcher unsere eigene Sprache und die uns am besten bekannten Sprachen gehören; was aber vom Sanskrit und der arischen Familie gesagt wurde, lässt sich im Allgemeinen auch auf das gesammte Reich der menschlichen Sprachen anwenden. Von jeder Sprache, ohne Ausnahme, die bis jetzt in den Schmelztiegel der vergleichenden Grammatik geworfen worden ist, hat sich schliesslich ergeben, dass sie diese beiden Hauptbestandtheile, die prädicativen und demonstrativen Wurzeln, enthält. In der semitischen Sprachenfamilie sind diese beiden Elemente sogar noch handgreiflicher, als im Sanskrit und Griechischen. Schon vor der Entdeckung des Sanskrit und vor dem Aufblühen der vergleichenden Philologie hatten

semitische Gelehrte das ganze Wörterbuch des Hebräischen und Arabischen auf eine kleine Anzahl von Wurzeln zurückgeführt, und da jede Wurzel in den semitischen Sprachen aus drei Buchstaben besteht, so sind diese Sprachen bisweilen die triliteralen genannt worden.

In noch höherm Grade liegen die Bestandtheile in der turanischen Sprachenfamilie gleichsam auf der Oberfläche. Es ist einer der charakteristischen Züge jener Familie, dass die Wurzel, wie gross auch die Zahl der Präfixe und Suffixe sein mag, immer scharf ausgeprägt hervortreten muss und unter ihrer Berührung mit derivativen Elementen nie leiden darf. In der chinesischen Sprache ist sogar zur Auffindung der Bestandtheile gar keine Analyse irgend einer Art nöthig. Es ist eine Sprache, in welcher überhaupt kein Zusammenwachsen der Wurzeln stattgefunden hat; jedes Wort ist eine Wurzel und jede Wurzel ist ein Wort. Wir sehen hier die Sprache auf einer Entwickelungsstufe, die wir uns gar nicht primitiver denken können. Es ist ein wahres Ideal von Sprache.

Es giebt ohne Zweifel zahlreiche Dialekte in Asien, Afrika, Amerika und Australien, welche das anatomische Messer des Grammatikers noch nicht secirt hat. Wir können uns aber doch wenigstens bei diesem negativen Resultate beruhigen, dass bis jetzt keine Sprache, welche einer scharf prüfenden grammatischen Analyse unterworfen wurde, mehr als diese zwei Hauptbestandtheile gezeigt hat.

Das Problem des Sprachenursprungs, welches den alten Philosophen so verwirrend und geheimnissvoll erschien, gewinnt desshalb vor unsern Augen ein viel einfacheres Aussehen. Wir haben gelernt, aus welchem Stoff die Sprache gebildet ist; wir haben gefunden, dass in der Sprache Alles, die Wurzeln selbst ausgenommen, an sich verständlich und leicht erklärlich ist. Es liegt in der Verbindung der prädicativen und demonstrativen Wurzeln, welche für den Aufbau aller Sprachen von China bis zum fernsten Westen Europa's das Material darboten, nichts Ueberraschendes. Es ist nicht nur begreiflich, bemerkt Prof. Pott, dass der Formation der

Sanskritsprache, wie sie uns überliefert ist, ein Zustand der grössten Einfachheit, des gänzlichen Mangels aller Biegungen, wie dies noch heute an dem Chinesischen und andern einsilbigen Sprachen zu bemerken ist, vorangegangen ist. Es ist sogar absolut unmöglich, dass dies irgend anders gewesen sei. Nachdem wir gesehen haben, dass alle Sprachen von dieser chinesischen oder einsilbigen Entwickelungsstufe ausgegangen sein müssen, bleibt uns nur noch ein Theil unsres Problems zu lösen, nämlich der folgende: Wie können wir den Ursprung jener prädicativen und demonstrativen Wurzeln erklären, welche die Hauptbestandtheile jeder menschlichen Rede bilden und welche bisher jedem Versuche weiterer Zerlegung und Auflösung widerstanden haben? Dieses Problem wird der Gegenstand unserer beiden nächsten Vorlesungen sein.

Achte Vorlesung.

Morphologische Classification der Sprachen.

Wir schlossen in unserer letzten Vorlesung die Analysis der Sprache ab und gelangten zu dem Resultate, dass prädicative und demonstrative Wurzeln die einzigen Bestandtheile aller Menschensprache sind.

Wir lenken nun unsere Aufmerksamkeit auf die Erforschung und Feststellung der verschiedenen Sprachformen und ihrer Zahl, welche möglicherweise aus der freien Verknüpfung dieser wesentlichen Bestandtheile hervorgehen können, und werden uns dann bemühen nachzuweisen, ob jede dieser theoretisch möglichen Formen in irgend einer auf unserm Erdball jetzt oder ehemals lebenden Sprache auch praktisch geübt und bewährt worden ist. Wir wollen in der That den Versuch machen, eine morphologische Classification der Sprache durchzuführen, die ganz und gar auf die Form und Methode basirt ist, nach welcher die Wurzeln zusammengesetzt werden und die daher von der genealogischen Classification durchaus nicht abhängig ist; denn diese gründet sich, ihrer Natur nach, nur auf solche Sprachbildungen, welche schon fertig und ausgewachsen von Geschlecht zu Geschlecht im Lauf der Zeiten überliefert wurden.

Ehe wir indess auf dieses Hauptthema unserer heutigen Vorlesung näher eingehen, haben wir noch, so kurz wie möglich, eine zweite Sprachenfamilie zu untersuchen, welche,

wie die arische, auf den strengsten Principien genealogischer Classification begründet und aufgebaut ist, wir meinen die semitische.

Diese semitische Familie theilt sich in drei Zweige, das Aramäische, Hebräische und Arabische.[1])

Das Aramäische nimmt den Norden des Sprachgebiets ein und umfasst Syrien, Mesopotamien und einen Theil der alten Königreiche Babylonien und Assyrien. Es ist uns besonders in zwei Dialekten zugänglich und bekannt, dem syrischen (westaramäischen) und chaldäischen (ostaramäischen). Der erstere Name wird derjenigen Sprache beigelegt, welche uns in einer, dem zweiten Jahrhundert zugeschriebenen Bibelübersetzung (dem Peschito[2]) und in der reichhaltigen, aus dem vierten Jahrhundert herrührenden christlichen Literatur erhalten ist. Sie wird noch heute von den Nestorianern Kurdistans, in der Nähe des Wan- und Urmia-Sees, und von einigen christlichen Stämmen Mesopotamiens, freilich in sehr verderbter Form, gesprochen, und die in Urmia stationirten amerikanischen Missionäre[3]) haben den Versuch gemacht, diesem Dialekt wieder einige grammatische Correctheit zu geben, indem sie Wörterbücher und eine Grammatik dieser neusyrischen Sprache, wie sie sie nannten, herausgaben.[4])

Chaldäisch ist die von den Juden während der babylonischen Gefangenschaft angenommene Sprache genannt worden. Obgleich dieselben ihre heilige Sprache nie ganz vergassen, fingen sie doch bald an, den Dialekt ihrer Sieger nicht nur in der gewöhnlichen Unterhaltung, sondern auch bei der Abfassung ihrer Literaturwerke anzunehmen.[5]) Das Buch Esra, *auch Daniel*, enthält Bruchstücke des Chaldäischen, welche der Zeit der Keilschrifturkunden des Darius und Xerxes angehören, und mehrere Bücher der Apokryphen waren, wenngleich wir sie nur noch griechisch besitzen, ursprünglich wahrscheinlich chaldäisch, und nicht hebräisch geschrieben. Die sogenannten Targums[6]) oder Uebersetzungen und Paraphrasen des alten Testaments, welche in den Jahrhunderten unmittelbar vor und nach der christlichen Aera[7]) geschrieben

wurden, geben uns ferner ebenfalls Proben des Aramäischen oder der Sprache Babylons, wie sie sich nach ihrer Verpflanzung nach Palästina gestaltete. Dieses Aramäische war der von Christus und seinen Jüngern gesprochene Dialekt. Die wenigen authentischen Worte, welche uns das neue Testament so aufbewahrt hat, wie sie unser Herr in seiner eigenen Sprache gebrauchte, z. B. talitha kumi, ephphatha, abba sind nicht hebräisch, sondern chaldäisch oder aramäisch, wie es damals von den Juden gesprochen wurde. [8])

Nach der Zerstörung Jerusalems blieb derselbe Dialekt noch fortwährend die Literatursprache der Juden. Der Talmud von Jerusalem [9]) aus dem vierten und der von Babylon aus dem fünften Jahrhundert zeigen uns das Aramäische, wie es von den an jenen beiden Orten ansässigen gebildeten Juden gesprochen wurde; eine Beimischung fremder Elemente hat freilich diesen aramäischen Dialekt vielfach verunreinigt und verschlechtert. Diese Sprache blieb bis in das zehnte Jahrhundert das literarische Idiom der Juden. Die Masora [10]) und der traditionelle Commentar des alten Testaments wurde in ihr um jene Zeit geschrieben. Bald nachher nahmen die Juden das Arabische als ihre Schriftsprache an und behielten es bis in das dreizehnte Jahrhundert bei; darauf kehrten sie zu einer Art von modernisirtem Hebräisch zurück, welches sie zu gelehrten Abhandlungen noch heute benutzen.

Es ist sonderbar, dass der aramäische Zweig der semitischen Familie, obgleich ursprünglich in den grossen Königreichen Babylon und Ninive gesprochen, uns nur in der Literatur der Juden und der Christen Syriens erhalten sein sollte. Es muss gewiss eine babylonische Literatur existirt haben, denn die Weisheit der Chaldäer war zu einer Berühmtheit gelangt, welche sie ohne Literatur kaum hätte behaupten können. Abraham muss schon Aramäisch gesprochen haben, ehe er nach Canaan auswanderte. Laban sprach denselben Dialekt, und der Name, welchen er dem Steinhaufen gab, um Zeuge (ein Zeugniss) zwischen ihm und Jacob zu sein, Jegar Sahadutha, ist syrisch, während Gilead (Galîd),

wie ihn Jacob nannte, hebräisch ist. [11]) Wenn wir von jener alten babylonischen Literatur noch je wieder einige Kenntniss erlangen sollten, so ist sie von jenen Tafeln mit Keilschrift zu erwarten, welche vor Kurzem von Babylon und Ninive nach London gebracht worden sind. Sie sind offenbar in einer semitischen Sprache geschrieben; daran ist nicht länger zu zweifeln. Wenn auch in ihrer Entzifferung nur langsame Fortschritte gemacht wurden, langsamere sogar, als man einmal eine Zeit lang erwartete, so ist doch kein Grund vorhanden, an dem endlichen Gelingen zu verzweifeln. In einem Brief vom April 1853 schrieb Sir Henry Rawlinson:

„Auf den Thontafeln, welche wir in Ninive fanden und welche man jetzt nach Tausenden zählen kann, stehen Abhandlungen, die fast jeden Gegenstand auf Erden erläutern; da findet man die Schreibkunst, Grammatiken und Wörterbücher, Zahlbezeichnung, Maass und Gewicht, Zeiteintheilung, Chronologie, Astronomie, Geographie, Geschichte, Mythologie, Geologie, Botanik u. s. w. In der That steht uns jetzt eine vollständige Encyclopädie assyrischer Wissenschaft zur Verfügung.“

Wenn man erwägt, was für die Entzifferung einer Classe keilförmiger Inschriften, der persischen, schon geleistet worden ist, so hahen wir keinen Grund zu zweifeln, dass die Gesammtmasse jener Encyclopädie einst mit derselben Leichtigkeit gelesen werden wird, mit welcher man jetzt die Bergurkunden des Darius liest.

Es giebt indess noch einen andern dürftigen Rest der ehemaligen Literatur der Chaldäer und Babylonier, nämlich das „Buch Adam's“ und ähnliche Werke, welche sich bei den Mendäern oder Nazoräern, *Johannisjüngern,* einer sonderbaren, in der Gegend von Bassora ansässigen Secte erhalten haben. Obgleich die Abfassung dieser Werke nicht vor das zehnte Jahrhundert hinauszurücken ist, so hat man doch angenommen, dass sie unter einer modernen Hülle wüster und sinnloser Visionen einige Goldkörner alter ächt babylonischer Gedanken enthalten. Man hat diese Mendäer wirklich mit den Nabathäern

identificiren wollen, welche bis in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung [12]) als ein rein heidnischer und von Juden, Christen und Muhamedanern unterschiedener Volksstamm erwähnt werden. Im Arabischen wird der Name Nabathäer [13]) für die Babylonier gebraucht, ja derselbe Name bezieht sich auf alle Völker aramäischen Ursprungs, die in den ältesten Zeiten zwischen dem Euphrat und Tigris wohnten. [14]) Man nimmt an, dass jene Nabathäer, welche um den Anfang der christlichen Zeitrechnung als ein, wegen seiner astronomischen und allgemein wissenschaftlichen Kenntnisse ausgezeichneter Volksstamm erwähnt werden, die Vorfahren der mittelalterlichen Nabathäer und Abkömmlinge der alten Babylonier und Chaldäer waren. In einigen Literaturblättern las man vor Kurzem einen Bericht über ein Werk mit dem Titel: „Der nabathäische Ackerbau." Es ist nur in einer arabischen Uebersetzung des Chaldäers Ibn-Wahshiyyah [15]) vorhanden, welcher ungefähr 900 Jahre nach Chr. lebte, aber das von Kuthami aramäisch geschriebene Original ist in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts vor Chr. verlegt worden. Die Belege dafür liegen noch nicht vollständig vor, aber nach dem, was man bis jetzt darüber weiss, erscheint es wahrscheinlicher, dass dies Werk die Compilation eines im vierten Jahrhundert nach Chr. lebenden Nabathäers war, [16]) und obgleich es alte Ueberlieferungen enthält, welche selbst bis auf die Zeit der grossen babylonischen Herrscher zurückreichen mögen, so können doch diese Traditionen kaum für eine würdige und zuverlässige Veranschaulichung der uralten Cultur der aramäischen Race gehalten werden.

Der zweite Zweig der semitischen Familie ist der hebräische, der hauptsächlich durch die alte Sprache Palästina's repräsentirt wird, wo Hebräisch seit den Tagen des Moses bis in die Zeiten des Nehemiah und der Maccabäer geschrieben und gesprochen wurde, natürlich mit beträchtlichen Modificationen und einer starken Beimischung aramäischer Formen, welche besonders seit der babylonischen Gefangenschaft und dem Aufblühen einer einflussreichen Cultur in dem Nachbar-

lande Syrien hervortrat. Die alte Sprache Phöniziens [17]) stand, nach den Inschriften zu urtheilen, zu dem Hebräischen in engster Beziehung und die Sprache der Carthager muss demselben Zweige zugewiesen werden.

In das Hebräische schlichen sich die aramäischen Dialekte zuerst durch das politische Uebergewicht Babylons und noch mehr Syriens immer entschiedener ein und es wurde endlich von dem Arabischen ganz verdrängt, das seit der Eroberung Palästina's und Syriens im Jahre 636 fast das ganze Gebiet ausschliesslich an sich gerissen hat, welches früher die beiden ältern Zweige des semitischen Stammes, der aramäische und hebräische, inne hatten.

Dieser dritte oder arabische Zweig entspross der arabischen Halbinsel, wo er noch immer von der Gesammtmasse der Ureinwohner gesprochen wird. Die ältesten Urkunden desselben sind die himjaritischen Inschriften. In sehr früher Zeit wurde dieser arabische Zweig nach Afrika verpflanzt, wo sich südlich von Aegypten und Nubien auf der Yemen gegenüber liegenden Küste ein alter semitischer Dialekt bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Dies ist die äthiopische oder abyssinische Sprache, welche das Volk selbst die Geez-Sprache (engl. gees, frz. ghez) nennt. Obgleich sie von dem Volke in Habesch nicht mehr in ihrer Reinheit gesprochen wird, ist sie doch noch in ihren heiligen Schriften, Uebersetzungen der Bibel und ähnlichen Werken, welche aus dem dritten und vierten Jahrhundert stammen, erhalten. Die heutige Volkssprache Habessiniens ist das Amharische.

Die ältesten Literaturdenkmäler des Arabischen gehören der Zeit vor Mohammed an. Sie heissen Moallakât, wörtlich „aufgehängte Gedichte", weil sie auf solche Weise in Mekka öffentlich ausgestellt worden sein sollen. Es sind alte volksthümliche Gedichte, die das Wüstenleben schildern. Mit Mohammed wurde das Arabische die Sprache einer siegreichen Staatsreligion und breitete seine Herrschaft über Asien, Afrika und Europa aus.

Diese drei Zweige, der aramäische, hebräische und arabische, sind so nahe mit einander verwandt, dass man ihren gemeinsamen Ursprung unmöglich verkennen könnte. Jede Wurzel besteht in diesen drei Sprachen, so weit wir sie kennen, nothwendigerweise aus drei Buchstaben und zahlreiche Wörter werden von diesen Wurzeln durch einen blossen Wechsel der Vocale abgeleitet, indem der consonantische Rahmen, so viel wie möglich, unverletzt bleibt. Es ist unmöglich, eine semitische Sprache zu verkennen, und was das Wichtigste ist — es ist unmöglich, sich eine arische Sprache von einer semitischen oder eine semitische von einer arischen abgeleitet zu denken. Der ganze grammatische Bau ist in diesen zwei Sprachfamilien total verschieden. Dies schliesst indess die Möglichkeit nicht aus, dass beide gleichsam Ströme sind, die aus derselben Quelle, nur nach verschiedenen Richtungen fliessen, und die zwischen den auf ihre einfachste Form zurückgeführten semitischen Wurzeln und den Wurzeln der arischen Sprachen angestellten Vergleichungen haben es mehr als wahrscheinlich gemacht, dass die materiellen Elemente, von denen sie beide ausgingen, ursprünglich dieselben waren.

Andere Sprachen, von denen man annimmt, dass sie zur semitischen Familie gehören, sind die Berberndialekte des nördlichen Afrika's, die an der Küste von Aegypten aus bis an den atlantischen Ocean vor dem Einfall der Araber gesprochen und nachher in das Innere zurückgedrängt wurden. Einige andere afrikanische Sprachen, wie die Haussa- und Galla-Sprache, sind ebenfalls der semitischen Classe zugewiesen worden und ebenso die Sprache Aegyptens, von den ältesten hieroglyphischen Inschriften an bis zu dem Koptischen, das nach dem siebzehnten Jahrhundert aus der Zahl der lebenden Sprachen verschwindet. Der semitische Charakter dieser Dialekte ist jedoch viel weniger deutlich zu erkennen und der Grad ihrer Verwandtschaft mit den eigentlich so genannten semitischen Sprachen bleibt zur Zeit noch zu bestimmen.[18])

Genau genommen sind die arische und semitische die einzigen Sprachfamilien, welche diesen Namen vollkommen verdienen. Sie setzen beide ein in sich fertiges grammatisches System, das dem ersten Auseinandergehen ihrer Mundarten voranging, voraus. Ihre Geschichte ist vom Anfang an mehr eine Geschichte des Verfalls, als des Wachsthums, und daher rührt die unverkennbare Familienähnlichkeit, welche in jedem selbst ihrer spätesten Abkömmlinge hervortritt. Die Sprache des Sepoy und die des englischen Soldaten, beide sind, genau genommen, ein und dieselbe Sprache. Sie sind beide aus Materialien aufgebaut, welche schon vor der Trennung des germanischen oder indischen Zweiges ihre bestimmte Form erhalten hatten. Keiner von beiden ist seit ihrer ersten Trennung eine neue Wurzel zugefügt worden und die grammatischen Formen, welche im Englischen oder Hindustání sich neu entwickelten und anwuchsen, sind, wie sich aus der genauern Prüfung ergiebt, nur neue Combinationen von Elementen, welche vom Anfang an in allen arischen Dialekten vorhanden waren. In der Endung des deutschen e r i s t und in der nicht hörbaren Endung des französischen il est erkennen wir das Resultat eines schon vor der ersten Zerstreuung der arischen Familie vollzogenen Actes, der Verknüpfung der prädicativen Wurzel as mit der demonstrativen Wurzel ti, eines Actes, der ein für allemal vollzogen wurde und dessen Folgen bis auf den heutigen Tag fortwirken.

Es war Nebuchadnezzar's Gewohnheit, seinen Namen jedem Ziegelsteine aufdrücken zu lassen, der während seiner Regierung bei dem Bau seiner colossalen Paläste verbraucht wurde. Jene Paläste sanken in Trümmer, aber aus ihren Ruinen wurde das uralte Material zum Bau neuer Städte fortgeschleppt. Als aber Sir Henry Rawlinson die Bausteine in den Mauern der neuern Stadt Bagdad auf den Ufern des Tigris untersuchte, entdeckte er auf jedem die deutlichen Spuren jenes königlichen Stempels. Dasselbe tritt ein, wenn wir den Bau der modernen Sprachen untersuchen. Auch sie wurden mit den aus den Ruinen der alten Sprachen

entnommenen Materialien aufgebaut, und jedes Wort zeigt, wenn man es nur gehörig untersucht, den Stempel, den die Begründer der arischen und semitischen Sprachenreiche ihm vom Anfang an deutlich und unverkennbar aufdrückten.

Die Verwandtschaft der Sprachen ist indessen nicht immer so eng und so nah. Sie können auseinandergehen, ehe noch ihr grammatisches System sich fixirt hat und gleichsam erstarrt ist; in diesem Fall kann man nicht erwarten, dass sie ebenso markirte Züge gemeinsamer Abstammung zeigen sollten, wie z. B. die neulateinischen Dialekte, das Französische, Italienische, Spanische und Portugiesische. Sie mögen immerhin Vieles gemeinsam haben, werden aber auch einen bedeutenden Nachwuchs an Wörtern und grammatischen Formen, die jedem einzelnen Dialekte eigenthümlich sind, entfalten. In Bezug auf die Wörter sehen wir, dass selbst so nahe mit einander verwandte Dialekte, wie die sechs romanischen, in einigen ganz gewöhnlichen Ausdrücken auseinandergehen. Statt des lateinischen frater, französisch frère, findet man im Spanischen hermano. Dieser Worttausch hatte seinen guten Grund. Man hatte das Wort frater, umgeformt in fray und frayle, gebraucht, um damit einen Ordensbruder, einen Mönch (engl. friar) zu bezeichnen. Man fühlte die Unbequemlichkeit, die darin lag, dass ein und dasselbe Wort zwei Begriffe ausdrücken sollte, welche man bisweilen sondern musste, und so wurde durch eine Art natürlicher Elimination frater als Name des Bruders im Spanischen aufgegeben und aus den dialektischen Vorräthen des Lateinischen durch germanus ersetzt. Auf dieselbe Weise wurde das lateinische Wort für Schäfer, pastor, so beharrlich auf den geistlichen Hirten des Volkes, le pasteur, den Pastor, angewandt, dass ein neues Wort für den wirklichen Hirten nöthig wurde. So wurde denn berbicarius (von berbex oder vervex, Hammel) statt pastor gebraucht und französisch zu berger umgeformt. Statt des spanischen enfermo, krank, findet man im Französischen malade, im Italienischen malato. Sprachen, die so nahe verwandt sind, wie die griechische und lateinische,

haben für Sohn, Tochter, Bruder, Frau, Mann, Himmel, Erde, Mond, Hand, Mund, Baum, Vogel u. s. w.[19]) ihrem Stamm nach verschiedene Ausdrücke gewählt, d. h. aus der grossen Zahl von Synonymen, welche die zahlreichen Dialekte der arischen Familie darboten, griffen die Griechen das eine, die Römer ein anderes Wort heraus und hielten es fest. Es ist klar, dass, wenn sich dieses Princip natürlicher Auswahl weiter ausbreiten darf, die Sprachen mit der Zeit eine gänzlich verschiedene Nomenclatur für die gewöhnlichsten Gegenstände erhalten können, wenn sie auch derselben Quelle entsprungen sind. Die Zahl der wirklichen Synonyma wird übrigens häufig zu gross angegeben, und wenn man uns sagt, dass es im Isländischen 120 Bezeichnungen für Insel oder im Arabischen 500 Namen für Löwe[20]) und 1000 Namen für Schwert[21]) giebt, so sind viele derselben ohne Zweifel rein poëtisch und metaphorisch. Aber selbst wo in einer Sprache nur vier oder fünf Wörter für denselben Gegenstand existiren, können offenbar vier Sprachen von der Ursprache abgeleitet werden und in der Bezeichnung gewisser Dinge scheinbar ganz verschieden sein.

Dieselbe Bemerkung lässt sich auf die Grammatik anwenden. Wenn z. B. die romanischen Sprachen ihr Futurum dadurch bildeten, dass sie das Hülfsverb haben, habēre, dem Infinitiv anfügten, so war es doch einer oder der andern von ihnen ganz frei gestellt, sich für ein ganz anderes Mittel, das Futurum auszudrücken, zu entscheiden. Der Franzose hätte ja je vais dire oder je dirvais (ich gehe zu sagen) statt seines je dirai wählen können, und in diesem Falle würde sich das Futurum im Französischen von dem Futurum im Italienischen gänzlich unterschieden haben. Wenn solcher Wechsel in literarischen Sprachen von so langer Dauer, wie die französische und italienische, möglich ist, so müssen wir auf ihn in solchen Sprachen noch weit mehr gefasst sein, welche, wie ich oben sagte, schon divergirten, ehe sie sich in ihrer Grammatik oder ihrem Wörtervorrath entschieden festgestellt hatten. Wenn wir in ihnen die bestimmten Merk-

male genealogischer Verwandtschaft, welche die Glieder der arischen und semitischen Sprachenfamilien zusammenhält, auffinden wollten, so würden wir in unsern Erwartungen nothwendigerweise getäuscht werden. Solche Kriterien konnten in diesen Sprachen gar nicht existiren. Aber dennoch giebt es Merkmale, um selbst diese entferntern Verwandtschaftsgrade in dem weiten Reiche der Sprache zu bestimmen und sie genügen wenigstens, um den voreiligen Schlüssen derer Einhalt zu thun, welche bei Sprachen, die von einander weiter abliegen, als Französisch und Italienisch, Sanskrit und Griechisch, Hebräisch und Arabisch, die Möglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs sofort wegzuläugnen geneigt sind. Sie werden dies deutlicher erkennen, wenn wir erst gewisse Principien, welche ich die der morphologischen Classification der menschlichen Sprache nennen will, näher untersucht haben werden.

Da jede Sprache, so weit wir bis jetzt über diesen Punkt ein Urtheil zu fällen vermögen, schliesslich auf prädicative oder demonstrative Wurzeln zurückgeführt werden kann, so können wir offenbar nach der Art der Zusammenstellung dieser Wurzeln drei Arten von Sprachen oder drei Stufen in der allmähligen Formation der Sprache erwarten.

1) Die Wurzeln können selbst als Wörter gebraucht werden, indem jede Wurzel ihre volle Selbständigkeit behauptet.

2) Zwei Wurzeln können verbunden werden, um Wörter zu bilden, und in diesen Zusammensetzungen kann e i n e Wurzel ihre Selbständigkeit verlieren.

3) Zwei Wurzeln können verbunden werden, um Wörter zu bilden, und in diesen Zusammensetzungen können b e i d e Wurzeln ihre Selbständigkeit einbüssen.

Was von zwei Wurzeln gilt, kann auch von drei, vier und beliebig vielen Wurzeln gelten. Das Princip bleibt dasselbe, obschon es zu weit mannigfaltigern Unterabtheilungen führen würde.

Die erste Stufe, auf welcher jede Wurzel ihre Selbständigkeit behauptet, und in welcher eine Wurzel und ein Wort formal gar nicht zu unterscheiden ist, nenne ich die radicale Stufe. Sie wird am Besten durch das Altchinesische repräsentirt. Die zu dieser ersten oder radicalen Stufe gehörenden Sprachen sind bisweilen die einsilbigen oder isolirenden genannt worden. Die zweite Stufe, auf welcher zwei oder mehrere Wurzeln zusammenwachsen, um ein Wort zu bilden und zwar so, dass die eine ihre radicale Selbständigkeit behauptet, während die andere zu einer blossen Endung herabsinkt und unselbständig wird, nenne ich die terminationale oder die Stufe der Endungen. Diese Stufe wird am Vollkommensten durch die turanische Sprachenfamilie repräsentirt, und die zu ihr gehörenden Sprachen sind im Allgemeinen agglutinative (eigentlich anleimende, von gluten, Leim) Sprachen genannt worden. Die dritte Stufe, auf welcher die Wurzeln so in einander verwachsen, dass keine ihre Selbständigkeit zu behaupten vermag, nenne ich die flexionale. Diese Stufe wird am Besten durch die arische und semitische Familie repräsentirt und die ihr angehörigen Flexionssprachen sind bisweilen mit dem Namen der organischen oder amalgamirenden belegt worden.

Die erste Stufe schliesst die lautliche Corruption ganz und gar aus.

Die zweite Stufe schliesst dieselbe in der Hauptwurzel aus, lässt sie aber in den secundären oder determinativen Elementen, den Endungen, zu.

Die dritte Stufe gestattet diese phonetische Corruption sowohl in der Hauptwurzel als in den Endungen.

Einige Beispiele werden diese Classification verständlicher machen. [22])

Auf der ersten Stufe, welche durch das Chinesische repräsentirt wird, ist jedes Wort eine Wurzel und hat seine eigene selbständige Bedeutung. Wo wir also im Lateinischen baculo, mit einem Stocke, sagen, sagt man im Chinesischen ỷ ćang. [23]) Hier könnte ỷ, wie das deutsche mit, für eine

blosse Präposition gehalten werden; aber im Chinesischen ist dieses ỳ eine Wurzel; es ist dasselbe Wort, welches, als Verbum gebraucht, anwenden bedeuten würde. Desshalb bedeutet ỳ ćàng im Chinesischen buchstäblich „anwenden Stock“. So sagt der Chinese, wo wir sagen „zu Hause“ oder der Lateiner domi, der Grieche oikoi, ủŏ-li; ủŏ bedeutet hier Haus und li ursprünglich das Innere.[24]) Der Name für Tag lautet im Chinesischen ǵi-tse, was ursprünglich bedeutet: Sohn der Sonne.[25])

Im Chinesischen ist, wie wir schon oben sahen, ein Nomen, Verbum, Adjectiv, Adverbium oder eine Präposition vermöge der äussern Form nicht zu unterscheiden. Dieselbe Wurzel kann, nach ihrer Stellung im Satze, die Bedeutungen gross, Grösse, auf grosse Weise, gross sein, annehmen. Im Chinesischen hängt thatsächlich Alles von der richtigen Stellung der Wörter im Satze ab. So bedeutet ngò tà ni, ich schlage dich; aber ni tà ngò würde heissen: Du schlägst mich. So heisst ngŏ ǵin, ein schlechter Mensch; ǵin ngŏ würde heissen: Der Mensch ist schlecht.

So lange man einer Sprache anmerkt, dass jedes Wort oder jeder Worttheil die ihm eigene Wurzelbedeutung ausdrückt, gehört dieselbe der ersten oder radicalen Stufe an. Sobald als solche Wörter, wie tse in ǵi-tse, Tag, li in ủŏ-li, zu Hause, oder ỳ in ỳ-ćàng, mit dem Stock, ihre etymologische Bedeutung verlieren und blosse Ableitungs- oder Casuszeichen werden, so tritt die Sprache in die zweite oder terminationale Stufe ein.

Die bei weitem grösste Zahl von Sprachen gehört dieser Stufe an. Die Gesammtmasse der sogenannten turanischen Sprachengruppe besteht aus terminationalen oder agglutinativen Sprachen und diese turanische Familie umfasst in der That alle in Asien und Europa gesprochenen Sprachen, insofern, als sie nicht zu der arischen und semitischen Familie gehören, mit Ausnahme des Chinesischen und der mit ihm verwandten Dialekte. Auf dem grossen Continent der alten Welt hat sich die semitische und arische Sprache, so zu

sagen, nur in den vier westlichen Halbinseln, nämlich Indien mit Persien, Arabien, Kleinasien und Europa, festgesetzt, und wir haben Gründe für die Annahme, dass selbst diese Länder vor der Ankunft der arischen und semitischen Völkerschaften von turanischen Stämmen besetzt waren.

Diese turanische Familie ist in der Wissenschaft der Sprachen von grosser Wichtigkeit. Einige Gelehrten möchten ihr gern den Namen einer Familie versagen, und wenn man diesen Namen nur auf so eng unter einander verbundene Dialekte, wie die arischen oder semitischen, anwenden dürfte, so würde es ohne Zweifel vorzuziehen sein, das Turanische als eine Classe oder Gruppe, und nicht als eine Familie von Sprachen darzustellen. Wenn wir aber auch dies einräumen wollten, so darf man sich dadurch keineswegs zu der Annahme berechtigt glauben, dass die Glieder dieser Classe aus verschiedenen Quellen hervorgegangen seien und dass sie nur durch morphologische Aehnlichkeit, nicht durch genealogische Verwandtschaft, zusammengehalten würden.

Diese Sprachen haben Elemente gemein, welche sie derselben Quelle entlehnt haben müssen, und ihre mannigfache formale Uebereinstimmung trägt zwar einen von jener der arischen und semitischen Familie ganz verschiedenen Charakter, geht aber doch so weit, dass man sie unmöglich dem blossen Zufall zuschreiben kann.

Der Name Turanisch wird im Gegensatz zu Arisch gebraucht und auf die Nomadenracen Asiens im Gegensatz zu den ackerbautreibenden arischen Racen angewandt.

Die turanische Familie oder Classe besteht aus zwei Hauptabtheilungen, der nördlichen und der südlichen.

Die nördliche wird bisweilen auch die Ural-Altaische oder Ugro-Tatarische genannt und in fünf Abtheilungen, die tungusische, mongolische, türkische, finnische und samojedische getheilt.

Die südliche, welche den Süden Asiens inne hat, zerfällt in vier Classen, die tamulische oder die Sprachen Dekhans; Bhotîja oder die Dialekte Tibets und Bhotans; die

taïsche oder die Dialekte von Siam und die malayische oder die Dialekte der Malayen und Polynesiens.

Wenn wir nun in dieser ungeheuern Menge von Sprachen und Dialekten dieselbe Familienähnlichkeit entdecken wollten, welche die semitischen und arischen Sprachen zusammenhält, so würden wir ohne Zweifel in unsern Erwartungen getäuscht werden; aber gerade das Fehlen jener Familienähnlichkeit macht einen der charakteristischen Züge der turanischen Dialekte aus. Es sind Nomadensprachen, die eben als solche sich von den arischen und semitischen wesentlich unterscheiden.[26]) In den letztern wurden die meisten Wörter und grammatischen Formen nur einmal durch die Schöpferkraft einer Generation hervorgebracht und man trennte sich nicht so leicht von ihnen, obgleich ihre ursprüngliche Deutlichkeit durch den lautlichen Verfall schon verwischt war. Eine Sprache auf diese Weise zu überliefern, ist nur bei Völkerschaften möglich, deren Geschichte in einem Hauptstrome fortfliesst und wo Religion, Gesetz und Dichtkunst wohl abgegränzte Dämme aufbauen, um die Fluthen des Sprachenstroms auf allen Seiten in ihrem Bett zu erhalten. Unter den turanischen Nomaden hat sich ein solcher Kern von einem politischen, socialen oder literarischen Grundcharakter niemals gebildet. Reiche hatten sich nicht so bald gebildet, als sie auch, wie die Sandwolken der Wüste, schon wieder auseinanderstoben; keine Gesetze, keine Lieder, keine Erzählungen überlebten das Zeitalter ihrer Verfasser. Wie überaus schnell sich nun eine Sprache, wenn sie so ohne irgend eine literarische Richtschnur sich selbst überlassen ist, verändern kann, haben wir schon in einer frühern Vorlesung, als vom Fortwachsen der Dialekte die Rede war, gesehen. Sogar die nothwendigsten Substantiva, wie Vater, Mutter, Sohn, Tochter, gehen da häufig verloren, und in den verschiedenen Dialekten der turanischen Sprachen sind Synonyme an ihre Stelle getreten und die grammatischen Endungen sind mit derselben Freiheit behandelt worden. Dessenungeachtet weisen einige der turanischen Zahlwörter und Pronomina und viele turanische Wurzeln auf

eine einzige Originalquelle hin und die gemeinschaftlichen Wörter und Wurzeln, welche in den entferntesten Zweigen des turanischen Stammes entdeckt worden sind, leisten Bürgschaft für die Annahme einer wirklichen, wenn gleich sehr entfernten genealogischen Verwandtschaft in der ganzen turanischen Sprachenclasse.

Ein besonders charakteristischer Zug der turanischen Sprachen ist die sogenannte Agglutination oder Zusammenleimung, Zusammenfügung.[27]) Dies soll nicht nur bedeuten, dass in ihrer Grammatik Pronomina an die Zeitwörter geleimt werden, um die Conjugation, oder Präpositionen an die Hauptwörter, um die Declination zu bilden. Darin würde kein charakteristischer Unterschied der turanischen oder Nomadensprachen liegen; denn sowohl im Hebräischen als im Sanskrit wurde die Conjugation und Declination ursprünglich nach demselben Princip gebildet. Der wesentliche Unterschied der turanischen Sprachen besteht vielmehr darin, dass in ihnen die Conjugations- und Declinationselemente wieder auseinander genommen und gleichsam zerstückelt werden können, und obgleich die Endungen keineswegs immer ihre Bedeutungskraft als selbständige Wörter behalten haben, so werden sie doch noch als modificirende Silben und als von den Wurzeln, denen sie angehängt sind, ganz verschiedene Wortformen gefühlt.

In den arischen Sprachen wurden die unter der Declination und Conjugation begriffenen Wortmodificationen ursprünglich gleichfalls durch Agglutination ausgedrückt; aber die einzelnen Bestandtheile fingen bald an zusammenzuwachsen, so dass sie ein Wortganzes bildeten, das nun seinerseits wieder dem lautlichen Verfall in solcher Ausdehnung ausgesetzt war, dass es nach einiger Zeit unmöglich wurde, zu entscheiden, was die Wurzel und was das ihr angefügte und dieselbe modificirende Element sei. Der Unterschied zwischen einer arischen und turanischen Sprache ist mit dem zwischen guter und schlechter Mosaik zu vergleichen. Die arischen Wörter scheinen aus einem Stück gearbeitet zu sein, die turanischen

zeigen ganz deutlich die Fugen und Ritzen, wo die kleinen Steine zusammengekittet sind.

Es gab auch einen guten Grund, warum die turanischen Sprachen auf dieser zweiten oder agglutinativen Stufe stehen bleiben mussten. Es wurde für wesentlich erkannt, dass der radicale Theil jedes Wortes in deutlichem Relief hervorragen musste und nie verdunkelt oder ganz absorbirt werden durfte, wie dies in der dritten oder Flexions-Stufe einzutreten pflegt.

Das französische âge hat z. B. seinen ganzen materiellen Wortkörper verloren und ist nichts als Endung. Age hiess im Altfranzösischen eage und edage. Edage ist aus dem lateinischen aetaticum verderbt; aetas selbst ist eine Abkürzung für aevitas; aevitas kommt von aevum und in aevum ist nur ae das radicale oder praedicative Element, das sanskritische ây in ây-us, Leben, welches den Keim enthält, aus welchem diese verschiedenen Wörter ihr Leben und ihre Bedeutung herleiteten. Von aevum leiteten die Römer aeviternus ab, was zu aeternus contrahirt wurde, so dass age und eternity, im Englischen, aus derselben Quelle hervorgingen, *der auch das deutsche Ewe und ewig angehören*. Welche Spur von ae oder aevum oder selbst von aevitas und aetas bleibt nun in âge zurück? Die turanischen Sprachen werden solche Wörter, wie âge, in ihren Vocabularien nie zulassen. Es ist ein unabweisliches Erforderniss in einer Nomadensprache, dass sie Vielen verständlich bleibe, wenn auch der Verkehr derselben unter einander nur spärlich und unbedeutend sein sollte. Ueberlieferung, gesellschaftliches Leben und Literatur sind nothwendig, um Wörter und Formen aufrecht zu erhalten, die nicht mehr sofort zergliedert werden können. Solche Wörter pflegen in Nomadensprachen nur selten aufzutauchen, und wenn sie auch erscheinen, so pflegen sie schon in und mit einer Generation wieder auszusterben.

Das arische Verbum enthält viele Formen, in denen das Personalpronomen nicht mehr deutlich und klar herausgefühlt

wird; und dennoch erhalten Ueberlieferung, Gewohnheit und Gesetz diese Wortveteranen am Leben und machen uns geneigt, sie fortwährend festzuhalten. Aber in den stets wechselnden Zuständen einer Nomadengesellschaft kann keine verschlechterte oder verfälschte Münze in der Sprache im Cours bleiben, kein Stück mit dunkeler Legende in gutem Glauben angenommen werden. Das Metall muss rein und die Aufschrift deutlich sein, dass man das erstere wägen, die zweite, wenn nicht entziffern, so doch wie einen wohlbekannten Gewährsmann anerkennen möge. So erklärt sich die verhältnissmässig sehr geringe Zahl unregelmässiger Formen in allen agglutinativen Sprachen. [28])

Ein Turanier könnte wohl noch die Sanskrit-Formen

as-mi, a-si, as-ti, 's-mas, 's-tha, 's-anti,
ich bin, du bist, er ist, wir sind, ihr seid, sie sind,

oder selbst die lateinischen:

's-um, e-s, es-t, 'su-mus, es-tis, 's-unt,

ertragen. In diesen Beispielen ist, mit wenigen Ausnahmen, Wurzel und Affixum eben so leicht zu unterscheiden, als z. B. im Türkischen:

bakar-im, ich schaue,	bakar-iz, wir schauen,
bakar-sin, du schauest,	bakar-siniz, ihr schauet,
bakar, er schauet,	bakar-lar, sie schauen.

Aber eine Conjugation, wie im Hindustání, das ein moderner arischer Dialekt ist, z. B.

hún, hai, hai, hain, ho, hain,

würde sich mit dem Genius der turanischen Sprachen nicht vertragen, weil sie den Anforderungen des Nomadenlebens nicht entsprechen würde. Die turanischen Mundarten zeigen entweder durchaus keine Unterscheidungen in ihren Endungen, wie z. B. die Mandschu-Sprache, die ein tungusischer Dialekt ist, oder ein vollständiges und leicht verständliches System von Affixen, wie in der gegenwärtig in Njertschinsk gesprochenen, gleichfalls von dem Tungusischen abstammenden Mundart; aber eine Gestaltung der Conjugation, in welcher durch phonetische Corruption das Suffix der ersten Person

Singularis und der ersten und dritten Pluralis dasselbe ist, wo sich ferner die zweite und dritte Person Singularis und die erste und dritte Pluralis gar nicht unterscheiden, würde in einem turanischen Dialekt nothwendigerweise zur Annahme neuer und ausdrucksvollerer Formen führen. Neue Pronomina würden herbeigezogen werden, um die Personen schärfer zu markiren, oder man würde zu demselben Endzweck nach irgend einem andern Hülfsmittel greifen.

Diese Erscheinung wird es nun zugleich noch deutlicher machen, warum die turanischen Sprachen oder geradezu alle auf dieser zweiten oder agglutinativen Stufe stehenden Sprachen, wenngleich sie gegen den lautlichen Verfall mehr als die arischen und semitischen gesichert sind, doch dem durch dialektische Wiedererzeugung hervorgebrachten Wechsel so sehr ausgesetzt sind. Ein Turanier behält, so zu sagen, seine Sprache und Grammatik im Bewusstsein. Die Idee z. B., welche er mit einer Mehrzahl verknüpft, ist die eines Nomens, dem eine diese Mehrzahl anzeigende Silbe folgt; das Passivum ist für ihn ein Verbum, dem eine das Leiden oder Essen oder Gehen ausdrückende Silbe folgt. [29]) Nun können diese näher bestimmenden Ideen auf verschiedene Weise ausgedrückt werden und wenn auch in ein und demselben Clan und während einer Zeitperiode eine gewisse Zahl von Endungen sich festsetzen mag, und zum Ausdruck gewisser grammatischer Kategorien, wie des Plurals, des Passivs, des Genitivs gewählt werden mag, immerhin würden doch verschiedene Nomadenhorden nach ihrer Trennung sich von allen solchen Beschränkungen wieder befreit fühlen und jenen Process grammatischer Zusammensetzung wiederholen und so den vergleichenden Sprachforscher in grosse Verlegenheit setzen, die Identität der Endungen selbst in so eng verbündeten Dialekten als dem finnischen und ungarischen oder im Tamul und Telugu zu beweisen.

Es darf jedoch nicht angenommen werden, dass die turanischen oder agglutinativen Sprachen immerfort diesen Process grammatischer Erneuerung durchmachen. Wo sich Nomaden-

stämme einer politischen Organisation nähern, kann sich auch ihre Sprache, obgleich turanisch, dem System der politischen oder traditionellen Sprachen, wie des Sanskritischen oder Hebräischen, nähern. Dies ist mit den entwickeltern und ausgebildetern Gliedern der turanischen Familie, dem Ungarischen, Finnischen, Tamil, Telugu u. s. w. wirklich der Fall. Viele ihrer grammatischen Endungen haben durch lautliche Corruption gelitten, sie sind aber nicht durch neue und bedeutungsvollere Wörter ersetzt werden. Die Endung des Plurals ist im Telugu lu und dies ist wahrscheinlich verderbt aus gal, der Endung des Plurals im Tamul. Der einzige Charakterzug aller turanischen Sprachen, welcher nie verwischt wird, ist der, dass die Wurzel nie unkenntlich werden darf. Ausserdem werden die bestimmenden oder modificirenden Silben im Allgemeinen an das Ende gestellt und die Vocale werden nicht so absolut für jede Silbe festgehalten, wie im Sanskritischen oder Hebräischen. Im Gegentheil giebt es ein sogenanntes Gesetz der Harmonie, nach welchem die Vocale jedes Wortes so verändert und modulirt werden können, dass sie mit dem durch seinen Hauptvocal angeschlagenen Grundton harmoniren, Die Vocale werden z. B. im Türkischen in zwei Classen, hell- und dumpflautende, getheilt. Wenn nun ein Verbum einen hell- oder hochlautenden Vocal in seiner Wurzel enthält, so sind die Vocale der Endungen alle hell, während dieselben Endungen, wenn sie einer Wurzel mit dumpfem oder tiefem Vocal folgen, ihre eigenen Vocale nach diesem andern Notenschlüssel moduliren. So hat man sev-mek, lieben, aber bak-mak, betrachten, wo mek und mak Infinitivendungen sind. So sagt man ev-ler, die Häuser, aber at-lar, die Pferde, wo die Endungen ler und lar den Plural bezeichnen.

Keine arische oder semitische Sprache hat eine ähnliche Freiheit in der harmonischen Anordnung ihrer Vocale bewahrt, während Spuren derselben selbst in den entferntesten Gliedern der turanischen Familie, wie im Ungarischen, [29*]) Mongolischen, Türkischen, dem Jakut, das im Norden Sibiriens

gesprochen wird, und in den an den Ostgränzen Indiens gebräuchlichen Mundarten zu finden sind.

Der Vollständigkeit wegen füge ich eine Uebersicht der turanischen Familie bei, die vorzugsweise meinem 1855 veröffentlichten Survey of Languages entlehnt ist:

Die tungusische Classe.

Der tungusische Zweig erstreckt sich von China nordwärts nach Sibirien und westwärts bis an den 113. Grad, wo der Fluss Tunguska zum Theil die Gränze bezeichnet. Die tungusischen Stämme in Sibirien stehen unter russischer Herrschaft. Andere gehören zum chinesischen Reiche und sind unter dem Namen Mandschu bekannt, den sie annahmen, als sie 1644 China erobert und die jetzige kaiserliche Dynastie begründet hatten.

Die mongolische Classe.

Die Ursitze der Völker, welche mongolische Mundarten sprechen, liegen in der Nähe des Baikalsees und in den östlichen Theilen Sibiriens, wo wir sie schon im neunten Jahrhundert nach Chr. finden. Sie waren in drei Classen getheilt, die eigentlichen Mongolen, die Burjäten und die Oelöt oder Kalmüken.[30]) Dschingis-khán (1227) vereinigte sie zu einer Nation und begründete das Mongolenreich, welches indess nicht nur mongolische, sondern auch tungusische und türkische Stämme, die gewöhnlich tatarische genannt werden, mit umfasste.

Der Name der Tataren wurde bald der Schrecken Asiens und Europa's und er wurde ohne Unterschied auf alle die nomadischen Kriegerhorden angewandt, welche Asien damals über Europa ausschüttete. Ursprünglich war tatarisch ein Name für die Mongolenracen, aber vermöge des politischen Uebergewichts, das sie nach Dshcingis-khán in Asien besassen, wurde es gewöhnlich, alle Stämme, welche unter mongolischer Herrschaft standen, mit dem Namen Tatar zu bezeichnen. In linguistischen Werken wird Tatarisch gegenwärtig in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Indem man dem Vorgange der Schriftsteller des Mittelalters folgte, wurde Tatarisch,

wie Scythisch im Griechischen, als ein allgemeiner Ausdruck festgehalten, um damit alle von den Nomadenstämmen Asiens gesprochenen Sprachen zu bezeichnen. Daher kommt dies Wort bisweilen in demselben Sinne vor, in welchem man jetzt turanisch sagt. Zweitens ist mit dem Namen der tatarischen jene Classe der turanischen Sprachen bezeichnet worden, von denen die türkische das hervorragendste Glied ist. Während die mongolische Classe — welche in der That die grössten Ansprüche auf den Namen der tatarischen hat — nie so genannt wird, ist es fast allgemeiner Gebrauch geworden, diesen Namen auf den dritten oder türkischen Zweig der ural-altaischen Abtheilung zu beziehen, und die zu diesem Zweige gehörenden Racen haben vielfach den Namen selbst adoptirt. Diese türkischen oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, tatarischen Racen hatten sich auf den Nordgestaden des caspischen Meeres und am schwarzen Meere angesiedelt und waren als Komanen, Petscheneger und Bulgaren bekannt, als sie durch die mongolische Armee des Sohnes des Dschingis-khán unterjocht wurden, welcher das Kaptschakische, sich vom Dnjestr bis zur Yemba und den Kirgisensteppen ausdehnende Reich gründete. Russland stand zwei Jahrhunderte lang unter der Herrschaft dieser, unter dem Namen der Khans der goldenen Horde bekannten Despoten. Dies Reich wurde gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufgelöst und verschiedene kleinere Königreiche entstanden aus seinen Trümmern. Unter diesen waren die Krim, Kasan und Astrachan die wichtigsten. Die Fürsten dieser Reiche rühmten sich noch immer ihrer Abstammung von Dschingis-khán und hatten somit ein Recht auf den Namen mongolischer oder tatarischer Herrscher. Aber auch ihre Armeen und Unterthanen, welche türkischen Blutes waren, erhielten den Namen ihrer Fürsten, und ihre Sprachen behielten den Namen der tatarischen fortwährend bei, selbst nachdem die Stämme, von denen sie gesprochen wurden, dem russischen Scepter unterworfen waren und nicht mehr von Khans mongolischen oder tatarischen Ursprungs beherrscht wurden. Es könnte vielleicht wünschens-

werth erscheinen, dass der Ausdruck türkisch statt tatarisch gewählt würde, wenn vom dritten Zweige der dritten Abtheilung der turanischen Familie die Rede ist, wenn nur nicht jede Abänderung der Terminologie im Allgemeinen eben so viel Verwirrung hervorbrächte, als sie Nutzen schaffen mag. Die Erinnerung an ihren nicht-tatarischen, d. h. nicht-mongolischen Ursprung lebt, wie es scheint, unter den sogenannten Tataren von Kasan und Astrachan fort. Wenn man sie frägt, ob sie Tataren seien, so verneinen sie dies und sie nennen ihre Sprache Turki oder Turuk, aber nicht Tatari; ja sie betrachten Tatar sogar als einen Schimpfnamen, etwa gleichbedeutend mit Räuber, indem sie sich offenbar noch dunkel erinnern, dass ihre Vorfahren einst von Mongolen-d. h. Tatarenstämmen besiegt und geknechtet wurden. Bei allen diesen Angaben ist Klaproth unser Gewährsmann, der während seines Aufenthalts in Russland die günstigste Gelegenheit fand, die an den Gränzen dieses halb-asiatischen Reiches gesprochenen Sprachen zu studiren.

Die Eroberungen der Mongolen oder der Nachkommen Dschingis-khâns beschränkten sich indessen nicht nur auf diese türkischen Stämme. Sie eroberten im Osten China, wo sie die Mongolendynastie des Yuan begründeten, und im Westen, nachdem sie die Khalifen von Bagdad und die Sultane von Iconium besiegt, eroberten sie Moskau und verheerten einen grossen Theil von Russland. 1240 fielen sie in Polen und 1241 in Schlesien ein. Hier erst wichen sie vor den vereinigten Heeren Deutschlands, Polens und Schlesiens zurück. Darauf zogen sie sich nach Mähren zurück und nachdem dies Land völlig erschöpft war, besetzten sie Ungarn. Zu dieser Zeit hatten sie einen neuen Khan zu wählen, was nur in Karakorum, der alten Reichshauptstadt, geschehen konnte. Dahin begaben sie sich also, um einen Kaiser für ein Reich zu wählen, das sich von China bis Polen, von Indien bis Sibirien ausdehnte. Aber ein Reich von so ungeheurer Ausdehnung konnte nicht lange zusammengehalten werden, und gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts

löste es sich in mehrere unabhängige Staaten auf, die alle unter mongolischen Fürsten, aber nicht mehr unter dem Khan der Khane standen. So entstanden neue, unabhängige Mongolenreiche in China, Turkestan, Sibirien, Südrussland und Persien. 1360 wurde die mongolische Dynastie aus China vertrieben; im fünfzehnten Jahrhundert wurden sie auch aus Russland verdrängt. In Central-Asien vereinigten sie sich noch einmal unter Timur (1369), dessen Herrschaft wieder von Karakorum bis Persien und Anatolien anerkannt wurde. Aber 1468 fiel auch dieses Reich durch seine eigene Wucht und Schwere und aus Mangel an kräftigen Herrschern, wie Dschingis-khán und Timur, in sich zusammen. Nur in Dschagatai, dem Lande, das sich vom Aralsee nach dem Hindukusch zwischen den Flüssen Oxus und Yaxartes (Jihon und Sihon) hinstreckt und einst von Dschagatai, dem Sohne Dschingis-kháns, beherrscht wurde, behauptete sich die Mongolendynastie und von da aus eroberte Baber, ein Abkömmling Timur's, Indien und begründete dort eine mongolische Dynastie, welche in den Grossmogulen von Delhi bis in unsere Zeit fortregierte. Die meisten Mongolenstämme stehen aber jetzt unter der Herrschaft der Nationen, welche sie einst besiegt hatten, unter den tungusischen Herrschern von China, den russischen Czaren und den türkischen Sultanen.

Obgleich die mongolische Sprache (wenn auch nicht ohne einige Lücken) von China bis in die Wolgagegenden hinein gesprochen wird, so hat sie doch nur wenige Dialekte hervorgebracht. Nächst dem Tungusischen ist das Mongolische die ärmste Sprache der turanischen Familie und die Beschränktheit der grammatischen Endungen zeugt für die Thatsache, dass sie als Sprache wohl fast unverändert geblieben ist. Es zeigt sich aber in der Sprache selbst, wie sie im Munde der östlichen, westlichen und nördlichen Stämme lebt, ein Unterschied und Spuren eines anhebenden grammatischen Lebens sind vor Kurzem von Castrén, dem grossen schwedischen Reisenden und turanischen Sprachforscher, in dem von den Burjäten gesprochenen Dialekt entdeckt worden. In diesem

werden die Personen des Zeitworts durch Affixe unterschieden, während nach den Regeln der mongolischen Grammatik kein anderer Dialekt im Verbum zwischen amo, amas, amat einen Unterschied macht.

Die in Europa lebenden Mongolen haben ihre Zelte auf beiden Seiten der Wolga und längs der Ufer des caspischen Meeres in der Nähe von Astrachan aufgeschlagen. Eine andere Colonie findet man südöstlich von Sembirsk. Sie gehören zu dem westlichen Zweige und sind Oelöt oder Kalmüken, welche ihre Sitze am Koko-nur verliessen und 1662 nach Europa zogen. Sie gingen aus den Clanen Dürbet und Torgod hervor, aber die meisten der letztern kehrten 1770 wieder um und ihre Nachkommen haben sich jetzt über die Kirgisensteppen ausgebreitet.

Die türkische Classe.

Weit wichtiger sind die zu dem dritten Zweige der turanischen Familie gehörenden Sprachen, unter welchen wieder das Türkische oder Osmanli von Constantinopel die hervorragendste Stellung einnimmt. Die Zahl der türkischen Einwohner der europäischen Türkei ist nur gering. Sie wird im Allgemeinen auf 2 Millionen angegeben; aber Schafarik schätzt die Zahl der ächten Türken auf nicht mehr als 700,000, welche über 15 Millionen Menschen herrschen. Die verschiedenen türkischen Dialekte, von denen das Osmanli einer ist, nehmen eines der grössten Sprachgebiete ein, das sich von der Lena und dem nördlichen Eismeer bis zum adriatischen Meere hinstreckt.

Der älteste Name, unter welchem die türkischen Stämme Central-Asiens den Chinesen bekannt waren, war Hiung-nu. Diese Hiung-nu begründeten 206 v. Chr. ein Reich, das einen grossen Theil Asiens, westlich von China, in sich begriff. In häufige Kriege mit den Chinesen verwickelt, wurden sie endlich in der Mitte des ersten Jahrhunderts nach Chr. geschlagen. Darauf theilten sie sich in ein nördliches und südliches Reich, und nachdem die südlichen Hiung-nu von China unterjocht worden waren, griffen sie, mit den

Chinesen vereint, die nördlichen Hiung-nu an und indem sie dieselben aus ihren Wohnsitzen zwischen den Flüssen Amur und Selenga und dem Altai-Gebirge nach Westen zu vertrieben, gaben sie, wie man annimmt, zu den Streifzügen der Barbaren nach Europa den ersten Anstoss. Zu Anfang des dritten Jahrhunderts waren die mongolischen und tungusischen Stämme, welche die Wohnsitze der nördlichen Hiung-nu eingenommen hatten, so mächtig geworden, dass sie die südlichen Hiung-nu angreifen und sie aus ihren Gebieten vertreiben konnten. Dies veranlasste eine zweite Wanderung asiatischer Stämme nach Westen zu.

Ein zweiter Name, mit welchem die Chinesen diese Hiung-nu oder türkischen Stämme bezeichnen, ist Tu-kiu Dies Tu-kiu hat man für identisch mit „Türken" gehalten, und obgleich der Stamm, dem dieser Name gegeben wurde, ursprünglich nur klein war, fing er doch an, sich im sechsten Jahrhundert von dem Altai bis an den caspischen See auszubreiten; an eben diese Tu-kiu hat der Kaiser Justinian 569 wahrscheinlich einen Gesandten in der Person des Semarchos geschickt. Das Reich der Tu-kiu wurde im achten Jahrhundert durch die ʿHui-ʿhe (chinesisch Kao-che) zerstört. Dieser Stamm, gleichfalls türkischen Ursprungs, behauptete sich ungefähr ein Jahrhundert und wurde dann von den Chinesen besiegt und von den Nordgränzen China's zurückgetrieben. Ein Theil der ʿHui-ʿhe besetzte Tangut, und nach einer zweiten, durch die Mongolen (1257) erlittenen Niederlage zog der Rest noch weiter nach Westen und verband sich mit den Ungarn, deren Zelte in der Nähe der Städte Turfan, ʿKaschgar, ʿHamil und Aksu aufgeschlagen wurden.

Diese hauptsächlich aus chinesischen Geschichtsquellen gesammelten Thatsachen zeigen, wie die türkischen Nationen von den ältesten Zeiten an einen Zug nach Westen hatten. 568 besetzten türkische Stämme das Land zwischen der Wolga und dem asowschen Meere und zahlreich hinzugekommene Verstärkungen haben seitdem ihre Stellung in jenen Gegenden mehr und mehr befestigt.

Der nördliche Theil Persiens, westlich vom caspischen Meere, Armenien, der Süden von Georgien, Schirwan und Dagestan beherbergen eine türkische Bevölkerung, die unter dem allgemeinen Namen der Turkmanen oder Kisil-basch (Qazalbáshí, Rothmützen) bekannt ist. Sie sind nomadische Räuber und ihr Einzug in diese Länder begann im elften und zwölften Jahrhundert.

Oestlich vom caspischen Meere stehen die turkmannischen Stämme unter dem Oberbefehl der Usbeken-Khane von Khiva, Fergana und Bukhára. Sie nennen sich selbst jedoch nicht Unterthanen, sondern Gäste dieser Khane. Noch weiter nach Osten stehen die Turkmanen unter chinesischer Oberhoheit und im Südwesten reichen sie bis an Khorosan und andere Provinzen Persiens heran.

Die Usbeken, Abkömmlinge der ʻHuy-ʻhe und der Uiguren und ursprünglich in der Nachbarschaft der Städte ʻHoten, ʻKaschgar, Turfan und ʻHamil ansässig, überschritten im sechszehnten Jahrhundert den Yaxartes und nahmen nach mehreren erfolgreichen Feldzügen Balkh, Kharism (Khiwa), Bukhára und Ferganah in Besitz. In dem letztern Lande und in Balkh wurden sie zu Ackerbauern; aber im Allgemeinen ist ihr Leben nomadisch und zu kriegerisch, als dass es ein Hirtenleben genannt werden könnte.

Ein anderer türkischer Stamm sind die Nogáier, westlich vom caspischen und auch nördlich vom schwarzen Meere. Bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lebten sie nordöstlich vom caspischen Meere und die Steppen links vom Irtysch trugen ihren Namen. Von den Kalmüken, einem Mongolenstamme, bedrängt, rückten die Nogáier westwärts bis nach Astrachan vor. Peter der Grosse versetzte sie von da nach den Gegenden nördlich vom Kaukasus, wo sie ihre Heerden noch heute an den Ufern des Kuban und der Kuma weiden lassen. Eine Horde, die von Kundur, blieb an der Wolga und ist den Kalmüken dienstbar.

Ein anderer Stamm türkischen Ursprungs in dem Kaukasus ist der der Bazianen. Sie weiden jetzt an den Quellen

des Kuban, vor dem fünfzehnten Jahrhundert aber lebten sie in der Stadt Majari (Madschar) an der Kuma *und Buiwala*.

Ein dritter türkischer Stamm im Kaukasus ist der der Kumüken an den Flüssen Sunja, Aksai und Koisu, die jetzt, obwohl unter eingeborenen Fürsten stehend, russische Unterthanen sind.

Die südliche Partie des Altai-Gebirges ist lange von den Baschkiren, einer Race mit beträchtlicher Beimischung mongolischen Blutes, wild und unwissend, den Russen unterthan, aber muhamedanischen Glaubens, bewohnt worden. Ihr Land wird in vier Strassen getheilt, welche die von Sibirien, von Kasan, von Nogai und von Osa, einem Platze am Kama, heissen. Unter den Baschkiren und in den Dörfern bei Ufa hat sich jetzt ein türkischer Stamm, die Mestscherjäken oder Metscherägen angesiedelt, welcher früher an der Wolga wohnte.

Die Stämme am Aralsee heissen Kara-Kalpaken. Ein Theil derselben ist Russland, ein anderer den Khanen von Khiwa unterworfen.

Die Türken Sibiriens, gewöhnlich Türken genannt, sind zum Theil ursprüngliche Ansiedler, welche den Ural überschritten und das Khanat Sibir begründeten, theils spätere Colonisten. Ihre wichtigsten Städte sind Tobolk, Jeniseisk und Tomsk. Abgesonderte Stämme sind die Uran'hat an dem Chulym und die Barabas (Barama, Barabinzen) in den Steppen zwischen dem Irtysch und Ob.

Die Dialekte dieser sibirischen Tataren sind mit fremden, aus mongolischen, samojedischen oder russischen Quellen geschöpften Wörtern stark vermischt. In Allem, was zum Original-Wortvorrath der Sprache gehört, sind sie einander indessen noch sehr ähnlich.

Im Nordosten Asiens, zu beiden Seiten des Lena-Flusses, bilden die Jakuten das entfernteste Glied in der türkischen Sprachenkette. Die Zahl ihrer männlichen Bevölkerung ist in der letzten Zeit auf 140,000 gestiegen, während sie sich 1795 nur auf 50,066 Männer belief. Die Russen wurden zuerst 1620 mit ihnen bekannt. Sie nennen sich selbst Sakha

und sind meist Heiden, obgleich das Christenthum sich unter ihnen immer mehr verbreitet. Ihren Ueberlieferungen gemäss lebten ihre Vorfahren lange Zeit in Gemeinschaft mit mongolischen Stämmen und Spuren davon sind noch heute in ihrer Sprache zu entdecken. Von ihren Nachbarn angegriffen, bauten sie sich Flösse und fuhren den Lenafluss hinab, um sich in jener Gegend niederzulassen, in der jetzt Jakutzk liegt. Ihre ursprünglichen Wohnsitze scheinen nordwestlich vom Baikal-See gelegen zu haben. Ihre Sprache hat den türkischen Typus vollkommener bewahrt, als irgend ein anderer turkotatarischer Dialekt. Von dem gemeinsamen Stamm in früher Zeit abgetrennt und entfernt von den störenden Einflüssen, welchen die andern Dialekte im Krieg oder Frieden ausgesetzt waren, hat das Jakutische so viele ursprüngliche Züge der tatarischen Grammatik bewahrt, dass es selbst jetzt noch als ein Schlüssel für die grammatischen Formen des Osmanli und anderer weiter ausgebildeter türkischen Dialekte gebraucht werden kann.

Südsibirien ist das Heimathland der Kirgisen, eines der volkreichsten Stämme turko-tatarischen Ursprungs. Die Kirgisen wohnten ursprünglich zwischen dem Ob und Jenisei, wo sich mongolische Stämme unter ihnen ansiedelten. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurden die Russen mit östlichen Kirgisen, die damals am Jenisei entlang wohnten, bekannt. 1606 wurden sie dem russischen Reiche tributpflichtig und nach verschiedenen Kriegen mit zwei Nachbarstämmen wurden sie mehr und mehr nach Südwesten gedrängt, bis sie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Sibirien ganz und gar verliessen. Sie leben jetzt in Burut, im chinesischen Turkestan, zusammen mit den Kirgisen der grossen Horde in der Nähe der Stadt Kaschgar und reichen nördlich bis an den Irtysch.

Ein anderer Stamm ist der der westlichen Kirgisen oder Kirgis-Kasaken, die zum Theil unabhängig, zum Theil dem russischen und chinesischen Reiche tributpflichtig sind.

Von den sogenannten drei Kirgisenhorden vom caspischen Meere gen Osten bis an den See Tenghiz hat sich die kleine Horde westlich zwischen dem Jemba und Ural-Fluss festgesetzt, die grosse Horde im Osten, während die mächtigste das Centrum zwischen dem Sarasu und Jemba einnimmt und die mittlere Horde genannt wird. Seit 1819 ist die grosse Horde von Russland unterworfen worden. Andere Kirgisenhorden sind dem Namen nach Unterthanen Russlands, in der That aber dessen gefährlichste Feinde.

Die Türken von Kleinasien und Syrien kamen von Khorasan und Ost-Persien und sind Turkmanen oder Ueberreste der Seldschucken, die Persien während des Mittelalters beherrschten. Die Osmanli, welche wir Türken par excellence zu nennen pflegen und welche das Herrschergeschlecht im türkischen Reiche bilden, müssen auf dieselbe Quelle zurückgeführt werden. Sie sind jetzt über das ganze türkische Reich in Europa, Asien und Afrika zerstreut und ihre Zahl beläuft sich auf 11 bis 12 Millionen. Ihnen gehören die Landbesitzer, die Aristokratie und Büreaukratie der Türkei an und ihre Sprache Osmanli wird von allen Personen von Rang und Erziehung und von allen Regierungsbehörden in Syrien, Aegypten, in Tunis und Tripolis gesprochen. In den südlichen Provinzen des asiatischen Russlands, längs der Küsten des Caspi-Sees und im ganzen Turkestan ist es die Sprache des Volkes. Man hört sie selbst am Hofe von Teheran und die persischen Beamten verstehen sie.

Die Erhebung dieses mächtigen Stammes des Osman und die Ausbreitung jenes türkischen Dialekts, welcher jetzt emphatisch der türkische genannt wird, sind historisch bekannte und zugleich interessante Erscheinungen. Wir brauchen nicht nach Belegen in den chinesischen Annalen zu suchen oder nach Analogien zwischen Namen zu forschen, welche ein griechischer oder arabischer Schriftsteller zufällig gehört und uns überliefert haben mag, und welche einige dieser Stämme bis auf den heutigen Tag festgehalten haben. Die Vorfahren der osmanischen Türken sind den europäischen Geschichts-

schreibern eben so bekannte Charaktere, als ein Karl der Grosse, ein Alfred oder Friedrich Barbarossa. Es geschah im Jahre 1224, dass Soliman-Schah und sein Stamm, von den Mongolen gedrängt, Khorasan verliess und nach Syrien, Armenien und Kleinasien vordrang. Soliman's Sohn, Ertoghrul, nahm Dienste unter dem Seldschucken-Sultan von Iconium (Nicæa) Aladdin und erhielt nach mehreren glücklichen Feldzügen gegen die Griechen und Mongolen einen Theil Phrygiens als eigenes neubegründetes Reich, das später der Kern und die Grundlage des osmanischen Reiches werden sollte. Während der letzten Jahre des 13. Jahrhunderts verloren die Sultane von Iconium ihre Macht und ihre frühern Vasallen wurden unabhängige Herrscher. Nachdem Osman seinen Antheil am Raube Asiens an sich gerissen, rückte er durch die olympischen Pässe nach Bithynien vor und erfocht Siege über die Heere der byzantinischen Kaiser. Osman wurde darauf der Nationalname seines Volkes. Sein Sohn Orkhan, dessen Hauptstadt Prusa (Bursa) war, bedrohte, nachdem er Nicomedien (1327) und Nicæa (1330) erobert, den Hellespont. Er nahm den Titel eines Padischah an und sein Hof wurde die „Hohe Pforte“ genannt. Sein Sohn Soliman überschritt den Hellespont 1357 und nahm Gallipoli und Sestos in Besitz. Er wurde auf solche Weise Herr der Dardanellen. Murad I. nahm 1362 Adrianopel ein, machte es zu seiner Hauptstadt, eroberte Macedonien und warf nach hartem Kampfe die vereinigten Streitkräfte der slavischen Racen südlich von der Donau, die Bulgaren, Serbier und Kroaten in der Schlacht bei Kossova-polye nieder (1389). Er fiel selbst, aber sein Nachfolger Bajazeth schritt auf derselben Bahn weiter, nahm Thessalien, zog durch die Thermopylen und verwüstete den Peloponnes. Der Kaiser von Deutschland, Sigismund, der an der Spitze einer aus französischen, deutschen und slavischen Soldaten zusammengesetzten Armee dem Padischah entgegenzog, wurde von Bajazeth an der Donau in der Schlacht bei Nicopolis 1399 geschlagen. Bajazeth eroberte Bosnien und würde Constantinopel eingenommen haben, wenn nicht dieselben Mon-

golen, welche 1244 die ersten türkischen Stämme westlich nach Persien trieben, wieder deren neu erworbene Besitzungen bedroht hätten. Timur hatte die den Händen des Dschingis-khân entfallenen Zügel ergriffen; Bajazeth sah sich genöthigt, ihm entgegenzuziehen und erlitt in der Schlacht von Angora (Ankyra) in Galatien 1402 eine völlige Niederlage.

Europa hatte nun Ruhe, aber diese Frist dauerte nicht lange; Timur starb und mit ihm verfiel sein Reich, während sich die osmanische Armee wieder unter Mahommed I. (1414) sammelte und ihre frühere Macht unter Murad II. (1421) wiedergewann. Nach glücklichen Kämpfen in Asien schickte Murad seine Heere nach der Donau zurück und nach langwierigen Kämpfen und einem verzweifelten Widerstande von Seiten der Ungarn und Slaven unter Hunyad gewann er zuletzt zwei entscheidende Siege, 1444 bei Varna und 1448 bei Kossowa. Constantinopel konnte sich nicht länger halten und der Papst bemühte sich vergebens, die Ritterschaft des westlichen Europa's zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu begeistern. Mahommed II. bestieg 1451 den Thron und am 26. Mai 1453 fiel Constantinopel nach tapferem Widerstand und wurde die Hauptstadt des türkischen Reiches.

Es ist ein wahres Vergnügen, eine türkische Grammatik zu lesen, wenn man auch gar kein Verlangen trägt, die türkische Sprache praktisch zu erlernen. Die sinnreiche Art und Weise, in der die zahlreichen grammatischen Formen zu Stande gebracht sind, die Regelmässigkeit, welche das System der Declination und Conjugation durchdringt, die Durchsichtigkeit und Verständlichkeit des ganzen Sprachbaues muss Jedem auffallen, der für die wunderbare Kraft des menschlichen Geistes, wie sie sich in der Sprache entfaltet, einen offenen Sinn hat. Gegeben ist solch eine kleine Zahl von Wurzeln, dass sie kaum zum Ausdruck der gewöhnlichsten Bedürfnisse der Menschen zu genügen scheint und doch wird ein Werkzeug aus ihnen geschaffen, das die feinsten Nüancen der Gedanken und Gefühle wiederzugeben vermag; gegeben ist ein unbestimmter Infinitiv oder ein schroffer Imperativ und doch wird

von ihm eine solche Fülle von Modis und Zeiten hergeleitet; gegeben sind unzusammenhängende Aeusserungen, und doch werden sie zu einem System gruppirt, in dem alles sich in regelmässige Formen harmonisch fügt, — so wunderbar ist jenes Werk des Menschengeistes, welches in der Sprache vor uns hintritt. Aber in den meisten Sprachen bleibt von diesem frühzeitigen Process nichts mehr sichtbar. Sie stehen vor uns wie feste Koralleninseln und nur das Mikroskop des Sprachforschers kann die Ueberreste des organischen Lebens an ihnen entdecken, durch das sie aufgebaut wurden.

In der Grammatik der türkischen Sprachen haben wir im Gegentheil eine Sprache von ganz durchsichtigem Bau vor uns und eine Grammatik, in deren Werkstätte wir hineinblicken können, wie in einen Bienenstock von Glas, in welchem die Zellen vor unsern Augen entstehen. Ein ausgezeichneter Orientalist bemerkt einmal, man könnte das Türkische für das Resultat der Berathschlagungen einer Gesellschaft ausgezeichneter Gelehrten halten; aber selbst eine solche Gesellschaft würde das nicht haben erdenken können, was der Menschengeist in den Steppen der Tatarei, sich selbst überlassen und nur geleitet von seinem ihm angeborenen Gesetz oder durch eine Macht des Instincts, die eben so wunderbar, als irgend eine andere in dem Naturreiche wirkte, hervorzubringen vermochte.

Prüfen wir einige Formen. „Lieben" im allgemeinen Sinne des Wortes oder lieb, als Wurzel, heisst türkisch sev. Sev bedeutet nun noch nicht l i e b e n, wofür der Türke sevmek sagt, auch nicht L i e b e als Substantiv, wofür sevgu oder sevi gesagt wird, sondern drückt nur bie allgemeine Idee des Liebens abstract aus. Diese Wurzel darf nun, wie schon oben bemerkt wurde, niemals angerührt werden. Welche Silben auch angeführt werden mögen, um ihre Bedeutung zu modificiren, die Wurzel selbst muss immer voll und klar heraustreten, wie eine in Diamanten gefasste Perle. Sie darf nie verändert oder zerbrochen, assimilirt oder modificirt werden, *wie etwa die Wurzeln in unserer starken Conjugation, singe,

sang, sänge, gesungen, oder gar denke, gedacht.* Diese einzige, aber wichtige Beschränkung ausgenommen, kann sie jedoch ganz nach Belieben behandelt werden.

Angenommen, wir besässen noch gar keine Conjugation, sondern hätten solche Aussagen, wie Lieben als Thätigkeit des Ich oder des Du u. s. w. zum ersten Male auszudrücken. Nichts würde nun natürlicher erscheinen, als ein Adjectiv oder Participium zu bilden, und dann die verschiedenen Pronomina daran zu hängen. Gerade dies haben die Türken gethan. Wir brauchen jetzt nicht zu untersuchen, wie sie das, was wir ein Participium nennen, hervorbrachten. Es war indess keineswegs eine so leichte Arbeit, wie wir uns dies jetzt denken. Im Türkischen wird ein Particip mit er gebildet. Sev-er bedeutet demnach lieb-end oder Lieb-er. Du heisst im Türkischen sen, und da alle diese näher bestimmenden Silben der Wurzel hinten angehängt werden, so erhält man sev-er-sen, du liebst. Ihr ist im Türkischen siz, daher sev-er-siz, ihr liebt. In diesen Fällen stimmen die Pronomina und Verbalendungen vollständig überein. In anderen Personen ist diese Coincidenz unvollkommener, weil die Pronominalendungen bisweilen modificirt oder, wie in der dritten Person der Einheit, sev-er, als unnöthig ganz und gar weggelassen worden sind. Wenn wir indess auf andere verwandte Sprachen, wo entweder die Endungen oder die Pronomina selbst eine ursprünglichere Form beibehalten haben, Bezug nehmen, so können wir die Behauptung aufstellen, das im türkischen Verbum alle Personen des Präsens zu Anfang durch Anhängung der Pronomina an das Princip sever gebildet wurden. Statt „ich liebe, du liebst, er liebt“ sagt die türkische Grammatik „liebend-ich, liebend-du, liebend“.

Aber diese Personalendungen weichen im Imperfect von denen des Präsens ab.

Präsens.	Imperfect.
Sever-im, ich liebe,	Sever-di-m, ich liebte,
sever-sen,	sever-di-ñ,
sever,	sever-di,

Präsens.	Imperfectum.
sever-iz, wir lieben,	sever-di-k (miz),
sever-siz,	sever-di-ñiz,
sever-ler.	sever-di-ler.

Wenn wir auch den Ursprung des im Imperfectum zugefügten di noch unbeachtet lassen wollen, so fällt uns doch zunächst auf, dass in der ersten Person der Mehrzahl im Imperfect in andern tatarischen Dialekten eine verschiedene Lesart vorkommt, indem nämlich miz (severdimiz) an die Stelle von k (severdik) tritt. Betrachtet man nun diese Endungen m, ñ, i, miz, ñiz und ler, so findet man, dass sie den nach Nominibus gebrauchten Possessivpronomen genau gleich sind. So wie der Italiener fratel-mo, mein Bruder, sagt und der Hebräer El-i, Gott (vom) Ich, d. h. mein Gott, so bildet die tatarische Sprache die Ausdrücke „mein, dein, sein Haus" durch Anhängung der Possessivpronomina an die Substantiva. Der Türke sagt:

bâbâ, Vater,	bâbâ-m, mein Vater,
aghâ, Herr,	aghâ-ñ, dein Herr,
el, Hand,	el-i, seine Hand,
oghlu, Sohn,	oghlu-muz, unser Sohn,
anâ, Mutter,	anâ-ñiz, eure Mutter,
kitâb, Buch,	kitâb-leri, ihr Buch.

Wir können daraus schliessen, dass diese Pronominalendungen im Imperfect ursprünglich in possessivem Sinne aufgefasst wurden und dass daher die nach Entfernung der Personalendungen übrig bleibende Form sever-di nie Adjectiv oder Participium war, sondern ursprünglich ein zur Annahme der am Ende angefügten Possessivpronomina befähigtes Substantivum, d. h. die durch das Imperfect zu allererst ausgedrückte Idee konnte nicht „liebend-ich", sondern nur „Liebe von mir" oder „mein Lieben" sein.

Wie konnte dies aber zu der Idee einer vergangenen Zeit im Gegensatz zu der Gegenwart hinüberführen? Werfen wir einen Blick auf die Muttersprache. Wollen wir das Perfectum ausdrücken, so sagen wir „ich habe geliebt" (j'ai aimé,

I have loved u. s. w.). Dies „ich habe“ bedeutete ursprünglich „ich besitze“ *und im Lateinischen bedeutet habeo aliquid perspectum nicht bloss perspexi, sondern bezeichnet, dass ich jetzt diese Einsicht besitze und dass die Sache deutlich durchschaut vor mir steht.* Ebenso ist amicus, quem amatum habeo, ein Freund, den ich wie einen werthen Besitz habe, nicht ein Freund, den ich geliebt habe. Im Laufe der Zeit nahmen indessen diese Wendungen: „ich habe durchschaut, ich habe geliebt“ geradezu die Bedeutung des Perfects und auch der vergangenen Zeit an und zwar ganz naturgemäss insofern, als das, was ich halte und gethan habe, eben gethan, abgethan ist und in seiner Thätigkeit der Vergangenheit angehört. Anstatt eines solchen possessiven Hülfsverbs, wie das lateinische habeo, braucht nun die türkische Sprache in demselben Sinne ein possessives Hülfspronomen. „Bezahlen mein“ kommt hier dem „ich habe bezahlt“ gleich; in beiden Fällen nahm eine ursprünglich besitzanzeigende Redensart eine temporale Bedeutung an und wurde zu einem Perfectum und Präteritum. Dies ist aber eben die Anatomie der Grammatik, und wenn ein Türke „severdim“ sagt, so ist er sich der buchstäblichen Bedeutung des ihm zugehörigen Liebens eben so wenig bewusst, als der Circulation seines Blutes.

Die geistreichste Partie des Türkischen ist ohne Zweifel im Verbum zu suchen. Wie das Griechische und Sanskrit entfaltet dies eine Mannigfaltigkeit der Modi und Tempora, welche die feinsten Schattirungen des Zweifelns, Vermuthens, Hoffens und Meinens auszudrücken vermögen. In allen diesen Formen bleibt die Wurzel unberührt und tönt wie ein Grundton durch alle die durch den Wechsel der Personen, des Numerus, Modus und Tempus hervorgebrachten Modulationen hindurch. Aber ein Zug ist dem türkischen Verbum so eigenthümlich, dass in keiner der arischen Sprachen etwas Analoges aufgefunden werden kann — die Fähigkeit, neue Verbalbasen durch die blosse Hinzufügung gewisser Buchstaben hervorzubringen, welche jedem Verbum eine negative, causative, reflexive oder reciproke Bedeutung mittheilen.

Sev-mek heisst z. B. als einfache Wurzel „lieben". Fügt man in hinzu, so erhält man ein reflexives Verbum sev-in-mek, welches sich lieben oder vielmehr sich freuen, glücklich sein heiss. Dies kann nun durch alle Modi und Zeiten conjugirt werden, indem sevin in jeder Beziehung einer neuen Wurzel gleich geachtet wird. Durch Einschiebung von isch bildet man ein reciprokes Verbum; sevischmek heisst „einander lieben".

Jeder dieser drei Formen kann nun wieder durch Hinzufügung der Silbe dir ein causativer Sinn gegeben werden. So wird

1) sevmek, lieben,
2) sev-in-mek, sich freuen,
3) sev-isch-mek, einander lieben,
4) sev-dir-mek, lieben machen,
5) sev-in-dir-mek, erfreuen,
6) sev-isch-dir-mek, einander lieben machen.

Jede dieser sechs Formen wird dann durch Hinzufügung von il wieder ins Passivum verwandelt. So wird

1) sev-mek, lieben,
2) sev-in-mek, sich freuen,
3) sev-isch-mek, einander lieben,
4) sev-dir-mek, lieben machen,
5) sev-in-dir-mek, erfreuen,
6) sev-isch-dir-mek, einander lieben machen,
7) sev-il-mek, geliebt werden,
8) sev-in-il-mek, durch etwas erfreut werden,
9) sev-isch-il-mek (von einander geliebt sein),
10) sev-dir-il-mek, zum Lieben veranlasst werden,
11) sev-in-dir-el-mek, erfreut werden,
12) sev-isch-dir-il-mek, zu gegenseitiger Liebe veranlasst werden.

Dies ist aber noch keineswegs das ganze unter dem Commando der türkischen Grammatik stehende Contingent. Jede dieser 12 secundären oder tertiären Wurzeln kann durch das blosse Einschalten der Silbe me wieder zu einer negativen werden. So wird aus sev-mek, lieben, sev-me-mek, nicht lieben. Wenn aber die Unmöglichkeit der Liebe ausgedrückt werden sollte, so steht dem Türken wieder eine neue Wurzel zu Gebote, um selbst dieser Idee eine Form zu geben. Während nämlich sevmemek nur die Thatsache des Liebens läugnet, läugnet sev-eme-mek ihre Möglichkeit und bedeutet „nicht

lieben können". Durch Einfügung dieser zwei modificirenden Silben steigt die Zahl der abgeleiteten Wurzeln sogleich auf sechsunddreissig. So wird:

1) sev-mek, lieben
2) sev-in-mek, sich freuen,
3) sev-isch-mek, einander lieben,
4) sev-dir-mek, lieben machen,
5) sev-in-dir-mek, erfreuen,
6) sev-isch-dir-mek, einander lieben machen,
7) sev-il-mek, geliebt werden,
8) sev-in-il-mek, erfreut werden,
9) sev-isch-il-mek, würde, wenn es gebräuchlich wäre, zu
10) sev-dir-il-mek, zum Lieben veranlasst werden,
11) sev-in-dir-il-mek, zur Freude veranlasst werden,
12) sev-isch-dir-il-mek, zu gegenseitiger Liebe veranlasst werden,
13) sev-me-mek, nicht lieben;
14) sev-in-me-mek, sich nicht freuen;
15) sev-isch-me-mek, einander nicht lieben;
16) sev-dir-me-mek, nicht lieben machen;
17) sev-in-dir-me-mek, nicht erfreuen;
18) sev-isch-dir-me-mek, einander nicht lieben machen;
19) sev-il-me-mek, nicht geliebt werden;
20) sev-in-il-me-mek, nicht erfreut werden;
21) sev-isch-il-me-mek umgeformt;
22) sev-dir-il-me-mek, nicht zum Lieben veranlasst werden;
23) sev-in-dir-il-me-mek, nicht zur Freude veranlasst werden;
24) sev-isch-dir-il-me-mek, zu gegenseitiger Liebe nicht veranlasst werden.[31])

Einige dieser Formen kommen natürlich selten vor und von vielen Verben würden diese abgeleiteten Wurzeln, wenn schon grammatisch möglich, logisch nicht gebildet werden können. Selbst ein Verbum wie „lieben", vielleicht eins der allerfüg- und biegsamsten, widersteht einigen dieser Modificationen, denen es der türkische Grammatiker gern unterwerfen möchte. Es ist jedoch klar, dass da, wo überhaupt eine Negation gebildet werden kann, auch die Idee der Unmöglichkeit hinzugefügt werden kann, so dass wir nur me mit eme zu vertauschen brauchen, um die Zahl der derivativen Wurzeln auf 36 zu erheben. Gerade die letzte derselben (36), sev-isch-dir-il-eme-mek, würde ganz wohl verständlich sein und könnte z. B. vom Sultan und Czaren

gebraucht werden, wenn man sagen wollte, dass sie nicht veranlasst werden könnten, sich einander zu lieben.

Die finnische Classe.

Man nimmt gewöhnlich an, dass die Ursitze der finnischen Stämme in dem Uralgebirge lagen und ihre Sprachen sind desshalb uralische genannt worden. Von diesem Centrum breiteten sie sich nach Osten und Westen aus und in früher Zeit auch nach Süden, sogar bis an das schwarze Meer, wo finnische Stämme, in Verbindung mit mongolischen und türkischen, den Griechen wahrscheinlich unter dem umfassenden und bequemen Namen der Scythen bekannt waren. Da wir keine literarischen Denkmäler irgend eines von diesen Nomadenvölkern besitzen, so ist es selbst da, wo uns die griechischen Autoren ihre Barbaren-Namen aufbewahrt haben, unmöglich zu sagen, welchem Zweige der weitausgedehnten turanischen Familie sie angehörten. Ihre Gebräuche sind wahrscheinlich vor der christlichen Zeit, im Mittelalter und in der Neuzeit im Wesentlichen ganz unverändert geblieben. Ein Stamm nimmt einen Landstrich in Besitz, behält ihn vielleicht mehrere Generationen hindurch und giebt den Wiesen, auf denen seine Heerden weiden, und den Flüssen, in denen er seine Pferde schwemmt, seinen Namen. Wenn das Land fruchtbar ist, so zieht es die Blicke anderer Stämme auf sich; Kriege entstehen und wenn man am Widerstand verzweifelt, so flüchten Hunderte von Familien aus den Weideplätzen ihrer Väter, um vielleicht Generationen hindurch zu wandern — denn das Wandern halten sie für eine natürlichere Lebensweise, als das fortwährende Wohnen in derselben Gegend — und nach längerer Zeit entdecken wir vielleicht ihre Namen in einer Entfernung von mehreren hundert Meilen wieder. Zwei Stämme führen wohl auch lange Zeit mit einander Krieg, bis beide vielleicht mit ihren geschwächten Kräften gegen irgend einen neuen Feind gemeinschaftlich Front machen.

Während dieser fortwährenden Kämpfe verlieren die Sprachen dieser Nomadenstämme eben so viele Worte, als Men-

schen auf dem Schlachtfelde getödtet werden. Einige Wörter gehen, so zu sagen, zum Feinde über, andere werden zu Gefangenen gemacht und während der Friedenszeit ausgewechselt. Ausserdem giebt es Unterhandlungen und Herausforderungen und endlich wird auf solche Weise ein Dialekt hervorgebracht, den man ganz passend eine Lagersprache (Urdu-zabán, Lagersprache, ist der eigentliche Name des in den Armeen der Mogulkaiser ausgebildeten Hindustaní) nennen könnte, aber in dem es dem Philologen schwer fällt, die lebenden Krieger zu ordnen oder die Erschlagenen zu zählen, wenn nicht etwa einige Angelpunkte der Grammatik aus dem Kampfgetümmel gerettet worden sind. Wir sahen, wie eine Zahl von Stämmen plötzlich auf den Befehl eines Dschingis-khán oder Timur sich sammeln konnte, gleich Wogen, die ein Orkan hebt und aufthürmt. Eine solche Woge, die sich von Karakorum bis Liegnitz wälzte, kann auf einmal alle die unsteten Schafhürden und festen Gränzsteine der vergangenen Jahrhunderte wegspülen, und wenn der Sturm vorüber ist, bleibt, wie nach einer Ueberschwemmung, eine dünne Kruste zurück, welche die darunter liegende Völker- und Sprachenschicht verbirgt.

Nach den von der Sprache gebotenen Belegen wird der finnische Stamm in vier Zweige getheilt, den Tschudischen, Bulgarischen, Permischen und Ugrischen.

Der tschudische Zweig begreift das Finnische an den Ostseeküsten in sich. Der Name ist hergeleitet von Chud (Tschud), der ursprünglichen russischen Bezeichnung der finnischen Volksstämme im Nordwesten Russlands. Später nahm derselbe eine allgemeinere Bedeutung an und wurde fast synonym mit Scythisch auf alle Stämme Central- und Nord-Asiens bezogen. Die eigentlich so genannten Finnen oder, wie sie sich selbst nennen, Suomalainen, d. h. Bewohner der Marschländer, haben sich in den früher zu Schweden gehörenden, aber seit 1809 mit Russland vereinigten Provinzen Finnlands und in einigen Theilen der Gouvernements Archangel und Olonetz niedergelassen. Ihre Zahl wird auf 1,521,515 angegeben. Die Finnen sind der am

weitesten vorgeschrittene und gebildetste Zweig ihrer ganzen Völkerfamilie und, mit Ausnahme der Magyaren, kann nur die finnische Race auf eine Stellung unter den civilisirten und civilisirenden Nationen der Welt Anspruch machen. Ihre Literatur und vor Allem ihre Volkspoësie legt Zeugniss ab von einer hohen geistigen Entwickelung in Zeiten, welche man mythisch nennen könnte, und an Orten, die für die Gluth poëtischer Gefühle günstiger waren, als ihre jetzige Heimath, jener letzte Zufluchtsort, den ihnen Europa gewähren konnte. Die epischen Gesänge leben noch unter den ärmsten Volksclassen fort, obgleich nur mündlich überliefert, und bewahren alle die Charakterzüge eines vollkommenen Metrums und einer ältern Sprache. Ein lebendiges Nationalgefühl ist in der letzten Zeit trotz der russischen Obergewalt unter den Finnen erwacht, und die Arbeiten eines Sjögern, Lönnrot, Castrén und Kellgren haben, durch dasselbe getragen und gehoben, wirklich erstaunliche Erfolge hervorgerufen. Aus dem Munde der Greise ist ein episches Gedicht gesammelt worden, das der Iliade an Länge, Vollständigkeit und Einheit gleichkommt und das sogar, wenn wir für einen Augenblick alles, was wir in unserer Jugend schön zu nennen lernten, vergessen könnten, nicht weniger schön ist, als Homer's Gesang. Ein Finne ist freilich kein Grieche und Wainamoinen war kein Homer; aber wenn der Maler seine Farben aus der Natur hernehmen mag, von der er umgeben ist, wenn er die Menschengestalten abmalt, mit denen er lebt, so besitzt auch Kalewala Verdienste, welche denen der Iliade nicht unähnlich sind, und kann auf seinen Platz als fünftes National-Epos der Welt neben den ionischen Gesängen, neben Mahábhárata, Shanámeh und neben den Nibelungen Anspruch machen. Diese frühzeitige literarische Ausbildung ist nicht ohne bedeutenden Einfluss auf die Sprache geblieben. Sie hat ihren Formen Dauerhaftigkeit und ihren Wörtern einen traditionellen Charakter verliehen, so dass wir auf den ersten Blick fast zweifeln möchten, ob die Grammatik dieser Sprache nicht die agglutinative Stufe überschritten habe und mit dem Grie-

chischen oder dem Sanskrit in den Strom der Flexion hineingerathen sei. Dennoch bleibt der agglutinative Typus noch zurück und die finnische Grammatik zeigt eine Ueppigkeit grammatischer Combinationen, die nur vom Türkischen und Ungarischen übertroffen wird. Wie das Türkische beobachtet sie die Harmonie der Vocale, ein den turanischen Sprachen, wie schon erläutert wurde, eigenthümlicher Charakterzug.

Dialektische Abarten des Finnischen sind das Karelische und Tavastische.

Die den Finnen benachbarten Esthen sprechen einen mit dem Finnischen nahe verwandten Dialekt. Derselbe zerfällt wieder in die Dialekte von Dorpat (in Liefland) und Reval. Einige Volkslieder ausgenommen, besitzt er fast gar keine Literatur. Esthland, Liefland und Kurland sind bekanntlich die Ostseeprovinzen Russlands. Die Bevölkerung auf den Inseln des finnischen Meerbusens ist grösstentheils esthisch. In den höhern Classen der Gesellschaft wird nie esthisch gesprochen, meist kaum verstanden.

Ausser den Finnen und Esthen müssen auch die Liefländer und Lappen derselben Familie beigezählt werden. Ihre Zahl ist jedoch klein. Die Bevölkerung Lieflands besteht hauptsächlich aus Esthen, Letten, Russen und Deutschen. Die Zahl der ihre eigene Sprache redenden Liefländer übersteigt nicht 5000.

Die Lappen oder Lappländer bewohnen den äussersten Norden Europa's. Sie gehören zu Schweden und Russland. Ihre Zahl wird auf 28,000 geschätzt. Auf ihre Sprache ist man in der neuesten Zeit sehr aufmerksam geworden und Castrén's Reisen geben eine Beschreibung ihrer wegen ihrer Einfachheit und Redlichkeit sehr interessanten Sitten.

Der bulgarische Zweig begreift die Tscheremissen und Mordwinen in sich, die in nicht zusammenhängenden Colonien längs der Wolga zerstreut und von russischen und tatarischen Dialekten umgeben sind. Beide Sprachen haben einen sehr kunstreichen grammatischen Bau und gestatten am Ende der Wörter eine Anhäufung der Pronominal-Affixa, welche nur von dem Baskischen, Kaukasischen und den ame-

rikanischen Dialekten übertroffen wird, welche polysynthetisch genannt worden sind.

Der allgemeine, diesen Stämmen gegebene Name ist nicht von der Bulgarei an der Donau herzuleiten; die Bulgarei erhielt im Gegentheil ihren, die alte Bezeichnung Moesia verdrängenden Namen von den finnischen Heeren, welche sie im siebenten Jahrhundert eroberten. Bulgarische Stämme rückten von der Wolga nach dem Don vor und nachdem sie einige Zeit unter der Oberherrschaft der Avaren am Don und Dnjepr geblieben waren, zogen sie 635 weiter nach der Donau zu und begründeten das bulgarische Königreich. Dieses Reich hat dann seinen Namen bis heute beibehalten, obgleich die finnischen Bulgaren in der Masse der slavischen Einwohner schon lange verschwunden und beide Völkerschaften seit 1392 von den Türken unterjocht sind.

Der dritte oder permische Zweig umfasst die Idiome der Wotjäken, der Syrjänen und der Permier, drei Dialekte einer Sprache. Perm war der alte Name für das Land zwischen 61° und 76° östl. L. und zwischen 55° und 65° nördl. Br. Die permischen Stämme wurden von ihren östlichen Nachbarn, den Vogulen, nach Westen getrieben und so an ihre westlichen Nachbarn, die Bulgaren an der Wolga, herangedrängt. Die Wotjäken findet man zwischen den Flüssen Wjätka und Kama. Weiter nach Norden folgen die Syrjänen, welche die Gegend der obern Kama bewohnen, während die östliche Partie von den Permiern in Besitz genommen ist. Diese sind im Süden von den Tataren von Orenburg und den Baschkiren umgeben, im Norden von den Samojeden und im Osten von den Vogulen, welche vom Ural her an sie herandrängten.

Diese Vogulen bilden zusammen mit den Ungarn und Ostjaken den vierten und letzten Zweig der finnischen Familie, den ugrischen. Im Jahre 462, nach der Zerstückelung von Attila's Hunnenreiche, näherten sich diese ugrischen Stämme Europa. Sie wurden damals Onaguren, Saraguren und Urogen genannt, und in späterer Zeit kommen sie in russischen Chroniken als Ugry vor. Sie sind die Vorfahren der Ungarn und

dürfen mit den Uiguren, einem schon oben erwähnten türkischen Stamme nicht verwechselt werden.

Dass zwischen der ungarischen Sprache und Dialekten finnischen Ursprungs, die östlich von der Wolga gesprochen werden, eine Aehnlichkeit besteht, ist keine neue Entdeckung. Im Jahre 1253 bemerkte Wilhelm Ruysbroeck, ein jenseit der Wolga reisender Priester, dass eine Pascatir genannte Race, welche am Jaïk wohnte, dieselbe Sprache wie die Ungarn redete. Sie hatten sich damals östlich von dem altbulgarischen Königreich niedergelassen, dessen Hauptstadt, das alte Bolgari am linken Ufer der Wolga, noch in den Ruinen von Spask nachweisbar ist. Wenn diese Pascatir — der Theil der ugrischen Stämme, welcher östlich von der Wolga wohnen blieb — mit den Baschkiren identisch sind, wie dies Klaproth annimmt, so würde folgen, dass sie in späterer Zeit ihre Sprache aufgaben; denn die Baschkiren sprechen gegenwärtig nicht mehr einen ungarischen, sondern einen türkischen Dialekt. Die Verwandtschaft des Ungarischen und Ugro-Finnischen wurde philologisch zuerst von Gyarmathi 1799 bewiesen.

Einige wenige Beispiele mögen genügen, um diesen Zusammenhang zu zeigen:

Ungarisch.	Tscheremissisch.	Deutsch.
Atya-m, [32])	atya-m,	mein Vater.
Atya-d,	atya-t,	dein Vater.
Atya,	atya-se,	sein Vater.
Atya-nk,	atya-ne,	unser Vater.
Atya-tok,	atya-da,	euer Vater.
Aty-ok,	atya-st,	ihr Vater.

Declination.

	Ungarisch.	Esthisch.	Deutsch.
Nom.	vér,	werri,	Blut.
Gen.	véré,	werre,	Blutes.
Dat.	vérnek,	werrele,	Blute.
Acc.	vért,	werd,	Blut.
Abl.	vérestöl,	werrist,	vom Blute.

Conjugation.

Ungarisch.	Esthisch.	Deutsch.
Lelem,	leian,	ich finde.
leled,	leiad,	du findest.
leli,	leiab,	er findet.
leljük,	leiame,	wir finden.
lelitek,	leiate,	ihr findet.
lelik,	leiawad,	sie finden.

Vergleichende Tabelle der Zahlwörter
jedes der vier Zweige der finnischen Classe
zur Veranschaulichung des Grades ihrer Verwandtschaft.

	Tschudisch		Bulgarisch		Permisch	Ugrisch	
	Finnisch.	Esthisch.	Tscheremissisch.	Mordwinisch.	Syrjänisch.	Ostjakisch.	Ungarisch.
1	yksi	üts	ik	vaike	ötik	it	egy
2	kaksi	kats	kok	kavto	kyk	kat	két
3	kolme	kolm	kum	kolmo	kujim	chudem	három
4	neljä	nelli	nil	nile	njolj	njeda	négy
5	viisi	wiis	vis	väte	vit	vet	öt
6	kuusi	kuus	kut	kóto	kvait	chut	hat
7	seitsemän.	seitze	sim	sisem	sizim	tabet	hét
8	kahdeksan	kattesa	kändäxe	kavsko	kökjâmys	nida	njolcz
9	yhdeksan	üttesa	endexe	väikse	ökmys	arjong	kilencz
10	kymmenen	kümme	lu	kämen	das	jong	tiz

Wir haben so die vier Hauptclassen der turanischen Familie, das Tungusische, Mongolische, Türkische und Finnische, näher untersucht. Der tungusische Zweig steht am tiefsten; seine Grammatik ist nicht viel reicher, als die chinesische und in seinem Bau fehlt jene architektonische Ordnung und jener Schliff, der im Chinesischen die cyklopischen Steine der Sprache ohne Kitt zusammenhält. Dies gilt indess haupt-

sächlich vom Mandschu-Dialekt; andere, nicht in China, sondern in den Ursitzen der Mandschu gesprochenen Dialekte fangen eben jetzt an, grammatische Formen zu entwickeln.

Die mongolischen Dialekte übertreffen die tungusischen, können aber in ihrer Grammatik kaum zwischen den verschiedenen Theilen der Rede unterscheiden. Die gegenwärtig gesprochenen Idiome der Mongolen wie der Tungusen ringen offenbar nach einem organischen Leben und Castrén hat manche Symptome von beginnendem Wachsthum der Wörter in der Sprache der Buriäten und in einem bei Njertschinsk gesprochenen tungusischen Dialekt nachgewiesen.

Dies ist jedoch im Vergleich mit der von den türkischen Sprachen entfalteten Fülle grammatischer Hülfsmittel nur ein kleiner Anfang. In ihrem Conjugationssystem können die türkischen Dialekte kaum übertroffen werden. Ihre Verba gleichen Baumzweigen, welche unter der Last ihrer reifen und halbreifen Früchte zu brechen drohen. Der Vorzug der finnischen Sprachen besteht mehr in einer Ab- als in einer Zunahme der Verbalformen; aber in der Declination ist das Finnische sogar reicher als das Türkische.

Diese vier Classen machen zusammen mit dem Samojedischen die nördliche oder ural-altaische Abtheilung der turanischen Familie aus.

Die südliche Abtheilung besteht aus der tamulischen, gangetischen (trans- und subhimalajischen), der lohitischen, taischen und malayischen Classe. [33]) Diese zwei Abtheilungen umfassen nahebei alle Sprachen Asiens, mit Ausnahme des Chinesischen, welches zusammen mit den ihm benachbarten Dialekten allein eine radicale oder einsilbige Sprache repräsentirt. Einige wenige, wie das Japanesische, [34]) die Sprache von Korea, der Korjäken, Kamtschadalen, die zahlreichen Dialekte des Kaukasus u. s. w., sind noch in keine Classe gestellt; aber auch in ihnen sind, wie es wahrscheinlich ist, einige Spuren eines mit den turanischen Sprachen gemeinsamen Ursprungs übrig geblieben und diese harren auf tiefer eindringende philologische Untersuchung.

Von der dritten oder Flexionsstufe brauche ich nicht viel zu sagen, da wir ihren Bau schon näher prüften, indem wir in frühern Vorlesungen eine Anzahl Wörter im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen oder irgend welchen andern arischen Sprachen analysirten. Der Hauptunterschied zwischen einer flexionalen und agglutinativen Sprache liegt in der Thatsache, dass agglutinative Sprachen das Bewusstsein ihrer Wurzeln erhalten und diese durch lautliche Verderbniss nicht afficiren lassen; wenn sie sich dann auch der Urbedeutung ihrer Endungen nicht mehr bewusst sind, so fühlen sie doch deutlich den Unterschied zwischen der bedeutungsvollen Wurzel und den modificirenden Elementen. Anders verhält sich dies in den Flexionssprachen. Dort können die verschiedenen Elemente, welche zur Wortbildung herantreten, so in einander verschmelzen und durch die phonetische Verderbniss so viel leiden, dass nur noch der Gelehrte die ursprüngliche Unterscheidung zwischen Wurzel und Endung gewahr wird und nur noch der vergleichende Grammatiker die Fugen bemerkt, in welchen die Bestandtheile des Worts zusammenstossen.

Wenn Sie den Charakter unserer morphologischen Classification in Betracht ziehen, so werden Sie bemerken, dass sich dieselbe von der genealogischen insofern unterscheidet, als sie auf alle Sprachen anwendbar bleiben muss. Unsere Classification erschöpft alle Möglichkeiten. Wenn die Grundelemente der Sprache prädicative oder demonstrative Wurzeln sind, so können wir nicht mehr als drei Combinationen haben. Die Wurzeln können entweder Wurzeln bleiben ohne irgend eine Modification, oder sie können zweitens so an einander gefügt werden, dass die eine die andere bestimmt und ihre unabhängige Existenz verliert, oder sie können drittens verbunden werden und dabei so zusammenwachsen, dass sie beide ihre Selbständigkeit verlieren. Die Zahl der Wurzeln, welche bei der Bildung eines Wortes zusammentreten, begründet keinen Unterschied, und es ist desshalb unnöthig, eine vierte Classe, welche die polysynthetische oder einverleibende

genannt wird und die meisten amerikanischen Sprachen umfasst, zu statuiren. So lange als in diesen sesquipedalen oder anderthalb Elemente enthaltenden Compositis die bedeutungsvolle Wurzel deutlich erkennbar bleibt, gehören sie der agglutinativen Stufe, sobald als sie durch die Endungen absorbirt wird, der Flexionsstufe an. Es ist auch keineswegs nothwendig, zwischen synthetischen uud analytischen Sprachen zu unterscheiden, indem man unter dem erstern Namen die alten und unter dem letztern die modernen Sprachen der Flexionsstufe begreift. Die Formation solcher Ausdrücke, wie das französische j'aimerai, d. h. ich habe zu lieben, oder das deutsche ich werde lieben, kann analytisch oder metaphrastisch genannt werden; aber in ihrer morphologischen Natur sind diese Ausdrücke immer noch flexional. Wann man einen Ausdruck wie je vivrai analysirt, findet man, dass es ursprünglich hieß ego (Sanskrit aham) vivere (Sanskrit jîv-as-e, dat. neut.) habeo (Sanskrit bhâ-vayâ-mi), d. h. man hat eine Anzahl Wörter, in welchen die grammatische Articulation beinahe ganz zerstört, aber doch nicht bei Seite geworfen ist, während in den turanischen Sprachen grammatische Formen durch die Verbindung vollständiger Wurzeln hervorgebracht und die alten und nutzlosen Endungen ausser Cours gesetzt werden, ehe man neue Combinationen in den täglichen Verkehr einführt. [35])

Ehe wir diese Bemerkungen über die morphologische Classification zum Abschluss bringen können, müssen wir noch auf ein Problem eingehen, was wir allerdings hätten bei Seite liegen lassen, wenn wir uns nur auf eine genealogische Classification beschränkt hätten. Am Ende unserer Darstellung der letztern mussten wir eingestehen, dass nur eine beschränkte Zahl von Sprachen bis jetzt genealogisch geordnet worden sei und dass desshalb die Periode, in der das Problem, den gemeinsamen Ursprung aller Sprachen nachzuweisen, seine Lösung finden könne, noch im Schoosse der Zukunft verborgen liege. Obgleich wir nun nicht alle Sprachen, welche zur radicalen, terminationalen und flexionalen

Classe gehören, specificiren konnten, so haben wir doch dies Princip klar und bestimmt hingestellt, dass alle Sprachen unter irgend eine dieser drei Kategorien menschlicher Rede gehören müssten. Wir würden desshalb gegen den logischen Zusammenhang unserer Untersuchungen verstossen, wenn wir der Betrachtung eines Problems ausweichen wollten, welches, wenn auch reich an mannigfachen Schwierigkeiten, von der Wissenschaft der Sprache nicht ausgeschlossen werden kann.

Fassen wir zuerst unsere Aufgabe klar und bestimmt ins Auge! Das Problem des gemeinschaftlichen Sprachenursprungs steht mit dem Problem des gemeinschaftlichen Ursprungs der Menschheit in keinem nothwendigen Zusammenhang. Wenn es bewiesen werden könnte, dass die Sprachen verschiedene Anfänge gehabt hätten, so würde daraus noch nicht nothwendig folgen, dass man verschiedene Anfänge des Menschengeschlechts annehmen müsste; denn wenn wir die Sprache als dem Menschen natürlich ansehen, so hätte sie ganz wohl zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern unter den über verschiedene Länder zerstreuten Abkömmlingen eines einzigen ursprünglichen Menschenpaares zur Entwickelung kommen können; wenn aber die Sprache im Gegentheil als eine künstliche Erfindung zu behandeln ist, so ist noch weit weniger abzusehen, warum nicht jede nachfolgende Generation ihr eigenes Idiom erfunden haben sollte.

Wenn es andererseits auch bewiesen werden könnte, dass alle Sprachen der Menschheit auf eine gemeinsame Quelle hinweisen, so würde doch daraus nicht folgen, dass darum die menschliche Race von einem einzigen Paare abstammen m ü s s e; denn die Sprache hätte ja das Eigenthum einer begünstigten Race sein können und sich den andern Racen erst im Laufe der Geschichte mitgetheilt haben.

Die Wissenschaft der Sprache und die der Ethnologie haben beide darunter bedeutend zu leiden gehabt, dass man sie nicht streng genug auseinander gehalten hat. Die Classification der Racen und die der Sprachen sollten von einander

ganz unabhängig bleiben. Menschenracen können ihre Sprache sehr wohl verändern, und die Geschichte bietet uns mehrere Fälle dar, in denen eine Race die Sprache einer andern annahm. Verschiedene Sprachen können daher von ein und derselben Race und dieselbe Sprache von verschiedenen Racen gesprochen werden, so dass jeder Versuch, die Classification der Racen und Sprachen einander anzupassen, fehlschlagen muss. [36])

Zweitens steht das Problem des gemeinsamen Ursprungs der Sprachen mit den im alten Testament enthaltenen, die Schöpfungsgeschichte und die Genealogien der Patriarchen betreffenden Angaben in keinem Zusammenhang. Wenn uns unsere Untersuchungen zu der Annahme verschiedener Anfänge der Sprachen des Menschengeschlechts hinführen sollten, so steht dieser Ansicht im alten Testamente nichts entgegen; denn obgleich die Juden glaubten, dass eine Zeit lang die ganze Erde nur eine Sprache und Rede besass, so haben doch auch die bedeutendsten geistlichen Autoritäten, namentlich mit Bezugnahme auf die amerikanischen Dialekte nachgewiesen, dass neue Sprachen in späterer Zeit entstanden sein dürften. Wenn wir im Gegentheil zu der Ueberzeugung gelangten, dass alle Sprachen auf eine gemeinschaftliche Urquelle zurückgeführt werden können, so dürften wir doch nie daran denken, die Genealogieen des alten Testaments auf die genealogische Classification der Sprache zu übertragen. Die Stammbäume des alten Testaments haben mit der Verwandtschaft des Blutes, nicht mit der Sprache zu thun, und da wir wissen, dass Völkerschaften, ohne ihren Namen zu ändern, doch häufig ihre Sprachen änderten, so ist es offenbar unmöglich, dass die Genealogieen des alten Testaments mit der genealogischen Classification der Sprachen zusammenfallen sollten. Um eine Begriffsverwirrung zu vermeiden, möchte es wirklich anzurathen sein, sich ganz und gar des Gebrauchs der Namen, mit welchen die Bibel Blutsverwandtschaft bezeichnet, in solchen Fällen zu enthalten, wo man von Sprachverwandtschaft reden will. Es war früher sehr gebräuchlich,

von japhetischen, hamitischen und semitischen Sprachen zu reden. Statt des ersten Namens spricht man besser von arischen, statt des zweiten von afrikanischen Sprachen, und wenn auch die dritte Bezeichnung festgehalten worden ist, so hat sie doch eine von der Bedeutung, welche sie in der Bibel annehmen würde, ganz verschiedene wissenschaftliche Definition erhalten. Es ist dies wohl zu beherzigen, um nicht nur die Angriffe Derjenigen zurückzuschlagen, welche fortwährend gegen die Bibel Pfeile abschiessen, die sie nicht treffen können, sondern auch den blinden Eifer Derer zurückzuweisen, welche die Bibel mit Waffen, die sie nicht zu führen verstehen, vertheidigen wollen, und um auf diese Weise der Sprachwissenschaft ihre ruhige Fortentwickelung zu sichern.

Wir wollen nun unbefangen und unparteiisch unser Problem, die Möglichkeit eines gemeinschaftlichen Ursprungs, ins Auge fassen. Es zerfällt naturgemäss in zwei Theile, einen formellen und einen materiellen. Wir haben alle möglichen Formen untersucht, welche die Sprache annehmen kann, und haben nun zu fragen, ob wir mit diesen drei verschiedenen Formen, der radicalen, terminationalen und flexionalen, die Annahme eines gemeinsamen Ursprungs der menschlichen Rede vereinigen können. Ich antworte mit einem entschiedenen Ja.

Das Hauptargument, welches gegen den gemeinschaftlichen Ursprung der Sprache vorgebracht worden ist, besteht darin, dass keine einsilbige oder radicale Sprache je in eine agglutinative oder terminationale Stufe eingetreten ist und dass sich keine agglutinative oder terminationale Sprache je auf die flexionale Stufe emporgehoben hat. Chinesisch steht, wie behauptet wird, immer noch auf der Stufe, die es vom Anfang an einnahm; es hat nie agglutinative oder flexionale Formen hervorgebracht; auch hat keine turanische Sprache je die unterscheidenden Merkmale der terminationalen Stufe, namentlich die Integrität ihrer Wurzeln, aufgegeben.

Hierauf entgegnen wir, dass man wohl beachten muss, dass keine Sprache ganz und gar das Vermögen, grammatische

Formen, die einer höhern Stufe angehören, hervorzubringen, verliert, wenngleich jede Sprache, sobald als sie sich einmal festgesetzt hat, jenen morphologischen Charakter beibehält, den sie damals an sich trug, als sie zuerst ihre individuelle oder nationale Existenz gewann. Im Chinesischen und besonders in den chinesischen Dialekten kommen einige Anfänge und Spuren von Agglutination vor. Jenes li, welches oben als das Zeichen des Locativs vorkam, ist zu einem blossen Affix hinabgesunken und der moderne Chinese denkt eben so wenig daran, dass li ursprünglich das Innere bezeichnete, als der Turanier den Ursprung seiner Casus-Endungen durchschaut.[37]) In den noch lebenden Dialekten der Chinesen kommen agglutinative Formen häufiger vor. So bedeutet im Schanghai-Dialekte wo sprechen, als Zeitwort, und woda heisst Wort. Von woda wird ein Genitiv woda-ka, ein Dativ pela woda und ein Accusativ tang woda[38]) gebildet. In den agglutinativen Sprachen begegnen wir wieder den ersten Spuren der Flexion. So hat die Wurzel tûngu, schlafen, im Tamul ihre Integrität in der abgeleiteten Form tûkkam, schlummern, nicht ganz behauptet, und tûngu könnte vielleicht selbst auf eine einfachere Wurzel, etwa tu, was sich hinlegen, hangen, schlafen heisst, zurückgeführt werden.

Ich gebe diese Beispiele, deren Zahl bedeutend vermehrt werden könnte, um zu zeigen, dass in der Zähigkeit, mit welcher jede Sprache im Allgemeinen auf der grammatischen Stufe, welche sie zur Zeit ihrer ersten Feststellung erstiegen hatte, sich festsetzt, nichts Auffälliges liegt. Wenn sich eine Familie oder ein Stamm oder eine Nation einmal daran gewöhnt hat, seine Ideen nach einem gewissen grammatischen System auszudrücken, in eine gewisse Form zu giessen, so bleibt diese erste Form stehen und wird mit jedem Geschlechte oft noch härter; aber während das Chinesische auf dieser sehr frühen Entwickelungsstufe, der radicalen, festgehalten und weiter fort überliefert wurde, machten andere Dialekte dieselbe Stufe als einen Uebergang durch und behielten dabei ihre Geschmeidigkeit. Sie kamen nicht zum

Stillstand, wurden nicht traditionell oder national, ehe die Volksstämme, die sie sprachen, die Vorzüge der Agglutination zu würdigen gelernt hatten. Als diese einmal bemerkt worden waren, so pflegten einige wenige Formen, an denen sich die Agglutination zuerst praktisch zeigte und bewährte, durch den allen Sprachen inwohnenden Geist der Analogie ihren Einfluss unwiderstehlich auszudehnen. Die auf jener Entwickelungsstufe festgehaltenen Sprachen hielten dann mit derselben Zähigkeit am Agglutinationssystem fest. Der Chinese kann kaum begreifen, wie eine Sprache gedacht werden kann, in der nicht jede einzelne Silbe bedeutungsvoll ist; der Turanier verachtet jedes Idiom, in welchem nicht jedes Wort ganz bestimmt und gesondert sein allgemeines Wurzel- und specielles Bedeutungsmoment entfaltet, während wir, die wir an den Gebrauch der Flexionssprachen gewöhnt sind, gerade auf das grammatische System, welches der Chinese und Turanier mit Verachtung behandeln würde, stolz sind.

Die Thatsache also, dass die einmal zu einem Abschluss gekommenen Sprachen ihre grammatische Verfassung nicht mehr ändern, dass sie in dieser Hinsicht streng conservativ sind, bietet keinen Beweisgrund gegen unsere Theorie, dass jede Flexionssprache einmal agglutinativ, jede agglutinative Sprache einmal einsilbig gewesen ist. Ich nenne dies eine Theorie, aber es ist mehr als eine Theorie, denn es ist der einzige Weg, auf welchem die vorliegenden Spracherscheinungen im Sanskrit oder irgend einer andern Flexionssprache ihre Erklärung finden können. Insofern als der formale Theil der Sprache in Betracht kommt, können wir uns dem Schlusse nicht entziehen, dass Alles, was jetzt flexional ist, früher agglutinativ und alles Agglutinative früher radical war. Der grosse Strom der Sprache wälzte sich in verschiedenen Dialekten dahin und veränderte seine grammatische Färbung, während er von Zeit zu Zeit durch neue Ablagerungen des Gedankens hindurchströmte. Die verschiedenen Seitenarme und Kanäle, welche sich vom Hauptstrome abzweigten und zum Stillstand, zur Stagnation kamen, d. h. zu literarischen,

der Ueberlieferung anheimfallenden Dialekten wurden, behielten hinfort jene Färbung bei, welche der Hauptstrom an der Stelle, wo sie sich von seinem Flusse lostrennten, zeigte. Wenn wir die radicale Stufe beispielsweise weiss, die agglutinative roth, die flexionale blau nennen, so können wir leicht einsehen, warum jene weissen Nebenarme kaum einen Tropfen rothen oder blauen Wassers enthalten oder warum den rothen wieder fast jede Spur von blau fehlt; wir sind aber zugleich ganz wohl darauf vorbereitet, wie wir dies auch wirklich finden, in den rothen Sprachkanälen weisse Tinten und in den blauen weisse und rothe Tinten anzutreffen.

Sie werden wohl bemerkt haben, dass ich in dem bisher Gesagten nur die Möglichkeit, nicht die Nothwendigkeit eines gemeinschaftlichen Ursprungs der Sprache zu erweisen suchte.

Ich betrachte das Problem des gemeinsamen Ursprungs der Sprache, das mit dem Ursprung des Menschengeschlechts von einem einzigen Paare gar nichts zu schaffen hat, als eine Frage, welche so lange als irgend möglich offen gehalten werden muss. Wir brauchen, wie ich glaube, an der Lösung dieses Problems nicht ganz so zu verzweifeln, wie an dem der Mehrheit der Welten, über welche vor Kurzem so viel geschrieben worden ist; aber es sollte in ganz ähnlicher Weise behandelt werden. So wie es unmöglich ist, aus sinnlichen Wahrnehmungen den Beweis dafür herzuleiten, dass die Planeten bewohnt sind, so ist der einzige Weg, dies als Thatsache hinzustellen, nur in dem Beweise zu suchen, dass es unmöglich sei, dass sie nicht bewohnt sein sollten. So müsste man andererseits, um zu zeigen, dass die Planeten nicht unbewohnt sind, beweisen, dass es unmöglich sei, dass sie bewohnt sein sollten. Sobald das eine oder das andere bewiesen worden ist, ist die Frage sogleich gelöst; bis da muss sie aber offen bleiben, welche Lieblingsmeinungen und Vorurtheile wir auch über diesen Gegenstand hegen mögen.

Wenn ich auch in Bezug auf die Frage, ob alle Sprachen aus einer gemeinsamen Quelle geflossen seien, einer so hoffnungslosen Ansicht nicht huldige, so bestehe ich doch darauf,

dass über dies Problem durchaus nicht voreilig abgesprochen werden darf. Es ist nun aber in den ausgezeichnetsten Werken über vergleichende Sprachforschung eine Hinneigung zu der Ansicht hervorgetreten, dass man es für ausgemacht ansehen könne, dass es nach der Auffindung der zwei Sprachfamilien, der arischen und semitischen, und nach der Feststellung jener engen Verwandtschaftsbande, welche die Glieder einer jeden von beiden unter sich verknüpfen, eine Unmöglichkeit sei, noch länger einen gemeinschaftlichen Ursprung der Sprache anzunehmen. Nachdem alle die Kennzeichen, an welchen die Einheit sowohl der arischen als der semitischen Sprachen nachgewiesen werden kann, so erfolgreich angegeben worden waren, führte die Abwesenheit ähnlicher Uebereinstimmung zwischen irgend einer semitischen und arischen Sprache oder zwischen diesem und irgend einem andern Zweige des Sprachenbaumes ganz naturgemäss zu dem Glauben, dass kein Zusammenhang zwischen ihnen zugegeben werden könne. Ein Botaniker, der die bestimmten Merkmale kennt, welche nach Linné's System eine Anemone an sich trägt, würde mit ähnlichem Selbstvertrauen jeden Zusammenhang zwischen der Species Anemone und andern Blumen wegläugnen, welche dennoch seitdem in dieselbe Gruppe gestellt worden sind, wenngleich ihnen die Linné'schen Merkmale der Anemone fehlen.

Aber es giebt gewiss in den Sprachen in gleicher Weise verschiedene Grade von Verwandtschaft, wie in allen andern Erzeugnissen der Natur, und wenn auch die verschiedenen Sprachfamilien nicht dieselben Zeichen der Verwandtschaft vorzeigen können, durch welche ihre Glieder zusammengehalten werden, so brauchen sie desshalb doch nicht vom Anfang an einander ganz fremd gewesen zu sein.

Wenn ich nun immer wieder den Satz aufstellen hörte, dass man unmöglich länger von einem gemeinsamen Ursprung der Sprache reden könne, weil die vergleichende Sprachforschung die Existenz verschiedener Sprachfamilien nachgewiesen habe, so gestehe ich, dies für nicht richtig, jedenfalls für eine Uebertreibung gehalten zu haben.

Wenn wir das Problem vom richtigen Standpunkte aus betrachten, so gewinnt es die folgende Gestalt: „Wenn man behaupten will, dass die Sprache verschiedene Anfänge hatte, so muss man erst beweisen, dass die Sprache unmöglich einen gemeinsamen Ursprung gehabt haben kann."

Eine solche Unmöglichkeit ist in Bezug auf einen gemeinsamen Ursprung der arischen und semitischen Dialekte noch nicht festgestellt worden, während im Gegentheil die Analyse der grammatischen Formen in beiden Sprachfamilien viele Schwierigkeiten entfernt und es wenigstens verständlich gemacht hat, wie mit demselben oder sehr ähnlichen Material zwei Individuen oder zwei Familien oder zwei Nationen im Laufe der Zeit Sprachen hervorbringen konnten, welche in der Form so sehr verschieden sind, wie das Hebräische und Sanskritische.

Aber ein noch helleres Licht wurde auf den Bildungs- und Umgestaltungsprocess der Sprache durch das Studium anderer, mit dem Sanskrit oder Hebräischen nicht zusammenhängender Dialekte geworfen, welche vor unsern Blicken das Heranwachsen jener grammatischen Formen (grammatisch im weitesten Sinne des Wortes gefasst) entwickeln, die wir in den arischen und semitischen Familien nur als geworden, nicht als werdende kennen, als verfallende, nicht als frisch lebendige, als überlieferte, nicht als verstandene und absichtlich gebrauchte: ich meine die turanischen Sprachen. Die Spuren, durch welche diese Sprachen ihre ursprüngliche Verwandtschaft bescheinigen, sind viel schwächer, als in den semitischen und arischen Familien, und müssen viel schwächer sein. In den semitischen und arischen Sprachfamilien ist der agglutinative Process, durch den allein grammatische Formen zu gewinnen sind, zu einer gewissen Zeit zum Stillstand gekommen und dies konnte nur durch religiöse oder politische Einflüsse geschehen. Durch dieselbe Macht, vermöge welcher eine vorrückende Civilisation die mannigfachen Mundarten absorbirt, in welchen jedes gesprochene Idiom sich naturgemäss

darstellt, hat die erste politische oder religiöse Centralisation der überreichen Fülle der agglutinativen Sprache Einhalt thun müssen. Aus der Masse der möglichen Formen wurde eine einzige zur volksthümlichen, festen und technischen für jedes Wort, für jede grammatische Kategorie, und durch die Vermittelung der Dichtkunst, des Rechts und der Religion wurde eine literarische oder politische Sprache hervorgebracht, zu welcher von da an nichts mehr hinzuzufügen war, welche nach kurzer Zeit, nachdem sie in ihren formalen Elementen unverständlich geworden, nur noch der lautlichen Corruption ausgesetzt war, aber zu einer Wiederbelebung von innen heraus unfähig wurde. Man muss bei den arischen und semitischen Familien eine uranfängliche Concentration dieser Art annehmen, denn nur so vermögen wir uns Uebereinstimmungen zwischen den griechischen und Sanskrit-Endungen zu erklären, welche weder aus griechischem, noch aus Sanskrit-Material herausgebildet wurden, sondern noch immer in beiden Sprachen identisch sind. In diesem Sinne nenne ich diese Sprachen politische oder Staatssprachen und man hat mit Recht behauptet, dass Sprachen, die zu diesen Familien gehören, fähig sein müssen, ihre Verwandtschaft dadurch zu beweisen, dass sie nicht nur das Regelmässige und Verständliche, sondern auch das Anomale, Unverständliche und Abgestorbene mit einander gemein haben.

Wenn eine solche Concentration nicht eintritt, müssen die Sprachen, wenn sie auch aus denselben Materialien gebildet und ursprünglich identisch sind, nothwendigerweise in den sogenannten Dialekten auseinandergehen, aber in einem von den Dialekten, wie wir sie in den spätern Perioden der politischen Sprachen finden, sehr verschiedenen Sinne. Der Process der Agglutination wird in jedem Clan fortwirken und unverständlich werdende Formen werden leicht durch neue und verständlichere Composita ersetzt werden. Wenn die Casus durch das Anfügen von Wortformen an das Ende der Wörter gebildet werden, so können leicht neue Anfügungen in Gebrauch kommen, sobald die alten obsolet werden.

Wenn die Conjugation durch Pronomina gebildet wird, so können neue gebraucht werden, wenn sich die alten nicht mehr deutlich genug unterscheiden lassen.

Lassen Sie uns also die Frage aufwerfen, welche Coincidenzfälle wir in agglutinativen Dialekten, welche sich von einander geschieden haben und sich allmählig einem Zustande festerer Gestaltung nähern, erwarten können. Es scheint mir, dass wir sie nur da suchen können, wo sie von Castrén und Schott in der finnischen, türkischen, mongolischen, tungusischen und samojedischen Sprache wirklich glücklich entdeckt worden sind und wie sie von Hodgson, Caldwell, Logan und mir in der tamulischen, gangetischen, lohitischen, taischen und malayischen Sprache nachgewiesen worden sind. Sie müssen sich hauptsächlich auf das radicale Material der Sprache oder auf diejenigen Theile der Rede beziehen, welche zu reproduciren sehr schwer fällt, ich meine die Pronomina, Numeralia und Präpositionen. Diese Sprachen werden fast nie in dem Anomalen oder Unorganischen übereinstimmen, weil ihr Organismus alle Elemente, welche formal und unverständlich zu werden anfangen, beständig zurückstösst. Es kann uns weit mehr Wunder nehmen, dass überhaupt noch irgend welche Wörter von conventioneller Bedeutung als gemeinschaftliches Eigenthum der turanischen Sprachen entdeckt werden können, als dass die meisten ihrer Wörter und Formen jeder einzelnen eigenthümlich sind. Von diesen Uebereinstimmungen müssen aber Diejenigen Rechenschaft ablegen, welche den gemeinsamen Ursprung der turanischen Sprachen läugnen; sie müssen entweder als das Resultat eines Zufalls oder eines nachahmenden Instinctes, der den menschlichen Geist überall zu denselben onomatopœischen Wortbildungen hinleitete, erklärt werden. Dies ist noch nie geschehen und es dürfte überhaupt viele Mühe machen, dies zu Wege zu bringen.

Für mich selbst war das Studium der turanischen Familie besonders desshalb interessant, weil es eine Gelegenheit bot, sich über die Distanzen der Abweichungen, bis zu wel-

chen Sprachen, denen man einen gemeinsamen Ursprung zuschreibt, durch die unbeschränkte Einwirkung der dialektischen Wiedererzeugung auseinander gehen und einander unähnlich werden können, zu belehren.

In einem Briefe, den ich einst an meinen Freund, den verstorbenen Freiherrn von Bunsen, richtete und den derselbe in seinen „Umrissen der Philosophie der Universalgeschichte" [39]) veröffentlicht hat, beabsichtigte ich, so weit ich dies vermochte, die Principien, welche die Bildung der agglutinativen Sprachen leiteten, zu erforschen und zu zeigen, in wie weit Sprachen in ihrer Grammatik und ihrem Wortvorrath unähnlich werden können und sich dann doch noch als verwandte Dialekte behandeln lassen. Als Entgegnung auf die Behauptung, dass dies unmöglich sei, versuchte ich in der vierten, fünften und sechsten Abtheilung jener Abhandlung zu zeigen, wie es doch möglich gewesen sei, dass bei ihrem Ausgehen von einem gemeinsamen Boden Sprachen, die so verschieden sind, wie Mandschu und Finnisch, Malayisch und Siamesisch, zu ihrem gegenwärtigen Zustand gelangen und noch immer als verwandte Mundarten behandelt werden konnten. Indem ich nun diesen Process der Agglutination als das einzige erklärliche und verständliche Mittel ansah, durch das die Sprache eine grammatische Organisation erlangen und die Schranken, welche das Wachsthum des chinesischen Idioms zurückhielten, überschreiten kann, fühlte ich mich berechtigt, die aus der Formation der turanischen Sprachen hergeleiteten Principien auch auf die arische und semitische Familie anzuwenden. Auch sie müssen ihre agglutinative Stufe durchgemacht haben und nur während dieser Periode können wir für die allmählige Divergenz und Individualisation der später sogenannten arischen und semitischen Redeformen eine Erklärung finden. Können wir aber die verschiedene Erscheinung des Mandschu und Finnischen erklären, so bleibt auch die Kluft zwischen dem Hebräischen und dem Sanskrit nicht länger räthselhaft. Zwar kennen wir die arische Sprache nicht während dieser agglutinativen Periode, aber wir können

Schlüsse über ihren damaligen Zustand machen, wenn wir Sprachen, wie die finnische und türkische, sich dem arischen Typus mehr und mehr nähern sehen. Die türkische Sprache ist z. B. so weit zur flexionalen Form vorgeschritten, dass der Professor Ewald für sie den Titel einer synthetischen Sprache in Anspruch nimmt, ein Titel, welchen er den arischen und semitischen Sprachen da beilegt, wo sie schon die agglutinative Stufe überschritten haben und zu dem Process der phonetischen Corruption und Auflösung übergegangen sind. „Manche der Wortglieder des Türkischen," sagt er, „sind, da sie ursprünglich gewiss (wie in jeder Sprache) besondre Wörter waren, schon bis zu reinen Vocalen oder gar bis zu Umlauten verkürzt, wie sich z. B. der Unterschied von That- und Namenwort oft nur noch durch den schliessenden Umlaut in der Wurzel ausdrückt, göz Auge und gör sehen; isch That und it thun; îtsch das Innere und gîr eintreten." [40]) Ja, er geht selbst so weit, zuzugeben, dass das Türkische einige formale Elemente mit der arischen Familie gemein hat, Elemente, welche daher nur aus einer Periode herrühren konnten, in welcher beide sich noch in ihrer agglutinativen Kindheit befanden; so z. B. di als Anzeiger der vergangenen Handlung, ta als das Zeichen des Participium der Vergangenheit im Passivum, lu als ein Suffix zur Bildung von Adjectiven u. s. w. [41]) Dies ist mehr als ich zu behaupten wagen möchte.

Indem wir die allmählige Formation der Sprache durch Agglutination in ihrem Gegensatze zur Aufnahme der Bildungselemente im Innern des Worts (Intussusception) von diesem Standpunkte aus betrachten, ist es kaum nothwendig, zu sagen, dass jedesmal, wenn wir von der turanischen Sprachenfamilie sprechen, das Wort Familie in einer von der, die es in Bezug auf die arischen und semitischen Sprachen hatte, ganz verschiedenen Bedeutung gebraucht wird. In meinem Briefe über die turanischen Sprachen, welcher von Seiten Derer, welche an verschiedene Anfänge der Sprache und des Menschengeschlechts glauben, so scharf angegriffen worden ist, hatte ich dies wiederholt erläutert, und ich hatte den

Ausdruck Gruppe in Bezug auf die turanischen Sprachen vorgezogen, um so deutlich wie möglich auszudrücken, dass die Verwandtschaft zwischen dem Türkischen und dem Mandschu, zwischen Tamul und Finnisch nicht nur dem Grade, sondern auch der Art nach, von der zwischen dem Griechischen und dem Sanskrit bestehenden ganz verschieden sei. „Diese turanischen Sprachen," sagte ich (S. 216), „können nicht als solche betrachtet werden, welche zu einander in derselben Beziehung ständen, wie Hebräisch und Arabisch, Sanskrit und Griechisch." „Sie sind Radien, welche von demselben Mittelpunkt auslaufen, nicht Kinder eines gemeinsamen Erzeugers." Und doch sind sie noch nicht so weit von einander entfernt, wie Hebräisch vom Sanskrit, weil keine von ihnen in jene neue Phase des Wachsthums oder Verfalls (S. 218) eingetreten ist, durch welche die semitischen und arischen Sprachen hindurchgingen, nachdem sie in sich befestigt, individualisirt und nationalisirt waren.

Die eigentliche Tendenz meiner Abhandlung war mithin eine defensive. Sie sollte zeigen, wie voreilig es war, von verschiedenen unabhängigen Anfängen in der Geschichte der menschlichen Rede zu sprechen, ehe noch ein einziger Beleg für die Nothwendigkeit einer solchen Behauptung beigebracht war. Die Unmöglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs der Sprache ist nie bewiesen worden; aber um das zu beseitigen, was man für ganz besondere Schwierigkeiten, die in der Theorie eines gemeinsamen Ursprungs liegen sollten, ansah, hielt ich mich wirklich für verpflichtet, praktisch und gerade an der Geschichte der turanischen Sprachen zu zeigen, wie eine solche Theorie möglich oder, wie ich dies nur in einem Falle sage, wahrscheinlich sei. Ich bemühte mich, zu zeigen, wie selbst die entferntesten Glieder der turanischen Familie, das Finnische des hohen Nordens und das Tamulische des Südens, in ihrer grammatischen Organisation Spuren einer frühern Einheit bewahrt haben, und wenn meine Gegner einräumen, dass ich bewiesen habe, dass die antebrahmanischen oder tamulischen Einwohner Indiens zur turanischen Familie

gehören, so können sie kaum darauf gemerkt haben, dass, wenn gerade dieser äusserste Punkt meiner Beweisführung zugegeben wird, alles Uebrige, als darin eingeschlossen, nothwendigerweise von selbst folgt.

Dennoch überschrieb ich das letzte Kapitel meines Essay nicht „On the Necessity of a Common Origin of Language“, sondern „On the Possibility“, sprach also immer nur von der Möglichkeit eines gemeinschaftlichen Ursprungs der Sprache und fasste meine, den Meinungen der Gegner entgegengestellte Vertheidigung in folgende zwei Paragraphen zusammen:

I. „Nichts zwingt zu der Annahme verschiedener selbständiger Anfänge für die materiellen Elemente des turanischen, semitischen und arischen Sprachenzweiges; es ist im Gegentheil möglich, selbst jetzt noch Wurzeln nachzuweisen, welche in diesen drei Zweigen seit ihrer ersten Trennung gangbar und gebräuchlich gewesen und geblieben sind.“

II. „Nichts zwingt zu der Annahme verschiedener Anfänge für die formalen Elemente des turanischen, semitischen und arischen Sprachenzweiges, und obgleich es unmöglich ist, das arische System der Grammatik von dem semitischen oder das semitische von dem arischen herzuleiten, so können wir doch vollkommen einsehen, wie entweder durch individuelle Einflüsse oder durch die Abnutzung und Abschleifung der Sprache während ihres fortwährenden Arbeitens die verschiedenen Systeme der Grammatik in Asien und Europa hervorgebracht worden sein mögen.“

Man wird aus dem Wortlaut dieser beiden Paragraphen ersehen, dass meine Absicht war, die Nothwendigkeit von einander unabhängiger Anfänge abzuläugnen und die Möglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs der Sprache zu behaupten. Man hat gegen mich die Anklage erhoben, dass ich in meinen Forschungen von einem unbedingten Glauben an den gemeinschaftlichen Ursprung des Menschengeschlechts geleitet worden sei. Ich läugne nicht, dass ich diesen Glauben hege, und dass die Bestätigung desselben, wenn sie

überhaupt nöthig ist, durch Darwin's Buch „On the Origin of Species“ [42]) dargeboten worden ist. Aber ich fordere meine Gegner heraus, mir einen einzigen Satz nachzuweisen, in welchem ich wissenschaftliche und theologische Argumente mit einander vermengt hätte. Nur wenn man mir einwendet, dass „kein ruhiger Beobachter jemals den Gedanken gefasst haben würde, das ganze Menschengeschlecht von einem Menschenpaare abzuleiten, wenn die mosaischen Urkunden dies nicht lehrten“, so darf ich mir wohl gestatten zu behaupten, dass dieser Gedanke im Gegentheil so natürlich ist und sich mit den Gesetzen der menschlichen Vernunft so gut vereinigen lässt, dass es, so viel ich weiss, keine Nation auf der Erde gegeben hat, welche, wenn sie überhaupt irgend welche Ueberlieferung über den Ursprung des Menschengeschlechts besitzt, die menschliche Race nicht von einem einzigen Paare oder gar von einem Individuum hergeleitet hätte. Wenn daher auch der Verfasser der mosaischen Urkunden vor dem Tribunal der Naturwissenschaft seiner Ansprüche auf gottbegeisterte Eingebungen beraubt werden mag, so kann er doch wenigstens den Titel eines bescheidenen Beobachters beanspruchen, und wenn es bewiesen werden kann, dass sein Gedanke der Einheit des Menschengeschlechts ein irriger sei, so ist dies ein Irrthum, den er mit andern ruhigen Beobachtern, mit einem Humboldt, Bunsen, Prichard und Owen theilt. [43])

Nur eine Frage bleibt nun noch zu beantworten: War es ein und dieselbe Wassermasse, welche alle die Seitenkanäle der Sprache füllte? Oder, um auf alle Metaphern zu verzichten, sind die Wurzeln, welche nach dem radicalen, terminationalen und flexionalen System zusammengefügt wurden, identisch dieselben? Als einzigen Weg, diese Frage zu beantworten oder sie wenigstens zurechtzulegen, erkennen wir die Betrachtung der Natur und des Ursprungs der Wurzeln, und wir werden dann die äussersten Gränzen erreicht haben, bis zu welchen uns inductive Schlüsse in unsern Durchforschungen der Geheimnisse der menschlichen Sprache führen können.

Neunte Vorlesung.

Die theoretische Stufe und der Ursprung der Sprache.

Für unsere Erkenntniss ist das das Letzte, was in Wesen und Entstehung der Dinge das Erste ist. Aristoteles.

„Wenn wir die Geschichte der Menschheit sowohl als auch die Erscheinungen der materiellen Welt untersuchen und dann den Hergang nicht aufdecken können, durch welchen ein Ereigniss hervorgebracht worden ist, so ist es oft schon wichtig, nur zeigen zu können, wie es durch natürliche Ursachen hätte hervorgebracht werden können. Obgleich es also unmöglich ist, die Wege und Stufen mit Gewissheit anzugeben, auf welchen irgend eine besondere Sprache gebildet wurde, so wird doch der Geist, wenn wir nach den allbekannten Principien der Menschennatur zeigen können, wie alle verschiedenen Theile der Sprache allmählig hätten entstehen und emporwachsen können, nicht nur bis zu einem gewissen Grade befriedigt, sondern es wird auch jener indolenten Philosophie Einhalt gethan, welche alle Erscheinungen sowohl in der natürlichen als auch in der moralischen Welt, die sie nicht zu erklären vermag, sogleich mit einem Wunder in Beziehung bringt.“[1])

Dieses Citat aus den Werken eines bedeutenden schottischen Philosophen enthält den besten Rath, welchen man

dem Forscher auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft ertheilen kann, wenn er an das Problem herantritt, das wir heute zu untersuchen haben, wir meinen den Ursprung der Sprache. Obgleich wir dieses Problem jenes verwirrenden und mysteriösen Aussehens entkleidet haben, das es den Philosophen ehedem darbot, so scheint es doch, selbst in seiner einfachsten Gestalt, fast über den Bereich des menschlichen Verstandes hinaus zu liegen.

Wenn man uns das Räthsel aufgäbe, wie die Bilder des Auges und alle Eindrücke unserer Sinne durch Töne ausgedrückt, ja sogar in Tönen so verkörpert werden können, dass diese den Gedanken ausdrücken und hervorrufen, so würden wir wohl geneigt sein, dasselbe als die Frage eines Tollhäuslers von uns zu weisen, welcher, indem er die heterogensten Dinge unter einander wirft, Versuche macht, Farben in Töne und Töne in Gedanken zu verwandeln.[2]) Gerade dieses Räthsel haben wir aber heute zu lösen.

Es ist zunächst klar, dass wir kein Mittel besitzen, das Problem des Sprachenursprungs auf historischem Wege zu lösen, oder es wie eine Thatsache, die sich einmal an einem gewissen Orte oder zu einer gewissen Zeit zugetragen hat, zu erklären. Die Geschichte fängt erst lange nach der Zeit an, wo die Menschheit das Sprachvermögen erlangt hatte, und selbst die ältesten Ueberlieferungen schweigen über die Art und Weise, in welcher der Mensch zu dem Besitz seiner frühesten Gedanken und Wörter gelangte. Es könnte ohne Zweifel gar nichts interessanter sein, als aus historischen Urkunden den genauen Hergang kennen zu lernen, wie eigentlich der Mensch seine ersten Worte zu lallen begann, und sich so auf einmal von allem Theoretisiren über den Ursprung der Sprache los zu machen. Aber diese Kunde ist uns auf ewig entzogen und wenn dem anders wäre, würden wir doch wahrscheinlich ganz unfähig sein, jene Urereignisse in der Geschichte des Menschengeistes zu verstehen.[3]) Man sagt uns, dass der erste Mensch ein Sohn Gottes war, dass Gott den Menschen ihm zum Bilde schuf,

dass er ihn aus Erdenstaub bildete und in seine Nase den Athem des Lebens hauchte. Dies sind einfache Thatsachen und sie müssen als solche hingenommen werden; wenn wir über sie Urtheile zu bilden anfangen, so streift die Schneide des menschlichen Verstandes, ohne irgendwo zu haften, jedesmal vorbei. Es liegt im Wesen unseres Geistes, dass er den absoluten Anfang oder das Ende irgend eines Geschöpfes nicht begreifen kann. Wenn wir es versuchen wollten, uns den ersten Menschen als Kind geschaffen und allmählig seine physischen und geistigen Kräfte entfaltend zu denken, so könnten wir nicht begreifen, wie er nur einen Tag ohne übernatürliche Hülfe zu leben vermochte. Wenn wir im Gegentheil versuchten, den ersten Menschen uns als leiblich und geistig erwachsen vorzustellen, so würde diese Auffassung einer Wirkung ohne Ursache, eines vollkommen erwachsenen und entwickelten Geistes ohne vorhergehende Entwickelung, ebenfalls die Kräfte unserer Vernunft übersteigen. Ganz ebenso verhält es sich mit den Uranfängen der Sprache. Theologen, welche für die Sprache einen göttlichen Ursprung beanspruchen, gerathen in den gefährlichsten Anthropomorphismus, wenn sie in Bezug auf die Art und Weise, wie nach ihrer Annahme die Gottheit ein Wörterbuch und eine Grammatik compilirt und den ersten Menschen wie ein Taubstummenlehrer unterrichtet haben mag, auf irgend welche Details einzugehen versuchen. Sie sehen auch nicht ein, dass sie selbst dann, wenn man ihnen alle ihre Prämissen einräumte, nichts weiter erklärt haben würden, als wie der erste Mensch eine Sprache hätte erlernen können, wenn dieselbe für ihn schon vollkommen fertig gemacht war. Wie diese Sprache aber fertig gemacht wurde, würde immer noch eben so geheimnissvoll bleiben. Jene Philosophen dagegen, welche sich einbilden, dass der erste Mensch, obgleich sich selbst überlassen, allmählig aus einem Zustande der Stummheit sich erhoben und für jede neue Vorstellung, die in seinem Geiste auftauchte, auch ein Wort erfunden haben dürfte, vergessen, dass der Mensch nicht durch eigene Kraft

die **Fähigkeit** der Sprache hätte erlangen können, eine Fähigkeit, welche ein unterscheidendes Merkmal des Menschen ist,[4]) unerreicht und unerreichbar durch alles stumm Erschaffene. Es beweist nur, dass die Philosophen die eigentliche Tragweite unseres Problems noch nicht zu würdigen verstehen, wenn sie sich auf die Thatsache berufen, dass die neugeborenen Kinder nicht sprechen können und erst allmählig aus ihrer Stummheit auftauchend den vollen Gebrauch der articulirten Worte erlangen. Wir wollen doch nicht erst erklären, wie die Vögel fliegen lernen, die mit einem diesem Zwecke entsprechenden Organismus geschaffen sind; eben so wenig wollen wir untersuchen, wie die Kinder die verschiedenen Fähigkeiten und Kräfte, mit denen der menschliche Geist und Körper ausgerüstet ist, gebrauchen lernen. Unsere Absicht ist vielmehr, wo möglich einen Einblick in das ursprüngliche Sprachvermögen zu gewinnen, und zu diesem Zweck ist es, wie ich fürchte, ebenso unnütz, das erste Stammeln der Kinder zu beobachten, wie es unnütz sein würde, jenes Experiment eines ägyptischen Königs zu wiederholen, welcher zwei neugeborene Kinder einem Schäfer mit dem Befehle anvertraute, sie an Ziegeneutern saugen zu lassen und in ihrer Gegenwart nie ein Wort zu sprechen, aber genau darauf zu achten, welches Wort sie zuerst aussprechen würden.[5]) Dasselbe Experiment soll der schwäbische Kaiser Friedrich II., ferner Jacob IV. von Schottland und einer der Mogulkaiser Indiens wiederholt haben; aber sowohl in Bezug auf den Zweck, die Ursprache der Menschheit ausfindig zu machen, als auch zu entdecken, in wie weit die Sprache dem Menschen von Natur aus gegeben sei, warfen diese verunglückten Versuche durchaus kein Licht auf das uns vorliegende Problem. Die Kinder erfinden, indem sie sprechen lernen, die Sprache nicht. Sie ist für sie bereits fertig gemacht und ist schon seit Jahrtausenden fertig gewesen. Sie erlangen nur den Gebrauch einer Sprache und wenn sie heranwachsen, auch wohl den einer zweiten und selbst einer dritten. Es ist auch ganz unnütz zu untersuchen, ob sich selbst überlassene Kinder eine

Sprache erfinden würden. Es würde unnatürlich, widerrechtlich, ja fast unmöglich sein, diesen Versuch anzustellen, und ohne wiederholte Versuche würden die Behauptungen Derer, welche an die Möglichkeit, dass sich Kinder ihre eigene Sprache erfinden können, glauben oder nicht glauben, gleich werthlos sein. Was wir in dieser Beziehung gewiss wissen, besteht darin, dass ein englisches, sich selbst überlassenes Kind niemals englisch zu sprechen anfangen würde und dass die Geschichte kein einziges Beispiel einer auf diesem Wege erfundenen Sprache darbietet.

Wenn wir eine Einsicht und Kenntniss von dem für den Vogel charakteristischen Vermögen des Fliegens gewinnen wollen, so können wir zunächst nichts weiter thun, als den Bau der Vögel mit dem anderer Thiere vergleichen, welche dieses Vermögen entbehren, und zweitens die Bedingungen untersuchen, unter welchen der Act des Fliegens möglich wird. Ebenso ist es mit der Sprache. Die Sprache ist ein dem Menschen eigenthümliches Vermögen, das ihn von allen andern Geschöpfen unterscheidet, und wenn wir uns bestimmtere Begriffe über die wirkliche Natur der menschlichen Rede bilden wollen, so können wir weiter nichts thun, als den Menschen mit den Thieren vergleichen, die ihm am nächsten zu kommen scheinen, und so den Versuch machen, das zu entdecken, was er mit diesen Thieren gemein hat und was ihm und zwar ihm allein eigenthümlich ist. Nachdem wir dies entdeckt haben, können wir ferner zu der Erforschung der Bedingungen vorschreiten, unter denen die Sprache möglich wird, und wir werden damit Alles, was wir können, gethan haben, wenn wir erwägen, dass die Werkzeuge unseres Erkennens, so wunderbar sie auch sein mögen, doch viel zu schwach sind, um uns in Regionen emporzutragen, zu welchen wir uns nur mit den Schwingen unserer Einbildungskraft zu erheben vermögen.

Indem wir den Menschen mit den andern Thieren vergleichen, brauchen wir hier nicht auf die physiologische Frage einzugehen, ob der Unterschied zwischen dem Körper

eines Affen und dem eines Menschen ein Unterschied des Grades oder der Art ist. Mögen die Physiologen diese Frage beantworten, wie sie wollen, uns kann es gleich sein. Wenn der Bau eines blossen Wurmes den Menschengeist mit Staunen und Ehrfurcht zu erfüllen vermag, wenn selbst ein vereinzelter Lichtstrahl, der von der in den Organen des niedrigsten Geschöpfes entfalteten unendlichen Weisheit in unser Forscherauge fällt, uns zeigt, wie die Allweisheit des Schöpfers weit über die menschliche Fassungskraft hinausgeht, wie dürfen wir da die auf der Stufenleiter Seiner Schöpfung hoch stehenden Geschöpfe kritisiren und herabsetzen, Geschöpfe, die eben so wunderbar wie wir selbst bereitet sind? Sind nicht viele Geschöpfe in manchem Punkte selbst vollkommener als der Mensch? Beneiden wir nicht den Löwen um seine Stärke, den Adler um sein Auge, den Vogel um seine Schwingen? Wenn es auch Thiere gäbe, welche in ihrer physischen Struktur eben so vollkommen, ja sogar vollkommener als der Mensch wären, so würde doch kein denkender Mensch sich darüber grämen. Seine eigentliche Ueberlegenheit ruht auf ganz anderm Grunde. „Ich gestehe," schreibt Sydney Smith, „dass die Ueberlegenheit des Menschengeschlechts ein solches Gefühl des Wohlbehagens in mir erweckt — dass ich eine so entschiedene Verachtung gegen jeden Pavian, der mir zu Gesicht gekommen ist, hege — dass ich mich so sicher fühle, dass der blaue, schwanzlose Affe in der Dichtkunst, Malerei und Musik niemals unser Rival werden wird, dass ich gar keinen Grund absehe, warum man den wenigen Bruchstücken einer Seele und den Fetzen von Verstand, die sie wirklich besitzen mögen, nicht Gerechtigkeit sollte widerfahren lassen." An der scherzhaften Stimmung Sydney's bei der Behandlung ernster und heiliger Gegenstände haben in der letzten Zeit Viele Anstoss genommen; aber der Humor ist oft ein sichereres Zeichen fester Ueberzeugung und vollkommener Gewissheit, als wohlbewachte steife Feierlichkeit.

In Bezug auf unser Problem kann man nun nicht daran zweifeln, dass gewisse Thiere alle die physischen Erfordernisse

zum articulirten Sprechen besitzen. Es giebt keinen Buchstaben des Alphabets, den ein Papagei nicht aussprechen lernte.[6]) Desshalb muss die Thatsache, dass der Papagei ohne eigene Sprache ist, aus einem Unterschiede der geistigen, nicht der physischen Fähigkeiten des Thieres und des Menschen erklärt werden, und nur aus einer Vergleichung der geistigen Fähigkeiten, wie wir sie im Menschen und den Thieren antreffen, können wir zu entdecken hoffen, worin eigentlich die unumgänglich nothwendige Befähigung zum Sprechen besteht, wie sie eben nur im Menschen ganz allein zu finden ist.

Ich sage geistige Fähigkeiten und habe dabei vor, auch für die höhern Thierclassen einen nicht unbedeutenden Antheil an den sogenannten geistigen Fähigkeiten zu beanspruchen. Diese Thiere haben Empfindungs- und Vorstellungsvermögen, Gedächtniss, Willen und selbst Verstand, nur müssen wir den Verstand auf die Vergleichung und Verknüpfung einzelner Wahrnehmungen beschränken. Alles dies lässt sich durch unumstössliche Belege beweisen und diese Belege sind, wie ich glaube, nirgends mit grösserer Klarheit und Ueberzeugungskraft zusammengestellt worden, als in einer der letzten Schriften des M. P. Flourens, „De la Raison, du Génie, et de la Folie", Paris, 1861. Es giebt ohne Zweifel Leute, die über die Idee, dass Thiere Seelen haben und fähig sein sollen zu denken, eben so sehr erschrecken, als über „den blauen Affen ohne Schwanz". Aber ihr Schrecken ist ganz und gar Product ihrer eigenen Phantasie. Wenn wir solche Worte, wie Seele oder Gedanke, brauchen, ohne uns selbst und Andern ihre eigentliche Bedeutung klar zu machen, so werden diese Worte unsern Händen entschlüpfen und das Resultat wird uns nur Noth machen. Stellen wir einfach die Frage, ob das Thier eine Seele habe, so werden wir niemals zu einem richtigen Schluss gelangen; denn der Begriff der Seele ist so vielmals und so vielfach von Aristoteles an bis zu Hegel von den Philosophen definirt worden, dass er Alles und Nichts bedeuten kann. So gross ist die durch die regellose Anwendung schlecht definirter psychologischer Aus-

drücke angerichtete Verwirrung, dass wir den Descartes die Thiere als lebende Maschinen darstellen sehen, während Leibniz ihnen nicht nur Seelen, sondern unsterbliche Seelen beilegt. „Nächst dem Irrthum Derer, welche das Dasein Gottes läugnen," sagt Descartes, „ist keiner so geeignet, schwache Geister von dem Tugendpfade abzulenken, als der Gedanke, dass die Thierseele von derselben Natur, wie unsere eigene, sei und dass wir demnach nach diesem Leben durchaus nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten haben, als Fliegen und Ameisen; wogegen wir in der Erkenntniss ihres gewaltigen Unterschiedes viel besser einsehen, dass unsere Seele vom Körper ganz unabhängig und demgemäss dem mit dem Körper gemeinsamen Tode nicht unterworfen ist."[7])

Mag sich auch in diesen Bemerkungen eine vortreffliche Gesinnung aussprechen, die Beweisführung selbst ist äusserst schwach. Daraus, dass die Thiere keine Menschenseele besitzen, folgt noch durchaus nicht, dass sie überhaupt keine Seele haben. Es folgt auch noch nicht, dass die Menschenseelen nicht unsterblich sind, weil die Thierseelen nicht unsterblich sind; auch ist der Obersatz des Schlusses nie von irgend einem Philosophen bewiesen worden, dass nämlich die Thierseelen durch den Tod zerstört und vernichtet werden müssen. Leibniz, welcher die Unsterblichkeit der menschlichen Seele sogar noch mit stärkern Beweisgründen vertheidigt hat, als Descartes, schreibt: „Ich fand schliesslich, dass die Seelen der Thiere und ihre Empfindungen der Unsterblichkeit der Menschenseelen nicht im Geringsten Eintrag thun; im Gegentheil leistet nichts bessere Dienste, unsere Unsterblichkeit als in der Natur begründet festzustellen, als der Glaube, dass alle Seelen unvergänglich sind."[8])

Anstatt auf Verwickelungen, an welchen hauptsächlich die schwankende Anwendung schlecht definirter Ausdrücke Schuld ist, näher einzugehen, lassen Sie uns einfach die Thatsachen ins Auge fassen. Jeder unbefangene Beobachter wird zugeben, dass

1) die Thiere sehen, hören, schmecken, riechen und

fühlen; d. h. sie haben fünf Sinne, gerade wie wir selbst, weder mehr noch weniger. Sie haben sowohl Empfindungs- als Wahrnehmungsvermögen, was Flourens durch höchst interessante Versuche beleuchtet und erläutert hat. Wenn die Wurzeln des Sehnervs entfernt werden, so hört die Netzhaut im Auge des Vogels auf erregbar zu sein, die Iris ist nicht mehr beweglich; das Thier ist blind, weil es das Organ der Empfindung verloren hat. Wenn im Gegentheil die Hirnlappen entfernt werden, so bleibt das Auge rein und gesund, die Netzhaut erregbar, die Iris beweglich. Das Auge ist erhalten, und dennoch kann das Thier nicht sehen, weil es die Organe der Wahrnehmung verloren hat.

2) Die Thiere haben Empfindungen des Vergnügens und des Schmerzes. Wenn ein Hund geschlagen wird, so benimmt er sich ziemlich ebenso wie ein Kind, das gezüchtigt wird, und wird er gefüttert und geliebkost, so giebt er sein Wohlbehagen ebenso zu erkennen, wie ein Knabe unter ähnlichen Umständen. Wir können nur nach äussern Zeichen urtheilen, und wenn wir ihnen bei dem Kinde trauen, warum sollten wir sie am Thiere unbeachtet lassen.

3) Die Thiere vergessen Vieles nicht, sie haben, wie die Philosophen sagen würden, Gedächtniss. Sie kennen ihren Herrn und ihre Heimath; sie zeigen Freude, wenn sie Diejenigen wiedererkennen, die gegen sie freundlich gewesen sind, und zeigen noch nach Jahren Groll gegen die, welche sie schlecht behandelt haben. Wer erinnert sich nicht des Hundes Argos in der Odyssee, der nach so langen Jahren seinen nach Ithaka zurückgekehrten Herrn zuerst wiedererkannte?[9])

4) Die Thiere sind fähig zu vergleichen und zu unterscheiden. Ein Papagei nimmt eine Nuss und wirft sie wieder weg, ohne nur zu versuchen, sie zu knacken. Er hat gefunden, dass sie leicht ist; dies konnte er aber nur dadurch bemerken, dass er das Gewicht voller Nüsse mit dem der tauben vergleicht; er hat auch gefunden, dass sie keinen Kern hat; dies konnte er nur durch ein Etwas finden, das die Philosophen mit dem stolzen Namen eines Syllogismus belegen,

nämlich „alle leichten Nüsse sind leer; dies ist eine leichte Nuss, folglich ist sie leer.“

5) Die Thiere haben ihren eigenen Willen. Ich rufe alle die zu Zeugen auf, welche je ein stätiges Pferd geritten haben.

6) Die Thiere lassen Zeichen der Scham und des Stolzes bemerken. In dieser Beziehung wird wieder Jeder, der z. B. mit Jagdhunden zu thun hat, der beobachtet hat, wie sie mit funkelnden Augen ein Rebhuhn ihrem Herrn zu Füssen legen oder wie sie mit eingeklemmtem Schwanze fortschleichen, zugeben, dass diese Zeichen nur diese eine Erklärung zulassen. Die Schwierigkeit hebt an, wenn wir uns der philosophischen Sprache bedienen, wenn wir für die Thiere moralisches Gefühl, Gewissen, das Vermögen, das Gute und Böse zu unterscheiden, beanspruchen wollen, und da wir durch diese schulmässigen Ausdrücke nicht weiter kommen, so thun wir besser, sie ganz zu vermeiden.

7) Die Thiere offenbaren Liebe und Hass. Es ist keine leere Erfindung, dass Hunde auf dem Grabe ihres Herrn gestorben sind; auch unterliegt es keinem Zweifel, dass Thiere oft mit einem gewissen Scharfsinn die Gelegenheit abpassen, sich an ihnen verhassten Personen zu rächen.

Wenn wir allen diesen Thatsachen gegenüber noch läugnen wollen, dass die Thiere Empfindung, Wahrnehmung, Gedächtniss, Willen und Verstand haben, so müssten wir wahrlich sehr starke Beweisgründe vorbringen, um diese an den Thieren beobachteten Anzeichen auf eine von den an den Menschen bemerkten so abweichende Weise zu deuten und zu erklären.

Einige Philosophen bilden sich ein, Alles erklärt zu haben, wenn sie den Thieren statt des Verstandes Instinct beilegen. Fassen wir aber diese beiden Worte in ihrer gewöhnlichen Bedeutung auf, so schliessen sie gewiss einander nicht aus.[10]) Auch der Mensch besitzt Instinct, eben so gut wie das Thier. Das Kind sucht seiner Mutter Brust durch Instinct; durch Instinct webt die Spinne ihr Netz, baut die Biene ihre Zelle. Keiner wird doch dem Kinde physiologische Kenntnisse zuschreiben wollen, weil es gerade die Muskeln

in Bewegung setzt, die zum Saugen gebraucht werden; auch werden wir der Spinne keine Kenntniss der Mechanik oder der Biene Bekanntschaft mit der Stereometrie beilegen, weil wir ohne das Studium dieser Wissenschaften das nicht ausführen könnten, was sie von selbst zu Stande bringen. Aber wie, wenn wir nun ein Spinngewebe zerreissen und die Spinne den angerichteten Schaden untersuchen und entweder ihr Werk in Verzweiflung aufgeben oder es so gut als möglich ausbessern sehen?[11]) Ohne Zweifel wird hier der Instinct des Webens durch eine Art von Beobachtung, von Vergleichung, von Reflexion und Urtheil geleitet und beherrscht. Der Instinct, sei er nun mechanisch oder moralisch, tritt im Thiere stärker hervor als im Menschen, aber er ist in Beiden thätig, so wie in Beiden der Verstand wirksam ist.

Worin liegt aber nun der Unterschied zwischen dem Thiere und dem Menschen?[12]) Was ist es, das der Mensch thun kann, und wovon wir keine Zeichen, keine Elemente und Ansätze in der ganzen Thierwelt finden? Ich antworte ohne Bedenken: Die einzige hohe Schranke zwischen dem Thiere und dem Menschen ist die Sprache. Der Mensch spricht, aber kein Thier hat je ein Wort hervorgebracht. Die Sprache ist unser Rubikon und kein Thier wird wagen, ihn zu überschreiten. Dies ist unsere thatsächliche Antwort, die wir denen ertheilen, welche von Entwickelung reden, welche glauben, dass sie wenigstens die Uranfänge aller menschlichen Fähigkeiten im Affen entdecken und welche gern die Möglichkeit offen erhalten möchten, dass der Mensch nur ein begünstigtes Thier, der triumphirende Sieger in dem uranfänglichen Kampfe um das Leben sei. Die Sprache ist etwas Handgreiflicheres, als eine Falte des Gehirns oder eine besondere Formation des Schädels. Sie lässt keine Spitzfindigkeiten zu und kein Process natürlichen Auswählens wird je bedeutungsvolle Wörter aus dem Vogelgesang oder dem Thiergeschrei herauslesen.

Die Sprache ist jedoch nur das äussere Zeichen. Wir können in unserer Beweisführung auf sie hindeuten, wir

können unsere Opponenten herausfordern, uns irgend etwas aus der ganzen Thierwelt vorzuführen, das ihr irgend nahe käme; wenn dies aber Alles wäre, wenn die Kunst, articulirte Töne zur Mittheilung der uns gewordenen Eindrücke anzuwenden, der einzige Vorzug wäre, durch welchen wir unsere Ueberlegenheit über die thierische Schöpfung behaupten könnten, so dürften wir uns wohl nicht ohne Grund etwas genirt fühlen, Gorillas und anderes Gethier uns so dicht auf der Ferse folgen zu sehen.

Es ist nicht zu läugnen, dass die Thiere, obgleich sie zu diesem Zweck keine articulirten Töne benutzen, dennoch ihre eigenthümlichen Mittel der gegenseitigen Mittheilung besitzen. Wenn ein Wallfisch verwundet ist, so wird dem ganzen Schwarm, wenn er auch über eine ganze Strecke der See verbreitet ist, die Nachricht von der Anwesenheit eines Feindes sogleich mitgetheilt, und wenn der Todtengräberkäfer einen todten Maulwurf findet, so beeilt er sich, seinen Kameraden die frohe Nachricht zu überbringen und kehrt bald darauf mit seinen vier Genossen zurück. [13]) Es ist ganz gewiss, dass die Hunde viel von dem, was ihnen zugerufen wird, zu verstehen vermögen, und andere Thiere, wie z. B. der Papagei, können jeden articulirten Ton aussprechen. Hiernach würde die articulirte Sprache, obgleich nur für die philosophische Kriegführung, immer noch eine unbezwingliche Stellung einnehmen; dennoch ist es nur natürlich, dass wir zu unserer eigenen Befriedigung darüber klar zu werden versuchen, worin eigentlich die Stärke unserer Stellung als Menschen besteht, oder mit andern Worten, dass wir jene innere Kraft zu entdecken versuchen, deren äusseres Zeichen und Offenbarung die Sprache ist.

Zu diesem Zwecke wird es das Beste sein, die Meinungen Derer zu prüfen, welche sich unserm Probleme von einer andern Seite her näherten, welche sich nicht nach äussern und handgreiflichen Merkmalen der zwischen Thier und Mensch bestehenden Verschiedenheit umsahen, sondern die innern geistigen Fähigkeiten untersuchten und den Punkt zu

bestimmen suchten, wo der Mensch die Schranken des thierischen Verstandes überschreitet. Ist nur erst dieser Punkt richtig bestimmt, so wird er wohl auch mit dem Ausgangspunkt der Sprache zusammenfallen, und wenn dies sich so verhält, so dürfte wohl auch dieses Zusammenfallen das uns jetzt beschäftigende Problem erklären.

Ich werde mir erlauben, einen Auszug aus Locke's Schrift über den menschlichen Verstand mitzutheilen.

Nachdem er erklärt hat, auf welche Weise universelle Ideen gebildet werden, wie der Geist, wenn er dieselbe Farbe am Kalk, am Schnee und an der Milch beobachtet hat, diese einzelnen Wahrnehmungen unter dem allgemeinen Begriff der Weisse zusammenfasst, fährt Locke [14]) fort: „Wenn es zweifelhaft erscheinen mag, ob nicht die Thiere ihre Ideen auf jenem Wege bis zu einem gewissen Grad verbinden oder erweitern können, so glaube ich doch soviel bestimmt behaupten zu können, dass das Vermögen der Abstraction ihnen durchaus nicht inwohnt und dass das Fassen allgemeiner Ideen einen wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier begründet und ein Vorzug ist, den die Fähigkeiten der Thiere keineswegs erreichen können."

Wenn nun diese Ansicht Locke's richtig ist und wir selbst Recht haben, auf die Sprache als ein handgreifliches Unterscheidungszeichen der Menschen und Thiere hinzuzeigen, so würde daraus zu folgen scheinen, dass die Sprache das äussere Zeichen und die Realisirung jenes innern Vermögens der Abstraction ist, das uns unter dem schlichten Namen der Vernunft noch besser bekannt ist.

Wir wollen nun auf das Resultat unserer frühern Vorlesungen zurückblicken. Es war das folgende: Nachdem wir alles nur irgend Erklärbare im Wachsthum der Sprache erklärt hatten, blieb schliesslich als das allein unerklärbare Residuum die sogenannte Wurzel übrig. Diese Wurzeln bildeten die eigentlichen Bestandtheile aller Sprachen. Diese Entdeckung hat nun das Problem des Sprachenursprungs ungemein vereinfacht. Sie hat jenen schwärmerischen Schilde-

rungen der Sprache, welche dem Beweise für den göttlichen Ursprung der Sprache beständig voranzugehen pflegten, jede Entschuldigung entzogen. Wir werden nun nicht länger von jenem wunderbaren Werkzeug zu hören bekommen, welches Alles, was wir sehen, hören, schmecken, berühren und riechen, auszudrücken vermag, welches das athmende Abbild des Weltalls ist, welches den erhabensten Gefühlen unserer Seelen Form und den kühnsten Träumen unserer Phantasie Körper verleiht, welches in genauer Gedankenperspective Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenzugruppiren und über alle Dinge die wechselnden Färbungen der Gewissheit, des Zweifels, der Zufälligkeit auszugiessen vermag. Alles dies ist vollkommen wahr, aber es ist nicht länger wunderbar, wenigstens nicht in dem Sinne eines arabischen Tausend und eine Nacht-Mährchens. „Der speculative Geist fühlt, wie Dr. Ferguson sagt, bei der Vergleichung der ersten und letzten Stufen des Sprachenfortschritts dieselbe Art von Erstaunen, wie ein Reisender, der allmählig einen Bergabhang erstiegen hat und nun, indem er plötzlich in einen Abgrund von unermesslicher Tiefe hinabschaut, nur durch übernatürliche Hülfe zu dieser schwindelnden Höhe emporgestiegen zu sein glaubt.“ Gewissen Geistern erscheint es wie eine Täuschung und Demüthigung, sich an der Hand der Geschichte von jenem hohen Gipfelpunkt wieder hinabführen zu lassen. Sie ziehen das Unverständliche, das sie nur bewundern, dem Verständlichen, das sie nur verstehen können, vor; aber dem gereiften Geiste ist die Wirklichkeit anziehender, als die Fiction und die Einfachheit wunderbarer als die Ideenverwickelung. Die Wurzeln mögen sehr trocken erscheinen, wenn man sie mit den Dichtungen eines Göthe vergleicht, und dennoch liegt wahrlich etwas Wunderbareres in einer Wurzel, als in der ganzen Lyrik der Welt.

Was sind denn nun diese Wurzeln? In unsern modernen Sprachen lassen sie sich nur durch wissenschaftliches Analysiren auffinden und selbst bis in die Zeiten des Sanskrit zurück können wir behaupten, dass eine Wurzel eigentlich

niemals als Nomen oder Verbum in Gebrauch war; aber ursprünglich wurden sie doch so gebraucht und im Chinesischen ist uns glücklicherweise ein Repräsentant jener ursprünglichen radicalen Sprachstufe erhalten, welche wie Granit unter allen andern Schichten der menschlichen Rede sich hinstreckt *und wie dieser nur in vereinzelten Gebirgskämmen zu Tage tritt*. Die arische Wurzel dâ, geben, erscheint im Sanskritwort dânam, donum, Gabe, als Substantiv; in dadâmi, griechisch didōmi, lateinisch do, ich gebe, als Verbum; aber diese Wurzel dâ kann niemals an und für sich gebraucht werden. Im Chinesischen wird dagegen die Wurzel ta, als solche, in der Bedeutung eines Substantivs gebraucht und heisst Grösse; dasselbe ta ist ein Verbum, gross sein, ein Adverb, gross oder viel *und nur die Wortfolge deutet uns an, welche Bedeutung wir ihr jedesmal beizulegen haben.* [15]) Die Wurzeln sind also nicht, wie dies gewöhnlich behauptet worden, blosse wissenschaftliche Abstractionen, sondern sie wurden ursprünglich wie wirkliche Wörter gebraucht. Was wir nun gern enthüllen möchten, ist dies: Welche innere geistige Phase entspricht diesen Wurzeln als den Keimen der menschlichen Rede?

Zwei Theorien sind zur Lösung dieses Problems aufgestellt worden, die onomatopœische und interjectionale, welche ich der Kürze wegen die Bau-wau-Theorie und Pah-pah-Theorie nennen werde. [16])

Der ersten zufolge sind die Wurzeln Nachahmungen von Lauten, der zweiten zufolge sind sie unwillkürliche Interjectionen. Die erste Theorie war bei den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts sehr populär und wir müssen sie, da sie noch immer von vielen ausgezeichneten Gelehrten und Philosophen vertheidigt wird, sorgfältiger prüfen. Es wird also angenommen, dass der noch stumme Mensch auf die Stimmen der Vögel, Hunde, Kühe, den Donner des Gewitters, das Brausen des Meeres, das Säuseln des Laubes, das Gemurmel des Baches, das Flüstern des Windes horchte und dann diese Töne nachzuahmen versuchte; indem er dann seine, den Naturtönen nachgebildeten Laute für die Bezeich-

nung der Gegenstände, von welchen jene Töne ausgingen, brauchbar fand, verfolgte er diesen Gedanken weiter und arbeitete sich die Sprache aus. Diese Ansicht ist von Herder [17]) sehr geschickt verfochten worden. „Der Mensch," sagt er, „beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei wirket, dass sie in dem ganzen Ocean von Empfindungen, der sie durch alle Sinne durchrauschet, Eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten und sich bewusst sein kann, dass sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammeln, auf Einem Bilde freiwillig verweilen, es in helle, ruhigere Obacht nehmen und sich Merkmale absondern kann, dass dies der Gegenstand und kein andrer sei. Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht bloss alle Eigenschaften lebhaft oder klar erkennen, sondern Eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerkennen kann. Der Mensch sieht z. B. ein Lamm. Es geht als Bild sein Auge vorbei: ihm wie keinem andern Thiere. Nicht wie dem hungrigen, witternden Wolfe; nicht wie dem blutleckenden Löwen — die wittern und schmecken schon im Geiste: die Sinnlichkeit hat sie überwältigt, der Instinct wirft sie darüber her. . . Sobald der Mensch in das Bedürfniss kommt, das Schaf kennen zu lernen, so störet ihn kein Instinct; so reisst ihn kein Sinn auf dasselbe zu nahe hin, oder davon ab: es steht da, ganz wie es sich seinen Sinnen äussert. Weiss, sanft, wollicht — seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal; das Schaf blöcket, sie hat ein Merkmal gefunden: der innere Sinn wirket. Dies Blöcken, das ihr den stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriss, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder. Weiss, sanft, wollicht — sie sieht, tastet, besinnt sich, sucht Merkmale — es blöckt und nun erkennt sie's wieder. „Du bist das Blöckende!" fühlt sie innerlich, sie hat es menschlich erkannt, da sie

es deutlich, das ist mit einem Merkmale, erkannte und nannte. Dunkler; so wäre es von ihr gar nicht wahrgenommen worden, weil keine Sinnlichkeit, kein Instinct zum Schafe ihr den Mangel des Deutlichen durch ein lebhafteres Klare ersetzte. . . . Mit einem Merkmal also; und was war dies anders, als ein innerliches Merkwort? . . . Er erkannte das Schaf am Blöcken: es war ein gefasstes Zeichen, bei welchem sich die Seele einer Idee deutlich besann. — Was ist das anders als Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte?"

Wir entgegnen hierauf, dass allerdings in jeder Sprache durch blosse Ton- und Schallnachahmung gebildete Wörter zu finden sind, dass diese aber nur einen sehr kleinen Bruchtheil des gesammten Wortschatzes repräsentiren. Sie sind Spielzeuge, nicht Werkzeuge der Sprache und jeder Versuch, die gewöhnlichsten und nothwendigsten Wörter auf imitative Wurzeln zurückzuführen, wird schliesslich gänzlich fehlschlagen. Herder selbst gab seine so eifrig vertheidigte Theorie der sogenannten Onomatopoieia, mit der er sogar einen von der Berliner Akademie für das beste Werk über den Ursprung der Sprache ausgesetzten Preis gewonnen hatte, gegen das Ende seines Lebens auf und ging zuletzt wie in einem Anfall von Verzweiflung zu Denen über, welche die Sprachen als durch ein Wunder offenbart ansahen. Wir können die Möglichkeit nicht wegläugnen, dass eine Sprache nach dem Princip der Nachahmung hätte gebildet werden können; wir behaupten nur so viel, dass bis jetzt noch keine aufgefunden worden ist, welche wirklich durchaus nach diesem Princip gebildet ist. Ein Engländer,[18] dem in China ein Gericht vorgesetzt wurde, das ihm verdächtig erschien, und der gern wissen wollte, ob es Entenbraten sei, sagte in fragendem Tone: Quak, quak? Er erhielt sofort die deutliche Antwort: Bau-wau! Dies kommt ohne Zweifel der beredtesten Unterredung über denselben Gegenstand zwischen einem Engländer und einem französischen Kellner vollkommen gleich. Eine andere Frage ist es freilich, ob dergleichen Mittheilun-

gen den Namen einer Sprache verdienen. Kleine Kinder mögen Bau-wau sagen, wir sprechen von einem Hunde. Wir sagen Kuh, nicht Mu, *wir sagen Hahn, nicht Kikeriki,* wir sagen Lamm, nicht Bä. Dasselbe findet in den ältern Sprachen, wie im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen statt. Wenn dieses Princip der Onomatopœie irgend wo anwendbar ist, so müsste es vor Allem in der Bildung der Thiernamen hervortreten. Dennoch suchen wir vergebens eine Aehnlichkeit zwischen Gans und gackern, Henne und glucken, Ente und quaken, Sperling und piepen, Taube und girren, Schwein und grunzen, Pferd und wiehern, Katze und miauen, Hund und bellen, belfern, knurren oder heulen herauszuhorchen.

Es giebt natürlich einige Namen, welche offenbar aus einer Tonnachahmung entstanden sind, z. B. Kuckuck oder das amerikanische whip-poor-will. Aber Wörter dieser Art gleichen künstlichen Blumen, denen die Wurzel fehlt. Sie sind unfruchtbar und unfähig, ausser dem einen Gegenstande, dessen Ton sie nachahmen, noch irgend etwas zu bezeichnen. Wenn Sie an die Fülle von Derivativen zurückdenken, welche aus der einzigen Wurzel spaś, spähen, hervorwuchsen, so werden Sie den grossen Unterschied zwischen der Fabrication eines solchen Wortes, wie Kuckuck und dem ächten, natürlichen Wachsthum der Wörter sogleich bemerken.

Vergleichen wir einmal zwei Thiernamen, wie Kuckuck und Rabe. Kuckuck ist offenbar eine blosse Nachahmung des Geschreies und zwar eine noch unmittelbarere, als in dem sanskritischen, griechischen, lateinischen, englischen, französischen u. s. w. Namen dieses Vogels. In diesen Sprachen hat das nachahmende Element noch den Beistand eines Ableitungssuffixes erhalten *oder ist (im Franz. coucou, im Engl. cuckoo) durch Weglassung andern Singularnominativen näher gebracht worden*. Wir haben kokila im Sanskrit, kokkyx im Griechischen, cuculus im Lateinischen.[19]) Kuckuck ist auch wirklich ein modernes Wort, welches an die Stelle des angelsächsischen geac (deutsch Gauch) getreten ist und als rein

onomatopoietische Bildung natürlich den Umwandlungen nach Grimm's Gesetz nicht unterworfen ist. Da das Wort Kuckuck nichts aussagt, als das Geschrei eines individuellen Vogels, so konnte es auch nie zum Ausdruck irgend einer allgemeinen Eigenschaft, an der andere Thiere Theil haben könnten, gebraucht werden, und die einzigen Ableitungen, die es etwa veranlassen konnte, sind Wörter, welche eine metaphorische Aehnlichkeit mit diesem Vogel ausdrücken. Dasselbe ist auf das englische cock (franz. coq, im Sanskrit kukkuṭa) anwendbar. Auch hier findet Grimm's Gesetz keine Anwendung, denn alle diese beabsichtigten nur eine Nachahmung des schreienden Tones, den dieser Vogel von sich giebt, und da man diese Absicht noch fortwährend herausmerkte, so konnte, aller Wahrscheinlichkeit nach, kein Lautwechsel eintreten. Das Sanskritwort kukkuṭa ist von keiner Wurzel herzuleiten, es giebt einfach den Hahnenschrei wieder, und die einzigen Ableitungen, welche aus ihm hervorgehen, sind metaphorische Ausdrücke, wie das französische coquet, ursprünglich wie ein Hahn herumstolzirend; coquetterie; cocart, eingebildet, *coquard, alter Geck;* cocarde, engl. cockade, *Hut- oder Bandschleife, welche recht sichtbar angesteckt wird,* coquelicot, ursprünglich der Hahnenkamm, dann wegen der Aehnlichkeit in Farbe und Gestalt die Klatschrose, der rothe wilde Mohn.

Lassen Sie uns nun das Wort Rabe untersuchen. Es könnte auf den ersten Blick scheinen, als wenn dasselbe auch rein onomatopoietisch sei. Manche glauben zwischen dem Wort Rabe und dem Klang des Rabengekrächzes eine gewisse Aehnlichkeit zu bemerken. Diese scheint noch mehr hervorzutreten, wenn wir das angelsächsische hraefn, engl. raven oder das althochdeutsche hraban vergleichen. Auch von dem Sanskritwort kârava, dem lateinischen corvus und dem griechischen korōnē hat man angenommen, dass sie zu dem unmelodischen Gesang des Maître Corbeau in Beziehung stehen. Als Resultat genauerer Untersuchungen ergiebt sich indessen, dass diese Wörter, so ähnlich sie auch klingen mögen, verschiedenen Quellen entsprungen sind. Das englische crow

kann auf irgend eine Verwandtschaft mit dem lateinischen corvus durchaus keine Ansprüche machen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dem Gesetze Grimm's gemäss ein englisches c einem lateinischen c nicht entsprechen kann. Betrachtet man dagegen die Form raven, die dem Anschein nach von corvus viel weiter abzuliegen scheint, als crow, so werden sich dennoch einer Zurückführung derselben auf dieselbe Quelle, aus der das lateinische corvus entsprungen ist, weit geringere Schwierigkeiten entgegenstellen. Raven ist nämlich das angelsächsische hraefen oder hraefn und die erste Silbe hrae könnte ganz regelmässig an die Stelle des lateinischen cor getreten sein. In Bezug auf die Wurzel oder die Wurzeln, von welchen die verschiedenen Namen für Rabe und Krähe in den arischen Dialekten abzuleiten sind, gehen die Ansichten der Sprachforscher weit aus einander. Diejenigen, welche das Sanskritische als die ursprünglichste Form der arischen Sprache ansehen, sind dazu geneigt, das sanskritische kârava als den Urtypus des Wortes zu betrachten. Da ferner die indischen Etymologen kârava von kâ-rava, ein rauhes, heiseres Geräusch hervorbringend,[20]) ableiten, so wurde „ru", ein Geräusch machen, die Wurzel von rava, Geräusch, der Etymologie der entsprechenden Wörter im Lateinischen, Griechischen und Deutschen sofort zu Grunde gelegt. Ich kann hier nicht näher auf die Frage eingehen, ob solche Composita wie kârava, in welchen das erste interrogative oder exclamatorische Element kâ oder ku die Rolle des griechischen dys oder des englischen mis spielen soll, im Sanskritischen so häufig vorkommen, wie man dies angenommen hat. Diese Streitfrage ist vielfach verhandelt worden und obgleich sich nicht läugnen lässt, dass solche Zusammensetzungen im Sanskrit, besonders im spätern Sanskrit vorkommen, so ist mir doch kein gut constatirter Fall bekannt, in welchen solche Wortbildungen ihren Weg ins Griechische, Lateinische oder Deutsche gefunden hätten. Wenn demnach kârava, corvus, korōnē und hraefen verwandte Wörter sind, so würde es gerathener sein, k für einen Theil des Radicals anzusehen und folglich alle

diese Wörter von einer Wurzel kru, möglicherweise einer secundären Form der Wurzel ru, abzuleiten. Diese Wurzel kru oder in ihrer primitivern Form ru (rauti und ravîti) ist keineswegs eine blosse Nachahmung des Rabengekrächzes; sie umfasst vielerlei Geschrei, vom rauhesten bis zum sanftesten und sie liesse sich eben so gut auf den Gesang der Nachtigall als auf das Geschrei des Raben beziehen. Im Sanskritischen wird die Wurzel ru in ihren verbalen und nominalen Ableitungen auf das Summen der Bienen, das Flüstern der Bäume und Menschen, das Bellen der Hunde, das Brüllen der Kühe und das Gezwitscher der Vögel bezogen.[21])

Im Lateinischen finden wir raucus, heiser, rumor, eigentlich das Geflüster, Gerede; im Deutschen rûnen *und raunen,* leise sprechen und runa, Geheimniss. Das lateinische lamentum steht für das ursprünglichere lavimentum oder ravimentum, denn es ist keineswegs nothwendig, dieses Nomen von der secundären Wurzel kru, krav, krâv herzuleiten und den Abfall eines anlautenden Gutturals in cravimentum anzunehmen, besonders da derselbe Guttural in clamare sich erhalten hat. Es ist indess ganz richtig, dass diese Wurzel ru in mancherlei secundären Formen erscheint. Durch Anfügung eines anlautenden k wird sie zu kru und klu verstärkt, das durch seine zahlreichen Schösslinge, wie z. B. durch das griechische klyo und klytós, das lateinischen cluo, inclitus, cliens, das deutsche laut, das slavonischen slava, Ruhm, wohl bekannt ist. Durch Hinzufügung eines Buchstaben am Ende erscheint ru als das sanskritische rud, schreien, und als das lateinische rug in rugire, franz. rugir, brüllen. Indem zu Anfang und am Ende Buchstaben hinzutreten, entsteht das sanskritische kruś, jauchzen; Gothisch hrukjan, krähen, und hropjan, schreien, woraus das deutsche rufen hervorgegangen ist. Selbst das gemeinsame arische Wort für hören steht mit dieser Wurzel in enger Beziehung. Es heisst śru im Sanskrit, klyo im Griechischen, cluo im Lateinischen, und ehe es die Bedeutung allgemein annahm, hiess es selbst so viel als tönen, klingen. Wenn ein Geräusch aus weiter Entfer-

nung hörbar wurde, konnte der, welcher es zuerst vernahm, ganz wohl sagen: ich klinge, denn die Ohren klangen und tönten ihm davon, und dasselbe Wort bedeutete, wenn es einmal als Transitivum gebraucht wurde, genau dasselbe, als ein Geräusch hören und konnte nun in Ausdrücken wie bei Homer klythi mey, oder im Sanskrit s'rudhi (höre) gebraucht werden.

Aber obgleich die Formen kârava, corvus, korōnē und hraefen, insofern als ihre Bedeutung in Betracht gezogen wird, ohne alle Schwierigkeit von einer Wurzel kru, tönen, abgeleitet werden könnten, so habe ich doch nirgends eine genügende Erklärung des etymologischen Verfahrens auffinden können, durch welches das sanskritische kârava aus kru gebildet werden konnte. Aus kru könnte ohne Zweifel krava gebildet werden, aber eine mundartliche Corruption der Form krava in karva und der Form karva zu kârava zugeben, heisst fast so viel, als alle etymologische Ableitung aufgeben. Müssen wir uns desshalb mit der Behauptung zufrieden geben, dass kârava überhaupt nicht grammatisch abgeleitet, sondern eine blosse Nachahmung des vom Raben hervorgebrachten „cor cor“ sei? Ich glaube das nicht, sondern möchte lieber, wie ich schon zuvor andeutete, kârava als ein regelmässiges Derivativum des sanskritischen kâru behandeln. Dieses kâru ist ein vedisches Wort und bedeutet einen, der den Göttern Loblieder singt, buchstäblich einen Schreier. Es kommt von einer Wurzel kar, schreien, loben, berichten, von der auch das vedische Wort kîri, ein Dichter und das wohlbekannte kîrti, Ruhm, kîrtayati, er lobt, herzuleiten sind.[22]) Kâru, von kar, bezeichnete ursprünglich einen Rufer, Schreier (wie das griechische kēryx, Herold,[23]) und sein Derivativum kârava wurde also auf den Raben in dem allgemeinen Sinne Schreier angewandt. Alle anderen Namen für den Raben lassen sich leicht auf dieselbe Wurzel kar zurückführen: cor-vus von kar, wie tor-vus von tar;[24]) kor-ōnē von kar, wie chelōnē von har;[25]) kor-ax von kor, wie phylax u. s. w. Das angelsächsische hraefen könnte ebenso wie das althochdeutsche hraban im Sanskrit durch Formen wie kar-van oder kar-vaṇ-a repräsentirt sein.

Das englische crow, angelsächsisch cráw, kann, wie ich schon oben bemerkte, nicht von derselben Wurzel kar abgeleitet werden. Da die angelsächsische Form mit einer gutturalen Tenuis beginnt, so müssen die correspondirenden sanskritischen Formen mit einer gutturalen Media anlauten. Nun ist aber im Sanskrit eine Wurzel gar vorhanden, welche tönen, loben bedeutet; von ihr wird das sanskritische gir, Stimme, das griechische gērys, Stimme, Schall, das lateinische garrulus abgeleitet. Von ihr wurde auch der Name des Kranichs, geranos im Griechischen, cran im Angelsächsischen und ebenso der lateinische Name des Hahns, gallus statt garrus, gebildet. Der Name der Nachtigall, althochdeutsch nahtigal ist — freilich mit Verletzung des Gesetzes Grimm's — auf dieselbe Wurzel bezogen worden. [26]) Von dieser Wurzel gar oder gal mochte crow abgeleitet worden sein, aber nicht von kar, welches corvus, korax oder kârava gab, noch weniger von cor cor, dem angenommenen Rabengekrächz.

Es wird aus diesen Bemerkungen erhellen, dass der zur Bildung des Wortes raven führende Process von jenem, welcher cuckoo oder Kuckuck hervorbrachte, durchaus verschieden ist. Raven bezeichnet einen Schreier, Rufer. Das Wort hätte auf viele Vögel bezogen werden können, es wurde aber zu dem überlieferten und anerkannten Namen eines einzigen und nur dieses einzigen. Kuckuck konnte nie etwas anderes bedeuten als Kuckuck, und während ein Wort wie Rabe so viele verwandte Wörter aufweisen kann, steht Kuckuck ganz einsam und vereinzelt da, wie ein dürrer Pfahl in einer lebendigen, frisch belaubten Hecke. [27])

Es ist interessant zu beobachten, wie geneigt wir sind, uns selbst zu täuschen, wenn wir uns einmal diesem System der Onomatopoieia zugewandt haben. Wer bildet sich nicht ein, im Worte „Donner“ oder im englischen thunder eine Nachahmung jenes dröhnenden, rollenden Geräusches zu vernehmen, das die alten Germanen ihrem Gott Thor zuschrieben, wenn er Kegel schob? Dennoch ist Donner, [28]) angelsächsisch thunor, offenbar von dem lateinischen tonitru nicht ver-

schieden. Die Wurzel ist tan, strecken, spannen. Von dieser Wurzel tan haben wir im Griechischen tonos, Ton, indem der Ton durch das Spannen und Vibriren der Saiten hervorgebracht wird; lateinisch tonare. Im Sanskrit wird der Klang des Donners durch dieselbe Wurzel tan ausgedrückt, aber in den abgeleiteten Formen tanyu, tanyatu und tanayitnu, das Donnern, bemerken wir keine Spur von jenem dumpfen Rollen, das wir aus dem lateinischen tonitru und dem englischen thunder herauszuhören glaubten.[29]) Dieselbe Wurzel tan, strecken, bietet einige Ableitungen dar, die von jeder Rauhheit und jedem Lärm weit abliegen. Das lateinische tener, französisch tendre, englisch tender, ist von ihr abzuleiten. So wie tenuis, im Sanskrit tanu, deutsch dünn, engl. thin, bezeichnete tener ursprünglich das über eine grosse Fläche Ausgestreckte, Ausgespannte, danach erst dünn und zart. Die Verwandtschaft zwischen tendre, dünn, und Donner würde schwer festzustellen sein, wenn die dem Donner zu Grunde liegende Auffassung in seinem Rollen und Dröhnen zu suchen wäre.

Wer bildet sich nicht ein, im deutschen „Zucker" und besonders aus dem französischen sucre, sucré etwas Süsses herauszuhören? Dennoch kam das Wort zugleich mit dem Stoff aus Indien und lautet dort śarkhara, was doch gewiss nicht süss klingt. Dieses śarkhara ist im Lateinischen zu saccharum umgestaltet, woraus dann alle die modernen Formen des Worts hervorgegangen sind. Wir sprechen in der Wissenschaft noch von Saccharinen, *Saccharometern u. s. w.*[30])

In dem englischen squirrel (Eichhörnchen, écureuil) hat man auch etwas von dem Rascheln des kleinen, flinken Thieres zu hören geglaubt, was freilich in unserer deutschen Entstellung des schönen, naturgetreuen griechischen skiuros nicht zu bemerken ist; aber eben dieses griechische Wort, welches andeutet, dass das Thier mit seinem breiten Schwanze Schatten wirft, liegt offenbar dem englischen Namen zu Grunde.

So hat man angenommen, dass das deutsche Wort Katze oder Katz, engl. cat, eine Nachahmung des zischenden Lautes sei, den die erzürnte Katze von sich giebt. Wenn dieser aber nur in der Sibilante ausgedrückt sein kann, so ist zu beachten, dass dieselbe weder im lateinischen catus, noch im deutschen Kater oder im englischen cat und kitten existirt.[31]) Das Sanskritwort mârjâra könnte das Schnurren der Katze nachzuahmen scheinen; es stammt aber von der Wurzel mṛj, sich reinigen, und mârjâra ist also das Thier, das sich immer reinigt und putzt.

Wir könnten noch viele Beispiele anführen, um zu zeigen, wie leicht wir durch die fortwährende Verknüpfung gewisser Töne und gewisser Bedeutungen in den Wörtern unserer eigenen Sprache getäuscht werden und wie geneigt wir sind, uns einzubilden, dass der Klang uns etwas von der Bedeutung der Worte sage. „Der Klang, er muss dem Sinn ein Echo scheinen,“ sagt Pope.

Die meisten dieser Onomatopœien lösen sich in Nichts auf, sobald wir unsere Wortstämme weiter zurück verfolgen, oder sie mit den verwandten Wörtern im Lateinischen, Griechischen und Sanskrit vergleichen. Die Zahl der thatsächlich durch eine Lautnachahmung gebildeten Namen reducirt sich auf eine sehr geringe Quote, wenn dieselben von dem vergleichenden Sprachforscher genauer geprüft werden, und wir gewinnen zuletzt die feste Ueberzeugung, dass, wenn auch eine Sprache den brausenden, zischenden, rasselnden, knackenden, zwitschernden und krachenden Tönen der Natur nachgebildet s e i n k ö n n t e, doch die uns bekannten Sprachen auf einen andern Ursprung hinweisen.[32])

Und so finden wir denn auch, dass viele Philosophen, und unter diesen Condillac, gegen eine Theorie protestirt haben, welche den Menschen selbst noch tiefer stellen würde, als das Thier. Warum sollte man annehmen, sagen sie, dass der Mensch bei Vögeln und wilden Thieren in die Lehre gegangen sei? Stösst er nicht selbst Geschrei, Seufzer und Freudenrufe aus, je nachdem er von Furcht, Schmerz und

Freude erregt wird? Diese Empfindungslaute wurden nun geradezu als die natürlichen und wirklichen Anfänge der menschlichen Rede dargestellt. Alles Uebrige sollte nach dieser Annahme nach dem von ihnen gegebenen Muster ausgearbeitet worden sein. Dies ist jene Theorie, welche ich oben die interjectionale oder Pah-pah-Theorie genannt habe.

Unsere Antwort in Bezug auf diese Theorie gleicht im Allgemeinen der eben in Bezug auf die andere gegebenen. Es giebt ohne Zweifel in jeder Sprache Interjectionen und einige derselben mögen weiter fort überliefert worden und auch in die Wortzusammensetzungen eingetreten sein; aber diese Empfindungslaute sind kaum Vorstädten zu vergleichen, die sich an das Weichbild der Sprache anschliessen. Die Sprache fängt da an, wo die Interjectionen aufhören. Es besteht ein eben so grosser Unterschied zwischen einem wirklichen Wort, wie z. B. „lachen", und der Interjection ha, ha!, zwischen „leiden" und o weh!, als zwischen dem unwillkürlichen Act und Geräusch des Niessens und dem Verb „niessen". Wir niessen und husten und kreischen in ganz ähnlicher Weise wie die Thiere, aber wenn Epikur behauptet, dass wir ebenso sprechen, wie Hunde bellen, von der Natur dazu angeregt,[33]) so wird uns unsere Erfahrung wohl sagen, dass dies keineswegs der Fall ist.

Eine vortreffliche Antwort hat Horne Tooke auf diese Frage der interjectionalen Theorie ertheilt.

„Der Thron der Sprache," sagt er,[34]) „ist auf den Ruinen der Interjectionen aufgebaut. Ohne die kunstreichen Erfindungen der Sprache würde das Menschengeschlecht nichts als Interjectionen besessen haben, um durch dieselben alle seine Gefühle sich einander mündlich mitzutheilen. Das Wiehern des Pferdes, das Brüllen der Kuh, das Bellen des Hundes, das Schnurren der Katze, das Niessen, Husten, Stöhnen, Kreischen und jedes unwillkürliche Aufschreien würde dann einen fast eben so guten Anspruch auf den Namen der Sprache haben, wie die Interjectionen. Freiwillige Interjectionen werden nur da angewandt, wo das plötzliche Eintreten oder die

Heftigkeit einer Gemüthsaffection oder Leidenschaft den Menschen in seinen Naturzustand zurückversetzt und ihn für einen Augenblick den Gebrauch seiner Sprache vergessen lässt, oder wenn irgend eines Umstandes wegen die Kürze der Zeit ihm den Gebrauch seiner Sprache nicht gestattet."

So wie dies bei der Klangnachahmung oder Onomatopœie der Fall war, so liesse sich, wie nicht geläugnet werden kann, auch mit Interjectionen eine Art von Sprache bilden, aber keine Sprache, welche denen gliche, die wir in grosser Mannigfaltigkeit unter allen Menschenracen verbreitet finden. Eine kurze Interjection kann wirksamer, passender, selbst beredter sein, als eine lange Rede. Interjectionen könnten in der That in Verbindung mit lebhaften Gesten, mit den Bewegungen der Mundmuskeln, dem Ausdruck des Auges zu allen den Zwecken ausreichen, welchen die Sprache bei der grössern Hälfte des Menschengeschlechts entsprechen soll. Lucian gedenkt in seiner Abhandlung über den Tanz [35]) eines Königs, dessen Gebiet an den Euxinus gränzte. Er hielt sich zur Zeit des Nero in Rom auf und bat den Kaiser, da er einen Pantomimen hatte spielen sehen, ihm denselben zu schenken, da er ihn als Dolmetscher bei den Nationen in seiner Nachbarschaft gebrauchen wolle, mit welchen er sich wegen der grossen Sprachverschiedenheit nicht verständigen könne. Unter einem Pantomimen ist ein Tänzer zu verstehen, der Alles durch seine Mimik nachahmen konnte, und es gab kaum irgend etwas, das nicht auf diese Weise hätte ausgedrückt werden können. Da uns die Sprache zu Gebote steht, so haben wir die Kunst, ohne Worte zu sprechen, vernachlässigt; aber im Süden Europa's hat sich diese Kunst noch erhalten. Wenn es wahr ist, dass in einen Blick der Inhalt ganzer Bände sich concentriren kann, so ist es zugleich klar, dass wir uns viel von der, dem Gebrauch der eigentlichen Rede anklebenden Mühe ersparen könnten. Doch dürfen wir nicht vergessen, dass Pah! St! Hm! Pfui! Ach! eben so wenig Worte genannt werden können, wie die ausdrucksvollen Geberden, welche gewöhnlich diese Ausrufungen begleiten.

Was die Versuche anbetrifft, einige unserer Wortformen etymologisch von blossen Interjectionen herzuleiten, so werden sie sehr leicht missglücken, und zwar wegen derselben Art von Begriffsverwechselung, welche uns zu der Annahme verleitet, dass in dem Klang der Worte ein ausdrucksvolles Element liege. So sagt man, dass die Idee des Ekels zuerst in dem Sinn des Geruchs und Geschmacks auftaucht, zu allererst wahrscheinlich im Geruch; dass wir, indem wir uns vor einem übeln Geruch schützen wollen, schon durch den Instinct dazu veranlasst werden, die Nase zu rümpfen, und durch die zusammengepressten und dabei nach vorn verlängerten Lippen den Athem gewaltsam herauszustossen, so dass ein durch die Interjectionen pfui, hu, hw veranschaulichter Laut entsteht. Man hat nun vorgeschlagen, von dieser Interjection nicht nur Wörter, wie faul oder das englische filth (Unflath), sondern auch, indem man an die Stelle des natürlichen einen moralischen Widerwillen setzt, Feind, das englische fiend herzuleiten. Wenn dies richtig sein soll, so müssten wir doch annehmen, dass der Ausdruck der Verachtung besonders in der Aspirate f, in dem starken Ausstossen des Athems durch die halbgeöffneten Lippen liegt. Feind, *goth. fijands*, ist aber ein Participium von der gothischen Wurzel fijan, *altdeutsch wahrscheinlich feian*, und da eine gothische Aspirata immer einer tenuis im Sanskrit entspricht, so würde dort die Wurzel sofort ihre Ekel ausdrückende Kraft verlieren. Sie ist wirklich in der Form pîy, hassen, zerstören, vorhanden, ganz so wie Freund von einer Sanskritwurzel prî, sich ergötzen, herkommt. [36])

Noch eine Bemerkung habe ich über die interjectionale und onomatopöetische Theorie zu machen. Wenn die Bestandtheile der menschlichen Rede entweder ein blosses Aufschreien oder Nachahmungen der von der Natur hervorgebrachten Laute wären, so würde es schwer einzusehen sein, warum die Thiere der Sprache ermangeln sollten. Nicht bloss der Papagei, sondern auch der Spottvogel und andere können ja articulirte und nicht articulirte Laute sehr glück-

lich nachahmen, und es giebt fast kein Thier, das nicht Interjectionen, wie bä, ia, hiss u. s. w. hervorbringen könnte. Es ist auch klar, dass, wenn das Fassen allgemeiner Ideen einen vollkommenen Unterschied zwischen Mensch und Thier begründen soll, jene Sprache, welche nur aus Interjectionen und Nachahmungen der thierischen Laute hervorgeht, nicht beanspruchen könnte, das äussere Zeichen jener unterscheidenden Fähigkeit des Menschen zu sein. Alle Wörter würden, wenigstens zu Anfang (und dies ist der einzige Punkt, welcher uns hier interessirt), die Zeichen individueller Eindrücke und individueller Apperceptionen gewesen und erst ganz allmählig dem Ausdruck allgemeiner Ideen angepasst worden sein. [37])

Die durch eine nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachforschung durchgeführte Analyse der Sprache uns dargebotene Theorie steht jenen Ansichten schroff gegenüber. Wir gelangen schliesslich zu Wurzeln und jede derselben drückt eine generelle, nicht eine individuelle Idee aus. Jedes Wort enthält, wenn wir es zergliedern, eine prädicative Wurzel in sich, vermöge welcher der Gegenstand, auf den es bezogen wurde, uns kenntlich wird.

Noch einen alten Streit giebt es zwischen den Philosophen, ob die Sprache aus allgemeinen Appellativen oder aus Eigennamen entsprungen sei. [38]) Es ist dies die Frage nach dem primum cognitum und ihre Erwägung wird uns vielleicht dazu verhelfen, die wahre Natur der Wurzel oder das primum appellatum zu entdecken.

Einige Philosophen, von denen ich nur Locke, Condillac, Adam Smith, Dr. Brown und wenigstens bedingt auch Dugald Stewart erwähnen will, behaupten, dass jedes Wort so, wie es zuerst in Gebrauch kam, einen individuellen Gegenstand bezeichnete. „Die Aufstellung besonderer Namen," sagt Adam Smith, „um besondere Gegenstände zu bezeichnen, d. i. die Einsetzung von Substantiven, dürfte wohl einer der ersten Schritte zur Bildung einer Sprache sein. Zwei Wilde, die nie sprechen gelernt hätten, die fern von allem Verkehr mit

Menschen aufgewachsen wären, würden jene Sprache, durch welche sie ihre Bedürfnisse sich gegenseitig verständlich zu machen versuchten, naturgemäss dadurch bilden, dass sie jedesmal bestimmte Wortlaute von sich gäben, wenn sie bestimmte Gegenstände bezeichnen wollten. Nur diejenigen Gegenstände, mit welchen sie am vertrautesten wären und die zu erwähnen sie am häufigsten Gelegenheit fänden, würden dann wohl mit besondern Namen bezeichnet werden. Die besondere Höhle, die ihnen ein Obdach gegen das Wetter bot, der besondere Baum, dessen Früchte ihren Hunger stillten, die besondere Quelle, deren Wasser ihren Durst löschte, mochte zuerst mit den Worten Höhle, Baum, Quell, oder mit sonst welchen Benennungen, die sie in ihrem Jargon für passend hielten, bezeichnet worden sein. Wenn dann später der erweiterte Kreis ihrer Erfahrung diese Wilden zum Beobachten angeleitet und die Gelegenheit sie genöthigt hatte, auch andere Höhlen, Bäume und Quellen zu erwähnen, so gaben sie wohl naturgemäss jedem dieser neuen Objecte denselben Namen, mit dem sie sich gewöhnt hatten, den ähnlichen Gegenstand zu bezeichnen, mit dem sie zuerst bekannt wurden. Von den neuen Objecten hatte kein einziges seinen eigenen Namen, aber jedes war einem andern Objecte vollkommen ähnlich, das bereits eine solche Benennung erhalten hatte. Unmöglich konnten diese Wilden die neuen Objecte betrachten, ohne sich der alten zu erinnern und somit auch der Namen jener längst bekannten, denen die neuen so auffallend ähnlich waren. Wenn sie daher eine Gelegenheit fanden, gegen einander irgend eins der neuen Objecte zu erwähnen oder darauf hinzuweisen, so sprachen sie natürlich den Namen des entsprechenden alten Objects aus, dessen Vorstellung in demselben Augenblick ihnen klar und lebendig vor die Seele treten musste; und so wurden jene Namen, welche ursprünglich die Eigennamen von Individualitäten waren, zu Gemeinnamen einer ganzen Menge. Ein Kind, das eben sprechen lernt, nennt jede Person, die ihm vor Augen kommt, seinen Papa oder seine Mama und ertheilt

somit der ganzen Species die Namen, welche es zweien Individuen zu geben gelernt hat. Ich habe einen Bauerburschen gekannt, der den Eigennamen des an seinem Hause vorbeifliessenden Flusses nicht kannte. Es sei der Fluss, sagte er, und er hatte nie von irgend einem andern Namen desselben gehört. Der Gattungsname Fluss war ihm also offenbar zu einem, ein individuelles Object bezeichnenden Eigennamen geworden. Jeden andern Fluss, an den dieser Bauer herantrat, hätte er auch den Fluss genannt. Gar nicht selten ist ferner der Fall, dass der gemeine Mann ausser der allgemeinen Bezeichnung Fluss noch einen Eigennamen, etwa Themse, kennt. Diesen letztern wendet er dann auch ohne Bedenken auf andere Flüsse an. Ein Engländer, der einen grossen Fluss, welchen er in einem fremden Lande gesehen haben mag, beschreibt, sagt: das ist eine andere Themse. Diese Anwendung des Einzelnamens auf eine grosse Menge von Objecten, deren Aehnlichkeit naturgemäss an die Idee jenes Individuums und an den dasselbe bezeichnenden Namen erinnert, scheint ursprünglich zur Bildung von jenen Classen und Zusammenstellungen Veranlassung gegeben zu haben, welche in den Schulen genera und species genannt werden."

Dieser Auszug aus Adam Smith wird von der einen Ansicht über die Bildung des Gedankens und der Sprache eine klare Vorstellung geben. Ich stelle ihm einen andern Auszug gegenüber, der eine diametral entgegengesetzte Ansicht verficht, nämlich aus Leibniz.[39]) Dieser behauptet, dass allgemeine Bezeichnungen zur Constituirung der Sprache unbedingt nothwendig sind. Er appellirt ebenfalls an die Kinderwelt. „Kinder," sagt er, „und Diejenigen, welche nur wenig von der Sprache verstehen, die sie zu sprechen versuchen, oder wenig von dem Gegenstand, auf welchen sie dieselbe anwenden möchten, machen Gebrauch von allgemeinen Bezeichnungen, wie Ding, Pflanze, Thier, statt die eigentlichen Namen, die ihnen noch fehlen, zu gebrauchen, und es ist gewiss, dass alle individuellen oder Eigennamen ursprünglich allgemeine oder Gattungsnamen gewesen sind." Und an einer

andern Stelle: „Ich möchte daher so dreist sein, zu behaupten, dass fast alle Wörter ursprünglich Gemeinnamen gewesen seien, weil es sich nur selten ereignen dürfte, dass ein Mensch ganz besonders und ohne Grund ein Wort erfunden hätte, um dieses oder jenes Individuum damit zu bezeichnen. Wir können desshalb behaupten, dass die Namen der Individuen Gattungsnamen waren, die par excellence oder sonstwie einem Individuum beigelegt wurden, wie der Name Grosskopf dem, der in der ganzen Stadt den grössten Kopf hatte, oder der von den bekannten grossen Köpfen der Mann von der grössten Bedeutung war.“

Es könnte anmassend erscheinen, über die Ansichten solcher Männer, wie Adam Smith und Leibniz als Schiedsrichter entscheiden zu wollen, besonders da beide dieselben so sehr entschieden aussprechen; aber es giebt zwei Arten des Urtheils über frühere Philosophen. Die eine besteht darin, ihre Meinungen, insofern sie von der unsrigen abweichen, als irrig und falsch einfach bei Seite zu legen. Dies ist die am wenigsten befriedigende Methode des Studiums der alten Philosophie. Auf dem andern Wege sucht man vollständig auf die Meinungen Derer einzugehen, von denen man abweicht, sie sich, wenigstens zeitweilig, gewissermassen anzueignen, bis man endlich den Standpunkt auffindet, von welchem aus jeder Philosoph die ihm vorliegenden Thatsachen anschaut und sie nun in demselben Lichte zu erkennen vermag, in dem sie dem alten Philosophen erschienen. Wir werden dann finden, dass in der Geschichte der Philosophie weit weniger offenbarer Irrthum anzutreffen ist, als man gewöhnlich annimmt, ja wir werden selbst finden, dass nichts der richtigen Würdigung der Wahrheit so förderlich ist, als eine richtige Würdigung der sie umhüllenden Irrthümer.

In dem vorliegenden Falle hat nun Adam Smith ohne Zweifel Recht, wenn er behauptet, dass die erste besondere Höhle, welche Höhle genannt wurde, allen andern Höhlen den Namen gab. Auf dieselbe Weise gab die erste Stadt, wenn sie auch nur ein umhegter, eingezäunter Platz war,

allen andern Städten ihren Namen; die erste Kaiserwohnung auf dem Palatinischen Berge lieh allen Palästen ihren Namen, *wie Cäsar selbst allen spätern Kaisern.* Kleine Unterschiede zwischen Höhlen, Städten und Palästen werden leicht übersehen und der erste Name wird mit jedem neuen Individuum, dem er beigelegt wird, immer allgemeiner. So weit hat Adam Smith Recht, und die Geschichte fast jedes Substantivs könnte zur Unterstützung seiner Ansicht herbeigezogen werden; aber Leibniz ist gleichfalls in seinem Rechte, wenn er, indem er über das erste Auftauchen solcher Namen wie Höhle, Stadt oder Palast weiter hinausblickt, die Frage aufwirft, wie denn solche Namen entstanden sein mögen. Lassen Sie uns die lateinischen Ausdrücke für Höhle betrachten. Sie heisst dort antrum, cavea, *caverna, specus,* spelunca. Nun liegt in antrum der Begriff des internum, des Inwendigen. Antar heisst im Sanskrit zwischen, drinnen.[40]) Antrum bedeutete daher ursprünglich Alles, was sich innerhalb der Erde oder sonst eines Dinges befindet. Es ist desshalb anch klar, dass ein solcher Name keiner besondern Höhle gegeben werden konnte, ohne dass der allgemeine Begriff des Inwendigen, des Darinnenseins, dem Geiste vorgeschwebt hätte. Ist diese allgemeine Idee einmal gebildet und durch die pronominale Wurzel an oder antar ausgedrückt, so ist auch der Hergang der Namengebung klar und verständlich. Jenen Platz, wo der Wilde vor Regen und den plötzlichen Angriffen wilder Thiere gesichert leben konnte, etwa eine natürliche Felsenhöhle, pflegte er sein Innen, sein antrum zu nennen, und später mochten dem ähnliche, entweder in die Erde gegrabene, oder in dicken Baumstämmen ausgehöhlte Plätze mit demselben Namen bezeichnet worden sein. Dieselbe allgemeine Idee konnte aber ganz wohl auch andere Namen darbieten, und so finden wir, dass die Eingeweide (intestina) im Sanskrit antra (Neutrum), im Griechischen enteron, ursprünglich Inneres genannt wurden.

Betrachten wir ein anderes Wort für Höhle: căvea oder caverna. Hier würde wieder Adam Smith mit seiner Behaup-

tung vollkommen Recht haben, dass dieser Name, als er zuerst gegeben wurde, auf eine besondere Höhle angewandt wurde und erst später eine allgemeinere Bedeutung gewann; aber auch Leibniz würde Recht haben, wenn er behauptet, dass, um selbst die erste Höhlung cavea nennen zu können, die allgemeine Idee des Hohlen schon im Geiste gebildet sein und ihren lautlichen Ausdruck in der Silbe cav erhalten haben musste. Wir können sogar noch einen Schritt weiter gehen, denn cavus, hohl, ist schon ein secundärer, nicht ein primärer Begriff. Ehe eine Höhle cavea genannt werden konnte, waren schon viele hohle Gegenstände vor den Augen des Menschen vorübergegangen. Warum wurde nun eine Höhlung oder Höhle gerade mit der Wurzel cav bezeichnet? Weil man in dem Ausgehöhlten zuerst einen sichern, Schutz gewährenden Ort, ein Obdach, zu gewinnen beabsichtigte, und dieser desshalb mit der Wurzel ku oder sku, in der die Idee des Bedeckens (couvrir, to cover) liegt, bezeichnet wurde.[41]) Desshalb war die allgemeine Idee des Bedeckens schon im Geiste vorhanden, ehe sie auf Schlupfwinkel in Felsen und Bäumen angewandt wurde, und erst nachdem so ein Ausdruck für hohle oder im Allgemeinen geschützte Oerter gebildet worden war, konnten Höhlen im Besondern mit dem Namen cavea oder Höhlung bezeichnet werden.

Ein anderes Wort für cavus war koilos, hohl. Der Begriff war ursprünglich derselbe; eine Höhle wurde koilon genannt, weil sie zum Schutzdach diente. Als aber koilon einmal so gebraucht wurde, so kam es zu der Bedeutung Höhle, gewölbte Höhlung, Gewölbe, und so wurde der Himmel cœlum oder cælum (ciel) genannt, weil er sich wie eine deckende Kuppel über die Erde wölbt.

Ebenso verhält es sich mit allen Nominibus. Sie drücken alle ursprünglich eines der vielen Attribute eines Gegenstandes aus, und dieses Attribut, mag es nun eine Qualität oder eine Thätigkeit sein, ist nothwendigerweise eine allgemeine Idee. Das so gebildete Wort war zuerst nur auf einen Gegenstand berechnet, obgleich es naturgemäss fast augen-

blicklich auf die ganze Classe ausgedehnt wurde, welcher dieser Gegenstand anzugehören schien. Als ein Wort wie rivus, rivière, river, zuerst gebildet wurde, ward es ohne Zweifel auf einen bestimmten Fluss bezogen und dieser Fluss wurde rivus genannt, von einer Wurzel ru oder sru, laufen, fliessen, weil man sein Wasser fliessen sah. In vielen Fällen blieb ein Wort, welches das Fliessen oder Laufen des Wassers bezeichnet, der Eigenname eines Flusses, ohne sich je zu der Würde eines Appellativs zu erheben. So bedeutet Rhenus, Rhein, auch nur der Laufende, Fliessende, oder Fluss, aber das Wort blieb an einem Flusse haften und konnte als Appellativum für andere nicht gebraucht werden.[42]) Der Ganges heisst im Sanskrit Gangâ, wörtlich Geh-geh oder Ganggang, ein für jeden majestätischen Fluss sehr passendes Wort, das aber im Sanskrit nur auf den einen heiligen Strom und einige kleinere Flüsse Indiens beschränkt wurde. Der Indus heisst im Sanskrit Sindhu, d. i. der Bewässerer, von syand, besprengen. In diesem Fall wurde jedoch der Eigenname in seinem Wachsthum nicht aufgehalten und als Appellativum auch für jeden andern grossen Strom gebraucht.

Wir haben so gesehen, wie die Controverse über das primum cognitum ein neues und vollkommen klares Aussehen gewinnt. Das erste wirklich erkannte Object ist das allgemeine. Vermöge dieses Objectes erkennen und nennen wir später individuelle Objecte, von welchen irgend eine allgemeine Idee ausgesagt werden kann, und erst auf der dritten Stufe werden diese so erkannten und genannten individuellen Objecte wieder zu Repräsentanten ganzer Classen und ihre Namen oder Eigennamen werden zu Appellativen erhoben.[43])

Es giebt eine in der Sprache versteinerte Philosophie, und wenn wir nach dem ältesten Wort für „Namen" forschen, finden wir im Sanskrit nâman, lat. nomen, goth. namo. Dieses nâman steht für gnâman, das noch im lateinischen co-gnomen erhalten ist. Das g ist ebenso wie in natus, Sohn, für gnatus, *nosco für gnosco,* weggefallen. Nâman und Namen kommen daher von der Wurzel gnâ, kennen, her und be-

zeichneten ursprünglich das, woran wir ein Ding kennen lernen.

Wie aber erkennen wir die Dinge? Wir nehmen Dinge durch unsere Sinne wahr, aber unsere Sinne führen uns diese Belehrung über die Aussenwelt nur in Bezug auf einzelne Dinge zu. Aber kennen ist mehr als fühlen, als wahrnehmen, mehr als sich erinnern oder vergleichen. Ohne Zweifel werden Worte sehr gemissbraucht. Wir sprechen von einem Hunde, der seinen Herrn, von einem Kinde, das seine Mutter kennt. In solchen Ausdrücken bedeutet kennen nur so viel als wiedererkennen. Aber einen Gegenstand kennen will weit mehr sagen. Wir kennen denselben, wenn wir ihn oder irgend einen Theil von ihm unter allgemeinere Ideen zu bringen vermögen. Wir sagen dann nicht, dass wir eine Perception, sondern eine Conception, nicht dass wir eine Sinneswahrnehmung, sondern einen allgemeinen Begriff von dem Gegenstande haben. Die Naturobjecte werden von unsern Sinnen wahrgenommen; die Naturgedanken, um einen Ausdruck Oerstedt's zu gebrauchen, können nur durch unsere Vernunft begriffen werden.[44]) Der erste Schritt nun zu dieser wirklichen Erkenntniss, ein Schritt, welcher, obgleich scheinbar klein, doch den Menschen auf ewig von allen andern Thieren scheidet, ist der, dem Aussendinge einen Namen zu geben und es somit erkennbar zu machen. Alles Benennen ist Classification, Einordnen des Individuellen unter das Generelle und Alles, was wir entweder empirisch oder wissenschaftlich kennen, kennen wir nur vermöge unserer allgemeinen Ideen. Die andern Thiere besitzen auch Empfindung, Apperception, Gedächtniss und in gewissem Sinne sogar Verstand; aber alle diese Vermögen stehen bei dem Thiere nur mit einzelnen Gegenständen in Beziehung; der Mensch hat Empfindung, Apperception, Gedächtniss, Verstand und Vernunft und nur die Vernunft steht mit allgemeinen Ideen in Beziehung.[45])

Durch die Vernunft stehen wir nicht allein eine Stufe höher, als die Thierwelt, wir gehören durch sie einer ganz andern Welt an. Wir blicken auf die verschiedenen Erschei-

nungen unseres rein animalischen Lebens, auf unsere Empfindungen und Wahrnehmungen, unser Gedächtniss und unsern Verstand als auf etwas uns Angehörendes, aber unser innerstes und ewiges Selbst nicht Ausmachendes herab. Unsere Sinne, unser Gedächtniss, unser Verstand gleichen den Linsen eines Fernrohrs; aber ein Auge schaut durch sie nach den Realitäten der Aussenwelt, unsere verunftbegabte, selbstbewusste Seele; eine Macht, die von unserm Apperceptionsvermögen so verschieden ist, wie die Sonne von der Erde, welche sie mit Licht, Wärme und Leben erfüllt.

Genau an dem Punkte, wo der Mensch sich von der Thierwelt lostrennt, bei dem ersten Aufblitzen der Vernunft, als der Offenbarung des Lichts in uns, finden wir die wahre Geburtsstätte der Sprache. Man analysire jedes beliebige Wort und man wird erkennen, dass es eine allgemeine, dem Individuum, welchem der Name angehört, eigenthümliche Idee ausdrückt. Was bedeutet „Mond"? — der Zeitmesser. Was ist die Bedeutung von „Sonne"? — der Erzeuger. Was heisst „Erde"? — die Gepflügte. Der alte, den Rindern und Schafen gegebene Name war paśu, das lateinische pecus, welches die Weidenden, sich Fütternden bezeichnet. Animal selbst ist ein späterer, von anima, Seele, abgeleiteter Name. Dieses anima selbst bedeutete ursprünglich das Blasen oder Athmen, sowie spiritus (esprit, spirit) von spirare herkommt, und wurde von einer Wurzel an, die uns im Sanskrit anita, im Griechischen anemos (Wind) giebt, hergeleitet. Geist, engl. ghost, ist auf dieselbe Anschauung basirt. Es steht mit dem englischen gust, *dän. just, Windstoss*, mit yeast, *angels. gist, Gäscht*, und selbst mit dem siedenden und zischenden Geyser Islands in Verbindung. Seele (engl. soul) ist das gothische saivala und dies ist offenbar mit einem andern gothischen Wort saivs verwandt, das die See bedeutet.[46]) Die See hiess saivs nach einer Wurzel si oder siv, griechisch seio, schütteln; saivs bezeichnet demnach das hin und hergeschüttelte Wasser im Gegensatz zu dem stillstehenden oder fliessenden Wasser. Wenn die Seele saivala genannt wurde, so sehen

wir, dass sie von den germanischen Nationen ursprünglich als ein Meer in uns aufgefasst wurde, das mit jedem Athemzuge auf und nieder wogt und Himmel und Erde auf dem Spiegel der Tiefe reflectirt.

Der Sanskritname der Liebe lautet smara, abgeleitet von smar, sich erinnern, und derselben Wurzel mag das deutsche Schmerz, engl. smart, entsprossen sein. [47])

Wenn die Schlange im Sanskrit sarpa genannt wird, so geschah dies, weil man sie sich unter der allgemeinen Idee des Kriechens dachte, welche mit dem Worte sṛip ausgedrückt wurde; aber die Schlange wurde im Sanskrit auch ahi, im Griechischen echis oder echidna, im Lateinischen anguis genannt. Diesem Namen liegt eine ganz andere Wurzel und Idee zu Grunde. Die Wurzel ist ah im Sanskrit oder anh, welches zusammendrücken, ersticken, erwürgen bedeutet. Hier war das unterscheidende Merkmal, nach welchem die Schlange benannt wurde, ihr Zusammendrücken, und ahi hiess die Schlange, insofern in ihr die allgemeine Idee einer Erwürgerin liegt. Es ist eine seltsame Wurzel, dieses anh, die noch in mehrern modernen Wörtern fortlebt. Im Lateinischen erscheint sie in ango, anxi, anctum, zusammen drücken, ängstigen, in angina (Bräune, engl. quinsy [48]) und angor, Beengung; dieses angor bezog sich aber nicht bloss auf das Zusammenschnüren des Halses, sondern nahm einen moralischen Sinn an und bedeutete nun überhaupt Angst. Die beiden Adjective angustus, eng, und anxius, *ängstlich, bang, stammen, wie alle diese deutschen Wörter, wie auch noch Enge und selbst Thürangel, von derselben Wurzel.* Im Griechischen behielt dieselbe ihre natürliche und materielle Bedeutung bei in eggys, nahe, [49]) und echis, Schlange oder Erwürger. Im Sanskrit wurde sie aber mit grosser Wahrheit zum eigentlichen Namen der Sünde auserkoren. Das Uebel stellte sich dem menschlichen Geiste unter verschiedenen Gesichtspunkten dar und ihre Namen sind mannigfaltig; aber keiner ist so bezeichnend, wie der von unserer Wurzel anh, erdrosseln, abgeleitete. Anhas bedeutet im Sanskrit Sünde, aber nur desshalb, weil es ursprünglich

ersticken bedeutete — da das Bewusstsein der Sünde dem erwürgenden Druck des Meuchelmörders auf die Kehle seines Schlachtopfers ähnelt. Wer jemals die Gruppe des Laokoon und seiner Söhne mit den engen, todandrohenden Windungen der Schlange gesehen oder vielmehr betrachtet hat, der wird sogleich herausfühlen, was sich die Alten unter einem Erdrossler dachten und was sie sahen und fühlten, indem sie die Sünde anhas nannten. Dieses anhas scheint auch mit dem griechischen agos, Blutschuld, verwandt zu sein. Im Gothischen hat dieselbe Wurzel agis, im Sinne von Furcht, hervorgebracht, im Englischen awe in awful, furchtbar, und ug in ugly. Das englische anguish ist vom französischen angoisse, dem italienischen angoscia, einer Corruption des lateinischen angustiae, Enge, herzuleiten.[50])

Und wie unterschieden jene uralten Denker und Bildner der Sprache zwischen dem Menschen und den andern Thieren? Welche allgemeine Idee verbanden sie mit der ersten Auffassung ihres eigenen Selbst? Das lateinische Wort homo, das französische l'homme, das sich zu l'on und endlich zu on verkürzt, ist von derselben Wurzel herzuleiten, welche dem Worte humus, Erdboden, und humilis, am Erdboden befindlich, zu Grunde liegt. Homo würde demnach den Erdensohn, den aus Erdenstaub Geborenen bezeichnen.[51])

Ein anderes altes Wort für Mensch war marta[52]) im Sanskrit, das griechische brotos, lateinisch mortalis (ein secundäres Derivativum), englisch mortal. Marta bezeichnet einen Sterblichen, und es ist merkwürdig, dass da, wo Alles wechselt, welkt und stirbt, dieser Ausdruck gerade für den Menschen auserwählt wurde. Jene uralten Dichter würden sich schwerlich selbst sterblich genannt haben, wenn sie nicht den festen Glauben an die Unsterblichkeit anderer Wesen gehabt hätten.

Noch einen dritten Namen giebt es für Mensch, der einfach Denker heisst, und dieser, der ächte Titel unseres Geschlechts, lebt noch in dem Worte Mann fort. Mâ bedeutet im Sanskrit messen, woher wir schon oben Mond herleiteten.

Man, ein abgeleiteter Stamm, heisst denken. Daher kommt im Sanskrit manu, ursprünglich der Denker, dann der Mensch. Im spätern Sanskrit begegnen wir Ableitungen wie mânava, mânusha, manushya, die alle Mensch oder Menschensohn bedeuten. Im Gothischen finden wir sowohl man als mannisks, deutsch Mann und Mensch.

Es gab noch viel mehr Namen für Mensch, so wie überhaupt die alten Sprachen für alle Dinge eine Fülle von Bezeichnungen besitzen. Irgend ein Merkmal, das dem Geiste des Beobachters als besonders charakteristisch auffiel, wurde gar leicht zum Lieferanten eines neuen Namens. In gewöhnlichen Sanskrit-Wörterbüchern findet man fünf Wörter für Hand, eilf für Licht, fünfzehn für Wolke, zwanzig für Mond, sechsundzwanzig für Schlange, dreiunddreissig für Gemetzel, fünfunddreissig für Feuer, siebenunddreissig für Sonne [53]) Die letztere konnte die glänzende, warme, goldene, der Erhalter, der Zerstörer, der Wolf, der Löwe, das Himmelsauge, der Vater des Lichts und des Lebens genannt werden. Daher jene Ueberfülle an synonymen Ausdrücken in den alten Dialekten, daher jener Kampf auf Leben und Tod zwischen diesen Wörtern, der zur Vernichtung der weniger starken, weniger glücklichen und fruchtbaren Wortformen führte und mit dem Triumph eines einzigen, als des anerkannten und eigentlichen Namens für jedes Ding in jeder Sprache führte. Wenn auch in weit geringerem Maasse, so lässt sich dieser Process des natürlichen Auswählens oder der Elimination, *gleichsam der Abstossung verdorrender Früchte vom Lebensbaume der Sprache,* doch noch in neuern Sprachen beobachten, d. h. selbst in Sprachen, die so alt sind und so viele Jahre zählen, wie die französische und englische. Wie es stand, als die Dialekte zuerst ihre üppige Knospenfülle ansetzten, können wir noch an einzelnen Fällen nachweisen, wie z. B. an den 5744 Wörtern, welche von Hammer als auf das Kameel bezüglich anführt. [54])

Die Thatsache, dass jedes Wort ursprünglich ein Prädicat ist, das die Namen, obgleich Zeichen für individuelle Be-

griffe, ohne Ausnahmen von allgemeinen Ideen herzuleiten sind, ist eine der wichtigsten Entdeckungen in der Wissenschaft der Sprache. Man hatte wohl schon früher eingesehen, dass die Sprache das unterscheidende Merkmal des Menschen sei, man hatte auch eingesehen, dass das Erfassen allgemeiner Ideen, das Abstractionsvermögen, zwischen Mensch und Thier eine feste, nicht zu durchbrechende Schranke setze, aber dass beides nur verschiedene Ausdrücke für ein und dieselbe Thatsache seien, war erst dann erkannt worden, als man der Wurzeltheorie den Vorzug vor den Theorien der Schallnachahmungen und der Interjectionen eingeräumt hatte; obgleich aber unsere neuere Philosophie dies nicht erkannt hatte, so müssen es doch schon die alten Dichter und Bildner der Sprache recht wohl erkannt haben; denn im Griechischen heisst die Sprache logos, aber logos ist auch die dem Sprechen zu Grunde liegende Kraft der Seele, die Vernunft, und alogon wurde zur Bezeichnung und zwar zur recht eigentlichen Bezeichnung des Thieres gewählt. Kein animalisches Wesen denkt, keines spricht, den Menschen ausgenommen. Sprache und Gedanke sind untrennbar. Wörter ohne Gedanken sind todte Klänge; Gedanken ohne Worte sind ein Nichts. Denken ist lautloses Sprechen, Sprechen lautes Denken. Das Wort ist der fleischgewordene Gedanke.

Und nun bemerke ich mit Schrecken, dass mir nur noch wenige Minuten bleiben, um die allerletzte Frage in unserer Wissenschaft zu erörtern, nämlich die: Wie kann der Laut zum Ausdruck des Gedankens werden? Wie wurden Wurzeln zu Zeichen allgemeiner Ideen? Wie wurde die abstracte Idee des Messens durch mâ, die Idee des Denkens durch man ausgedrückt? Wie kam gâ dazu gehen, sthâ stehen, sad sitzen, dâ geben, mar sterben, char wandeln, kar thun zu bezeichnen?

Ich werde darauf so kurz wie möglich zu antworten versuchen. Die vier- bis fünfhundert Wurzeln, welche als die letzten Bestandtheile in den verschiedenen Sprachfamilien zurückbleiben, sind weder Interjectionen, noch Schallnach-

ahmungen, sie sind lautliche Grundtypen, die durch eine, der menschlichen Natur inwohnende Kraft hervorgebracht wurden. Sie existiren, wie Plato sagen würde, durch die Natur; obgleich wir mit Plato hinzufügen sollten, dass wir, wenn wir sagen durch die Natur, damit meinen, durch göttliches Wirken.[55]) Es giebt ein Gesetz, welches sich fast durch die gesammte Natur hindurchzieht, dass jeder Körper, der in Bewegung versetzt wird, unter gewissen Bedingungen einen Schall erregt. Jede Substanz hat ihren eigenthümlichen Klang. Wir können auf die mehr oder weniger vollkommene Structur der Metalle aus ihren Vibrationen schliessen, aus der Antwort, die sie ertheilen, wenn man sie nach ihrem Naturklange fragt. Gold erklingt anders als Zinn, Holz anders als Stein, und verschiedene Klänge entstehen, je nachdem die Erschütterung des Körpers verschieden ist. Ebenso war es mit dem Menschen, dem vollkommensten Organismus unter den Werken der Natur.[56]) Auch der Mensch erregt Klänge. Der Mensch war in seinem vollkommenen Urzustande nicht wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt, seine Empfindungen durch Interjectionen und seine Wahrnehmungen durch Onomatopœie auszudrücken, er besass auch das Vermögen, seinen abstracten Vorstellungen einen besser, feiner artikulirten Ausdruck zu geben. Dieses Vermögen hatte er nicht selbst herangebildet. Es war ein Instinct, ein Instinct des Geistes, eben so unwiderstehlich, wie jeder andere Instinct. So weit als die Sprache das Product jenes Instinctes ist, gehört sie dem Reiche der Natur an. Der Mensch verliert seine Instincte, indem er aufhört, ihrer zu bedürfen. Seine Sinne werden schwächer, wenn sie, wie z. B. der Geruchsinn, unnütz werden. So erlosch jenes schöpferische Vermögen, welches jeder Vorstellung, indem sie zum ersten Male durch das Gehirn drang, einen lautlichen Ausdruck verlieh, sobald als es seinen Zweck erfüllt hatte. Die Zahl dieser lautlichen Typen muss zu Anfang fast unendlich gewesen sein und nur durch den Process der natürlichen Elimination, den wir noch in der ältesten Geschichte der Wörter

beobachten konnten, ward es möglich, dass ganze Trauben von mehr oder weniger synonymen Wurzeln allmählig von ihren dichtgedrängten und unentwickelten Beeren eine nach der andern verloren, dass alle diese Wurzeln endlich auf einen bestimmten Typus beschränkt wurden. Anstatt die Sprache von neun Wurzeln abzuleiten, wie Dr. Murray,[57] oder von einer Wurzel, wie dies Dr. Schmidt[58]) wirklich hat zu Stande bringen wollen, müssen wir annehmen, dass der ersten Feststellung der radicalen Sprachelemente eine Periode unbeschränkten Wachsthums — ein Sprachenfrühling — voranging, dem mancher Herbst nachfolgen sollte.

Mit dem Process der Elimination oder der natürlichen Auslese tritt das historische Element in die Wissenschaft der Sprache ein. Wie primitiv auch das Chinesische im Vergleich mit terminationalen und flexionalen, mit Agglutinations- und Flexionssprachen erscheinen mag, seine Wurzeln oder Wörter sind dennoch offenbar durch einen langen Process gegenseitiger Abreibung hindurchgegangen. Es giebt selbst im Chinesischen viele Erscheinungen von rein traditionellem Charakter. Die Regel, dass in einem einfachen Satze das erste Wort das Subject, das zweite das Verb, das dritte das Object sein muss, ist eine überlieferte Regel; nur durch Ueberlieferung bedeutet ngŏ g̋in im Chinesischen einen schlechten Menschen, während g̋in ngŏ heisst: Der Mensch ist schlecht. Die Chinesen selbst unterscheiden zwischen vollen und leeren Wurzeln,[59]) indem die ersten prädicativ sind, die zweiten unsern Partikeln insofern entsprechen, als sie die Bedeutung der vollen Wurzeln modificiren und ihre gegenseitige Beziehung bestimmen. Nur durch Tradition können Wurzeln leer werden; alle Wurzeln waren ursprünglich voll, mochten sie nun prädicativ oder demonstrativ sein, und die Thatsache, dass die leeren Wurzeln im Chinesischen sich nicht bis auf ihre vollen Urtypen zurückverfolgen lassen, beweist nur, dass eben das älteste Chinesisch durch successive Perioden des Wachsthums hindurchgegangen ist. Die chinesischen Commentatoren geben zu, dass alle leeren Wörter ursprünglich voll waren, gerade so wie

die Sanskritgrammatiker behaupten, dass alles, was in der Grammatik zur reinen Form geworden ist, ursprünglich substantiell war. Wir müssen aber mit solchen partiellen Beweisen dieses allgemeinen Princips zufrieden und darauf vorbereitet sein, eben so viele phantastische Ableitungen im Chinesischen wie im Sanskrit anzutreffen. Auch die andere Thatsache, dass keine Wurzel im Chinesischen mehr nach Belieben als Substantiv oder Verbum oder Adjectiv gebraucht werden kann, ist wieder ein Beweis dafür, dass die Sprache selbst auf dieser sehr primitiven Stufe doch auf ein vorhergegangenes Wachsthum zurückweist. Fu ist Vater, mu ist Mutter, fu mu Aeltern; aber weder fu, noch mu wird als Wurzel in seiner ursprünglichen prädicativen Bedeutung gebraucht. Der umfassendste Beweis für die verschiedenen Entwickelungsstufen, durch welche selbst eine so einfache Sprache, wie die chinesische, hindurchgegangen sein muss, ist in der verhältnissmässig kleinen Anzahl von Wurzeln und in der einer jeden beigelegten sehr bestimmten Bedeutung zu suchen; ein Resultat, das nur durch jenen fortwährenden Kampf erreicht werden konnte, welcher in der Naturgeschichte so trefflich als Kampf auf Leben und Tod geschildert worden ist.

Obgleich aber weder diese Auslese der Wurzeln, noch auch ihre darauf folgende Combination, dem blossen Wirken der Natur oder natürlicher Instincte zugeschrieben werden kann, so ist sie doch noch weniger, wie wir in einer frühern Vorlesung auseinandersetzten, die Wirkung einer überlegenden, vorherbedenkenden Kunst, in dem Sinne etwa, wie ein Gemälde Raphaëls oder eine Symphonie Beethovens entstanden ist. Ist eine Wurzel gegeben, welche Fliegen oder Vogel, und eine andere, welche Schwarm ausdrückt, so ist das Zusammenfügen beider, um viele Vögel oder überhaupt Vögel auszudrücken, die natürliche Wirkung der synthetischen Kraft des Menschengeistes oder, einfacher gesagt, des Vermögens, zwei und zwei zusammenzusetzen. Einige Philosophen behaupten in der That, dass die Combination der Wurzeln, um eine agglutinative oder flexionale Sprache zu bilden,

ebenso wie die erste Bildung der Wurzeln, das Resultat eines natürlichen Instinctes sei. So behauptete der Professor Heyse,[60]) dass die verschiedenen Entwickelungsformen in der Sprache von den Philosophen als nothwendige Evolutionen erklärt werden müssten, welche in dem Wesen der menschlichen Rede begründet seien. Dies ist nicht der Fall. Wir können das Wachsthum der Sprache überwachen und Alles verstehen und erklären, was das Resultat jenes Wachsthums ist; wir können uns aber nicht auf den Beweis einlassen, dass Alles in der Sprache Existirende nothwendig so ist, wie es ist, und nicht hätte anders sein können. Wenn wir z. B. im Chinesischen zwei Wörter, ḳiai und tu, haben, welche beide einen Haufen, eine Ansammlung, eine Menge ausdrücken, dann können wir auch vollkommen begreifen, wie das eine oder das andere zur Bildung des Plurals benutzt werden konnte; wenn aber eines von beiden sich feststellt und traditionell wird, während das andere veraltet, dann können wir wohl diese Thatsache als eine historische einregistriren, aber keine Philosophie der Erde wird die absolute Nothwendigkeit derselben darzulegen vermögen. Wir können vollkommen begreifen, wie mit zwei Wurzeln, wie kûŏ, Reich, und ćung, Mitte, das Chinesische sich eine Form bilden konnte, die wir Locativ nennen würden, kûŏ-ćung, in dem Reiche; aber nun zu sagen, dass dieser Weg der einzige war, auf dem sich dieser Begriff ausdrücken liess, wäre eine Behauptung, der sowohl die Vernunft, als die thatsächlich gebildeten Sprachformen widersprechen. Wir betrachteten die verschiedenen Methoden der Futurbildung. Sie sind alle gleich verständlich und gleich möglich, aber keine einzige ist unbedingt nothwendig. Im Chinesischen bedeutet ýaó wollen, ngò ich; daher ngò ýaó ich will. Dieselbe Wurzel ýaó zu k'iú, gehen, hinzugefügt, giebt uns ngò ýaó k'iú, ich will gehen, und somit den ersten Keim unserer Futura. Zu sagen, dass ngò ýaó k'iú im Chinesischen die nothwendige Form des Futurs sei, würde einen Fatalismus in die Sprache einführen, der auf durchaus keiner Autorität beruht. Der Aufbau der Sprache erfolgt nicht wie der Zellenbau in einem

Bienenstocke, auch nicht wie der Aufbau der St. Peterskirche durch einen Michael Angelo. Er ist das Ergebniss unzähliger wirkender Kräfte, von denen jede bestimmten Gesetzen folgt und die zuletzt das Resultat ihrer combinirten Wirkungen, befreit von Allem, was sich als überflüssig oder unnütz erwiesen, zurücklassen. Von der ersten Verbindung zweier Wörter wie ǵin, Mensch, und kiai, Menge, um den Plural ǵin kiai zu bilden, bis zu der vollkommenen Grammatik des Sanskrit und Griechischen ist Alles durchsichtig und verständlich als das Resultat der zwei Principien des Wachsthums, welche wir in unserer zweiten Vorlesung betrachteten. Was der Hervorbringung der Wurzel vorangeht, ist das Werk der Natur, was ihr nachfolgt, das Werk des Menschen, nicht in seiner individuellen und freien, sondern in seiner collectiven und regelnden Fähigkeit.

Ich will nicht behaupten, dass jede Form im Griechischen oder Sanskrit schon analysirt und erklärt worden ist. Es giebt Formationen im Griechischen, Lateinischen, Englischen und auch im Deutschen, an denen bisher alle Erklärungsversuche gescheitert sind, und es giebt gewisse Spracherscheinungen, wie das Augment im Griechischen, der Vocalwechsel im Hebräischen, der Umlaut und Ablaut in den teutonischen Sprachen, bei deren Betrachtung wir fast zu der Annahme geneigt werden, dass die Sprache rein musikalische oder lautliche Unterscheidungen zugelassen hat, die sehr handgreiflichen und wesentlichen Unterschieden im Gedanken entsprechen. Einer solchen Annahme liegt indess keine irgend sichere Schlussfolgerung zu Grunde. Es könnte uns unerklärlich erscheinen, warum gerade Bruder den Plural Brüder, brother im Englischen brethren bildet; aber was in unsern modernen Sprachen unerklärlich und scheinbar künstlich erscheint, wird in ihren älteren Entwickelungsphasen oft leicht erklärlich. Der Umwandlung des u in ü, wie in Bruder, Brüder, liegt keine besondere Absicht zu Grunde; am allerwenigsten wurde sie eingeführt, um eine Mehrheit zu bezeichnen. Der Wechsel ist phonetischer Natur und rührt von dem Einfluss des i oder j her,[61] welches ursprünglich von der

letzten Silbe aus zurückwirkte, und welches jetzt noch, nachdem es längst verschwunden ist, seine Wirkung zurücklässt. Durch eine falsche Analogie kann ein solcher in einer gewissen Wortclasse vollkommen zu rechtfertigender Wechsel auf andere Wörter ausgedehnt werden, wo ein solcher Umlaut gar nicht erforderlich war und er mag dann allerdings wie ein willkürlicher Vocalwechsel erscheinen, der einen Wechsel der Bedeutung herbeiführen soll. Aber selbst bis in diese geheimsten Schlupfwinkel hinein kann der vergleichende Sprachforscher die Sprache verfolgen, und er entdeckt so Gründe selbst für das, was in der Wirklichkeit unvernünftig und falsch erschien. Es scheint schwer zu glauben, dass das Augment im Griechischen ursprünglich eine unabhängige Existenz gehabt, dass es für sich einen Begriff enthalten hätte, doch ist alle Analogie einer solchen Ansicht nur günstig. Angenommen, dass Englisch nie vor Wycliffe's Zeit niedergeschrieben worden wäre, wir würden in diesem Falle finden, dass das englische Perfect in einigen Fällen durch die blosse Hinzufügung eines kurzen a gebildet worden sei. Wycliffe sprach und schrieb:[62]) I knowlech to a felid and seid þus (I acknowledge to have felt and said thus). Auf ähnliche Weise liest man: it should a fallen statt have fallen und in einigen Theilen Englands sagt der gemeine Mann noch immer I should a done it u. s. w. Nun wächst in einigen alten englischen Büchern dieses a thatsächlich mit dem Zeitworte zusammen, wenigstens wird es zusammengedruckt, so dass eine auf solche Bücher gegründete Grammatik uns to fall als Infinitiv Præsentis, to afallen als Infinitiv Perfecti aufführen würde. Man wird mich hoffentlich nicht missverstehen und auch nur einen Augenblick glauben wollen, dass ich zwischen diesem a, dem Rest der Form have, und dem griechischen Augment irgend eine Beziehung annehmen wolle. Alles, was ich mit dem ganzen Beispiel beabsichtige, ist nur, zu zeigen, dass wir, wenn der Ursprung des Augments noch nicht genügend erklärt ist, darum noch nicht verzweifeln und eine willkürliche Hinzufügung eines Consonanten oder Vocals zugestehen müssen, die so zu sagen alge-

braisch oder nach gegenseitiger Verabredung angewandt worden wäre, um die vergangene von der gegenwärtigen Zeit zu unterscheiden.

Wenn inductive Schlüsse noch irgend Werth haben, so sind wir zu dem Glauben berechtigt, dass das, was in so weiter Ausdehnung und für Fälle, wo es am wenigsten erwartet wurde, bewiesen worden ist, auch in Bezug auf die Sprache im Allgemeinen wahr bleibt. Wir verlangen kein Dazwischentreten übernatürlicher Kräfte, auch kein Conclave alter Weltweisen, um die menschliche Rede, wie sie sich wirklich gestaltet hat, zu erklären. Die ersten natürlichen und instinctiven Sprachäusserungen können, wenn man die von verschiedenen Stämmen auf verschiedene Weise getroffene Auslese mit in Anschlag bringt, sowohl den ersten Ursprung als die erste Divergenz der menschlichen Sprache ganz wohl erklären. Wir vermögen nicht bloss zu begreifen, wie die Sprache entstand, sondern auch, wie sich eine Sprache in viele auflösen musste; und wir nehmen wahr, dass selbst die grösste Mannigfaltigkeit in den materialen oder formalen Elementen der Sprache mit der Annahme eines gemeinsamen Urquells nicht unvereinbar ist.

Die Sprachwissenschaft führt uns so zu jenem höchsten Gipfelpunkt empor, von dem wir in das erste Frühroth des Menschenlebens auf Erden hinabblicken und wo die Worte, welche wir so oft seit den Tagen unserer Kindheit gehört haben: „Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache," eine natürlichere, verständlichere, überzeugendere Bedeutung annehmen, als sie je zuvor besassen.

Und nun, da ich bei dem Schlusse dieser Vorlesungen angelangt bin, habe ich nur noch mein Bedauern auszusprechen, dass die Skizze der Sprachwissenschaft, welche ich vor Ihnen zu entwerfen bemüht war, noch so unvollständig und unfertig ausfallen musste. So manchen Punkt konnte

ich gar nicht berühren, auf manchen andern nur anspielen, kaum einem konnte ich volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dennoch erkenne ich es dankbar an, dass mir eine Gelegenheit geboten ward, einen Antheil des öffentlichen Interesses für eine Wissenschaft wecken und beanspruchen zu können, der, wie ich glaube, noch eine grosse Zukunft beschieden ist, und es soll mich herzlich freuen, wenn ich bei denen, die diese Vorlesungen mit ihrem Besuche beehrten, in Bezug auf jene Schichten, welche unter der Sprache, auf der wir stehen und gehen, sich hinstrecken und in Bezug auf die Grundstoffe, die durch ihre Zusammensetzung den festen Granit unserer Gedanken bilden, eine Wissbegierde erweckt und dieselben zu weitern Forschungen angeregt habe.

Anmerkungen.

Erste Vorlesung.

1) *The Royal Institution, das Königliche Institut von Gross-Britannien, ist eine Art Athenäum, wo Vorlesungen über die mannigfachsten Gegenstände, vorzugsweise aber über naturwissenschaftliche, gehalten werden. Die Anstalt wurde von Georg IV, vor ungefähr 30 Jahren begründet und vereinigt ein sehr gewähltes und gebildetes Publicum, das selbst streng wissenschaftlichen Erörterungen mit dem regsten Interesse folgt. Die ausgezeichnetsten Gelehrten werden der Reihe nach aufgefordert, hier von ihren Arbeiten gleichsam Rechenschaft abzulegen und ihre Theorien in den Hauptpunkten in populär-wissenschaftlicher Form vorzutragen. Für ein solches Publicum hatte Prof. Max Müller die 9 Vorlesungen dieses ersten Bandes und nachher die 12 (1866 auch in deutscher Bearbeitung erschienenen) des zweiten bearbeitet. Er widmet diese erste Serie den Mitgliedern der Universität Oxford in dankbarer Anerkennung der zahlreichen Beweise von Theilnahme und Freundlichkeit, welche sie ihm während der letzten 12 Jahre sowohl im Allgemeinen als namentlich am 7. December 1860 (als es sich um die Beförderung zu einer einträglichen Professur handelte) gegeben haben.*

2) „Geometrie“ wird abgeleitet von gē, Erde, Land, und metron, Maass, also „Landmessung“.

3) „Botanik“ oder botanike techne, botanische Kunst, von botane, Futter, Weidekraut, dies wieder abzuleiten von boskein, weiden, füttern. Vgl. Jessen, Was heisst Botanik? 1861. Die Pflanze heisst griech. phyton.

4) Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, IX, S. 104. Ein baskischer Name für Mond ist argi-izari, Lichtmaass. Siehe Dissertation critique et apologétique sur la langue basque, S. 28. *Tatarisch mine, chinesisch 'uĕ, dänisch maane, niederdeutsch maan, schwedisch måna. Ueber die Zeitmessung nach Nächten vgl. Caes. de b. g. VI, 18.*

5) Horne Tooke, S. 27 Anm.

6) Vgl. Curtius, Griechische Etymologie, S. 297.

7) Ideler, Handbuch der Chronologie, I. S. 241, 242. *Uebrigens hat man den Namen Vergiliae auch von dem lat. ver, Frühling, hergeleitet. Vergiliae dictae, quia eorum ortu ver finitur et æstas incipit. Festus. Cfr. Isid. Or. 3, 70. Cic. in Arat. N. D. 2, 44.* In der oskischen In-

schrift von Agnone kommt ein Jupiter Virgarius (djoveí verehasioí, dat. sing.) vor, ein Name, welchen Prof. Aufrecht mit dem des Jupiter Viminius vergleicht, des Jupiter, der das Wachsthum der Zweige befördert. (Kuhn's Zeitschrift, I, S. 89.) Vgl. jedoch über Jupiter Viminius und seine Altäre in der Nähe der Porta Viminalis, Hartung, Religion der Römer, II, 61.

8) Schon zu den Zeiten des Anaximenes aus der ionischen und des Alkmaeon aus der pythagoräischen Schule sind die Sterne in wandernde, herumirrende, ástra planómena oder planetá, und nichtwandernde, aplaneîs astéres oder aplanê ástra getheilt worden. Aristoteles spricht zuerst von ástra endedeména, angebundenen Sternen. S. Humboldt, Kosmos, III. 28. Pólos ist eigentlich der Wirbel, die Angel, dann auch der Pol, um den sich der Himmel dreht.

9) Wir wollen nebenbei darauf hinweisen, dass die hieroglyphischen Zeichen unserer modernen Recepte von Champollion auf die wirklichen Hieroglyphen Aegyptens zurückgeführt worden sind. Bunsen's Aegypten, Bd. IV, S. 108.

10) Nach einer Angabe in den „Notes and Queries" (2. Serie, Bd. X, S. 500) ist die Astrologie nicht so vollständig erloschen, wie man annimmt. Einer unserer Hauptschriftsteller, heisst es dort, einer unserer angesehensten Anwälte, und mehrere Mitglieder der verschiedenen gelehrten Gesellschaften, die das Alterthum durchforschen, sind noch heute praktische Sterndeuter. Aber jeder sucht seine Studien möglichst zu verstecken, so gross ist das Vorurtheil, welches eine, die gründlichste Bildung erfordernde Kunst mit dem Geschwätz der Zigeunerprophezeiungen verwechselt.

11) Der Mensch hat zwei Fähigkeiten oder passive Vermögen, deren Existenz allgemein anerkannt wird, die Fähigkeit, verschiedene, von der Aussenwelt verursachte Eindrücke in sich aufzunehmen, die Empfänglichkeit für physische Eindrücke, und die Fähigkeit, die von diesen Objecten hervorgebrachten Eindrücke (die Vorstellungen) zu bewahren, welche das Gedächtniss, die geschwächte sinnliche Vorstellung genannt wird. Diese Vermögen, die den Gedanken hervorrufen, haben wir mit den Thieren gemein. ... Alles lässt sich auf die Empfindung zurückführen. Helvetius.

12) „Da gerade die Zeugungsorgane zu den Gewohnheiten und der Nahrung eines Thieres die geringste Beziehung haben, so habe ich sie immer als besonders geeignet betrachtet, über die wirklichen Verwandtschaften derselben unter sich recht deutliche Anzeichen zu geben." — Owen, citirt von Darwin, Origin of Species, S. 414.

13) *Man vergl. über die von der Einbildungskraft in den astronomischen Entdeckungen gespielte Rolle die „Notice sur la vie et les travaux de Kepler," welche M. Joseph Bertrand, membre de l'Institut, in der öffentl. Sitzung vom 28. Dec. 1863 gelesen hat. — „Das Gebiet der Phantasie, ein Wunderland kosmologischer, geognostischer und magnetischer Träume, wird unaufhaltsam mit dem Gebiete der Wirklichkeit verschmolzen," sagt v. Humboldt im Kosmos.*

14) Die Pflanze und ihr Leben, von M. T. Schleiden. Leipzig. 1858.

15) „So z. B. ist die Wissenschaft der Optik, welche alle Gesetze des Lichtes und der Farbe umfasst, eine Naturwissenschaft, während die Malerei mit allen ihren Verfahrungsarten und ihrer Farbengebung, die zu einer vom Menschen erfundenen Kunst gehören, eine rein historische Wissenschaft ist." Intellectual Repository, 2 Juni, 1862. S. 247.

16) Sir J. Stoddart, Glossology, S. 22.

17) Balbi zählt in seinem Atlas 860. Vgl. Pott, Rassen, S. 230; Etymologische Forschungen, II, 83 (2. Ausgabe).

18) Pott, Etym. Forschungen, II, 230.

Zweite Vorlesung.

1) Dr. Whewell setzt die Wissenschaft der Sprache in die Classe der palaitiologischen Wissenschaften, aber er macht einen Unterschied zwischen den palaitiologischen Wissenschaften, die von materiellen Dingen handeln, wie z. B. die Geologie, und andern, welche mit den aus der Erfindungskraft und socialen Begabung der Menschen hervorgehenden Producten zu thun haben, wie z. B. die vergleichende Philologie. Er schliesst die letztere aus dem Kreise der eigentlich so genannten physischen Wissenschaften aus, aber er fügt hinzu: Wir begannen unsere Untersuchung mit dem Vertrauen, dass jede gesunde Ansicht, die wir in Bezug auf das Wesen der Wahrheit in den physischen Wissenschaften und die Art und Weise ihrer Auffindung zu gewinnen fähig sein würden, auch zugleich dahin zielen muss, auf die Natur und die Perspectiven des Wissens auf jedem andern Gebiete Streiflichter zu werfen, dass jede einzelne uns in moralischen, politischen und philologischen Forschungen nützlich sein muss. Wir haben dies vertrauensvoll im Voraus als Behauptung hingestellt und die Richtigkeit unserer Annahme fängt schon an in die Augen zu springen. Wir haben gesehen, dass die Biologie uns zur Psychologie führt, wenn wir nur den Pfad weiter verfolgen wollen, und so hat sich der Uebergang vom Materiellen zum Immateriellen in einem Punkte enthüllt, und wir bemerken jetzt, dass es verschiedene grosse Gebiete der Speculation giebt, die von Gegenständen, welche zu der stofflosen Natur des Menschen gehören, erfüllt sind und durch dieselben Gesetze, wie die durchaus physischen Wissenschaften regiert werden Es ist nicht unsere Aufgabe, bei den Aussichten, welche unsere Philosophie auf solche Weise unserer Betrachtung eröffnet, zu verweilen, aber wir wollen uns doch auf dieser letzten Tagereise unserer Wanderung zwischen den Grundpfeilern der Naturwissenschaften von dem Lichtstrahl erfreuen und beleben lassen, der auf solche Weise, wenn auch trübe, aus einer höhern, glänzenden Region auf uns fällt.“ — Indications of the Creator, S. 146.

2) Genesis II, 19. — 3) Der heilige Basilius wurde von Eunomius verklagt, weil er die göttliche Vorsehung abgeläugnet habe, indem er nicht zugegeben, dass Gott die Namen aller Dinge geschaffen, sondern die Erfindung der Sprache den Fähigkeiten zugeschrieben habe, mit welchen Gott die Menschen ausstattete. Der Bischof St. Gregor von Nyssa in Kappadocien (331—396) vertheidigte den St. Basilius. „Obgleich Gott der Menschennatur ihre Fähigkeiten gegeben hat, schreibt er, so folgt daraus noch nicht, dass Er nun alle Handlungen hervorbringt, welche wir verrichten. Er hat uns die Fähigkeit gegehen, Häuser zu bauen und jedes beliebige Werk auszuführen; aber gewisslich sind wir die Erbauer und nicht Er. Auf dieselbe Weise ist die Sprachfähigkeit das Werk dessen, der unsere Natur gebildet hat, aber die Erfindung der Wörter, um jeden Gegenstand mit ihnen zu bezeichnen, ist das Werk unseres Geistes.“ Vgl. Ladevi-Roche, De l'Origine du langage: Bordeaux, 1860. S. 14. Horne Tooke, Diversions of Purley, S. 19. *E. Renan, De l'Origine du langage, Paris.* — 4) D. Stewart, Works, vol. III, S. 27.

5) History of inductive sciences, vol. III, S. 531.

6) Lectures on the English Language, by G. P. Marsh: New-York, 1860. S. 263 u. 630. Diese Vorlesungen vereinigen die Ergebnisse vieler sorgfältigen Forschungen und sind reich an werthvollen Beobachtungen. Eine zweckmässige engl. Ausgabe ist vor Kurzem von Dr. Smith unter dem Titel: „Handbook of the English Language" besorgt worden.

7) Marsh, S. 532. Anm. — 8) Trench, English Past and Present, S. 210, erwähnt great, welches zu Johnson's Zeit greet (mit langem i) ausgesprochen wurde, und tea, welches Pope auf obey reimt.

9) Marsh, S. 589. — 10) Sir J. Stoddart, Glossology, S. 60.

11) Trench, English Past and Present, S. 114; Marsh, S. 397. *Wir haben die vom Verf. aus der englischen Sprache gewählten Beispiele in wörtlicher Uebersetzung in den Text aufgenommen, obgleich wir wohl wissen, dass sie nur diejenigen Leser interessiren werden, welche das Englische und seine Aussprache kennen. Natürlich würde es nicht schwer fallen, die Veränderungen, welche die deutsche Sprache, etwa seit 1600, wenn auch seltener in der Betonung, so doch besonders durch Aufnahme oder Verstossung von Fremdwörtern, durch Entstehen von Neologismen und Archaismen, durch Abschleifen von Endungen, Ausstossen der in der frühern Orthographie oft sehr unnöthig gehäuften Consonanten, Assimilationen u. s. w. erlitten, an einer langen Reihe von Beispielen nachzuweisen. Wenn z. B. Opitz der zu seiner Zeit noch sehr beliebten Sprachmengerei und dem einreissenden Sprachverderbniss kräftig entgegenarbeitete, wenn er als der Vater der neuern deutschen Prosodie und Dichtersprache betrachtet werden kann, so braucht man doch nur ein paar Seiten seiner Werke aufmerksam durchzulesen, um sich zu überzeugen, wie vielfache Veränderungen die deutsche Sprache seit seiner Zeit (er starb 1639) erlitten hat. Anstatt hierüber einige flüchtige Notizen zusammenzustellen, wie dies in der ersten Ausgabe dieser Vorlesungen geschehen war, werfen wir lieber einen Blick auf die französische Sprache, in welcher auch seit ein paar Jahrhunderten sehr auffällige Veränderungen eingetreten sind.

Dass der Accent im Französischen auf eine andere Silbe gerückt sei (wie im englischen cóntemplate und contémplate) dürfte wohl nicht nachweisbar sein. So wie der Ton im Deutschen immer auf der Stammsilbe blieb, welche freilich selbst ihre Quantität im Laufe der Zeit bisweilen änderte (Opitz schreibt noch Botte, Vatter u. s. w.), so besteht im Französischen die Regel, dass die Stimme sich beim Aussprechen der letzten Silbe des Wortes hebt, oder wenn diese letzte stumm ist, bei der vorletzten. Diese Regel ist so durchgreifend, dass das Französische sogar, im Gegensatz zum Englischen und Deutschen, seiner Betonung alle Fremdwörter, seien es Eigen- oder Gemeinnamen, unterwirft, die der Franzose entlehnt. Aber die Aussprache selbst hat sich seit der Zeit, wo die Grammatiken, die Wörterbücher, die ununterbrochene Ueberlieferung der Kanzelberedtsamkeit und der theatralischen Declamation auf ihre Feststellung vereint hinzuwirken schienen, merklich verändert. So sprach man z. B. léger am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ebenso aus wie enfer, wie man dies aus folgenden Versen des Tartuffe, welche sich heute nicht mehr reimen würden, ersieht:

Non, rien de plus méchant n'est sorti de l'enfer.
Mon Dieu! l'on ne doit point croire de trop léger. (IV, 6.)

Régnier Desmarais sagt überdies in seiner französischen Grammatik, dass man damals das r in léger hören liess. Dieselbe Bemerkung lässt sich von folgenden Versen Boileau's machen:

La colère est superbe et veut des mots altiers,
L'abattement s'explique en des termes moins fiers.

Der Gebrauch vertauschte im siebenzehnten Jahrhundert noch in vielen Wörtern die Diphthonge ou und eu (je treuve reimt bei Molière auf veuve) und man schrieb mit dem Diphthong oi viele Endsilben, welche seit Voltaire allgemein mit ai geschrieben werden und in welchen ai wie ein offenes è zu sprechen ist. Dieses oi wurde allerdings nie oa ausgesprochen.

Was die Orthographie betrifft, so braucht man nur, wie oben den Opitz, so ein französisches oder englisches Buch etwa aus dem 17ten Jahrhundert zu öffnen, um sofort eine bedeutende Menge auffälliger Abweichungen zu bemerken. Aber auch die Wörter selbst an sich betrachtet, nach ihrem Ursprunge, ihrem Sinne und nach ihrer Anwendung in gewissen syntaktischen oder rhetorischen Wendungen, liefern uns manchen Beweis von der Veränderlichkeit jeder Sprache. Man weiss, wie viele Wörter die gelehrten Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts aus dem Griechischen und Lateinischen in die französische Sprache eingeführt haben und wie viele von den Wörtern, die noch einem Amyot, Pasquier, Montaigne ganz geläufig sind, durch die puristischen Bestrebungen des siebenzehnten Jahrhunderts wieder aus der Sprache entfernt wurden. Gewisse Ausdrücke sind im Französischen bis auf unsere Zeit gelangt, nachdem sie gleichsam eine Periode der Verfinsterung durchgemacht, während welcher sie schwer zu erkennen und in Gefahr waren, gänzlich zu verschwinden. So nimmt z. B. in den Femmes savantes die puristische Philamente an sollicitude Anstoss. „Ah! Sollicitude," ruft sie aus, „à mon oreille est rude; il pue étrangement son ancienneté." „Il est vrai," erwiedert Bélise, „que le mot est bien collet monté." Wer theilt aber heute noch das Vorurtheil dieser Damen, indem er sollicitude, les sollicitudes du siècle (Bib.) auffällig fände? Andere Wörter, welche stets im Gebrauch gewesen zu sein s c h e i n e n, weil sie überaus ausdrucksvoll und passend gebildet sind, erweisen sich doch als recht eigentliche Neologismen. Die Zahl solcher neuen Wortbildungen z. B. mit der Ableitungssilbe b e ist im Deutschen nicht klein (bewahrheiten, bewildern, sogar beweihräuchern u. a.) Bienfaisance ist erst von dem Abbé de Saint-Pierre in das Französische eingeführt. Es erscheint zum ersten Male in seiner kleinen Schrift: Projet pour rendre les sermons utiles. Vulgarité ist noch neuern Ursprungs; Madame de Staël soll das Wort zuerst gebraucht haben; früher sagte man popularité in diesem Sinne; la popularité d'un mot bezeichnete die Gemeinheit, selbst die Pöbelhaftigkeit eines Wortes. So wie popularité sind nun viele Wörter in Gebrauch geblieben, haben aber ihre Bedeutung, etwa wie Bescheidenheit, Beispiel, Mähre u. s. w. im Deutschen, wesentlich modificirt. So kommt suicide, ein Wort, das sich im Furetière von 1690 noch nicht vorfindet, etwas später im Französischen in dem doppelten Sinne suicida und suicidium vor und diese doppelte Bedeutung wird in dem Abrégé du dictionnaire de Trévoux, par Berthelin, 1762 und in dem Grand Vocabulaire français, 1773, angegeben. In dem letztern Werke werden die suicides als ceux qui se sont homicidés eux-mêmes erklärt; dass suicide jetzt n u r Selbstmord bedeute, erscheint uns als unhaltbare Behauptung. — Spéculation (vgl. in der 7. Vorlesung die Wurzel spec) erregte im Franz. früher nur die Idee philosophischer Forschung und Betrachtung. Im Dictionnaire de l'Académie vom Jahre 1768 hat es n u r d i e s e Bedeutung. Heute denkt man dabei an ein Nachsinnen in gewinnsüchtiger Absicht, an ein Börsengeschäft. Das Wort ist von dem Gebiete der Theorie in ihrer höchsten Entfaltung geradezu auf das entgegengesetzte Gebiet der

praktischen Handelsspeculationen verpflanzt worden und der Franzose kann kaum noch les spéculations de la pensée grecque im alten Sinne sagen, er fügt lieber ein Epitheton etwa hautes etc. hinzu. Ein Wort, das seit einigen Jahren unendlich oft in der Politik und Zeitungsliteratur anzutreffen war, „annexion", steht noch nicht einmal im Dictionnaire de l'Académie, 6e édition, 1835. Ein Wort, welches seine Bedeutung auch stark verändert hat, ist le Monde, die sogenannte „grosse Welt" von Paris, dann geradezu synonym mit „guter Gesellschaft"; daraus hat sich dann der Ausdruck Demi-monde entwickelt. La Bruyère überschreibt in seinen Charakteren einen den gesellschaftlichen Verkehr seiner Epoche bespöttelnden Artikel: „De la ville". Jetzt würde das wohl Du monde heissen. Aus homme du monde hat man im Deutschen „Weltmann" gemacht, obgleich wir weder Weltmänner, noch Weltfrauen in der französischen Bedeutung des Wortes besitzen.

Ueber dieses fortwährende „Werden" der Sprachen ist, was das Französische anbetrifft, ein treffliches Capitel im Cours supérieur de grammaire, von B. Julien, I, S. 3—6, und die Vorrede des Dictionnaire von M. Littré, ferner eine Bemerkung des Prof. Georges Perrot in der franz. Uebersetzung der M. Müllerschen Vorlesungen zu vergleichen, welche letztere hier selbst zum Theil benutzt worden ist.*

12) *M. Müller vertheidigt die Form neutri als die altlateinische durch eine Stelle bei Priscian, VI, 1 u. 7. Der Ausdruck generis neutrius, obgleich von den neuern Herausgebern oft gebraucht, hat, wie M. Müller glaubt, keine Autorität im alten Latein. Ne mireris, sagt G. Stallbaum, libri auctorem sæpius neutri pro neutrius scripsisse, scito illam formam apud Varronem reperiri. Ruddim. Inst. I, 53. Vgl. jedoch Zumpt, Lat. Gramm. §. 49.*

13) *So sagt man im Französischen je suis fort heureux, aber nicht: je suis beaucoup heureux; man sagt cet enfant grandit beaucoup, aber nicht: cet enfant grandit fort; „dieses Kind wächst stark" ist im Deutschen gerade ganz gebräuchlich. Wir sagen: „er ist viel gereist," der Franzose: „il a bien voyagé".*

14) Castelvetro, in Horne Tooke, p. 629. Anm.

15) *Das ĭ ist sehr kurz zu sprechen und klingt fast wie das dumpfe e in den Endungen deutscher Wörter oder im französischen le. Sch ist wie im Deutschen auszusprechen.*

16) *Auch l̥ geschrieben, so wie zwanzig l̥ ši̥.*

17) Bopp, Vergleichende Grammatik, §. 320. Schleicher, Deutsche Sprache, S. 233, *wo namentlich auch die Zurückführung von hundert auf zehnmal zehn, und von tausend auf zehnmal hundert nachzulesen ist.*

18) *Vgl. bellum für duellum, suavis für suadvis (suadere), Corssen, Aussprache etc. der lat. Sprache I, 58.*

19) *g̋ klingt dem französischen j ähnlich.*

20) Foucaux, Grammaire Tibetaine, S. 27. Vorrede S. X.

21) Fuchs, Romanische Sprachen, S. 355.

22) Quint. V, 10, 52. Bona mente factum, ideo palam; mala, ideo ex insidiis. — 23) *Vgl. Fuchs, Lehrbuch der span. Spr. S. 136. Im Portugiesischen wird von douto doutamente, und ebenso fortissimamente, nimiamente etc. gebildet; man erkennt also auch hier ganz deutlich, dass mente der Femininalform der Adjectiva angehängt wird.*

24) Das s im Sanskrit = dem persischen h. Also svasar = hvahar. Dies wird chohar, chor und cho. Zend qanha, acc. qanharem, persisch khāher. Bopp, Vergl. Gramm. §. 35.

25) Schleicher, Beiträge II, S. 392. dci = dŭgte, Gen. dcere = dŭgtere. — 26) *Vgl. Grammaire de la Langue d'Oïl etc. par Burguy I, 179.*

27) Hui = hodie, ital. oggi und oggidi; jour = diurnum von dies.

28) Z. B. het = pes, Stamm ped; hing = πέντε, fünf; hour = πῦρ, Feuer. Vgl. Max Müller's Brief an v. Bunsen, Ueber die turanischen Sprachen, S. 67. *Merkwürdig sind auch solche Fälle, wo ein und dasselbe Fremdwort zu ganz verschiedenen Zeiten in eine Sprache eingedrungen ist; so ist z. B. das Wort Caraffe (frz. carafe) ursprünglich identisch mit dem jetzt öfter gehörten Alcarraza, der spanischen Form für dasselbe arabische Stammwort.*

29) Vgl. Marsh, S. 678; Sir John Stoddart's Glossology, S. 31.

30) Glossology, S. 33. — 31) Ebenda, S. 29.

32) Nea Pandora, 1859. No. 227. 229. Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, X, S. 190. — 33) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, S. 668. Marsh, S. 379.

34) *Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Von I. G. Kohl. II, 62.*

35) „Manche, welche man gelehrt haben mag, den Dialekt von Dorset als aus einer Corruption der englischen Schriftsprache entstanden zu betrachten, dürften sich wohl wundern, zu hören, dass er nicht nur ein besonderer Spross des Angelsächsischen, sondern sogar reiner und in einigen Fällen reicher ist, als die zur Nationalsprache auserwählte Mundart." — Barnes, Poems in Dorset-Dialect, Vorrede S. XIV. — „Im Allgemeinen hat das Hebräische viel mehr Beziehungen zu dem vulgären Arabisch als zu der arabischen Schriftsprache, wie ich dies vielleicht gelegentlich anderwärts zeigen werde, und es folgt daraus, dass das, was wir Vulgär-Arabisch nennen, gleicherweise eine sehr alte Mundart ist." Munk, Journal Asiatique, 1850, S. 229 Anm. — *Ueber die Patois im Französischen vergleiche man Littré, Histoire de la langue française, II, 91—169.*

36) Geschichte der deutschen Sprache, S. 833.

37) Plin. Nat. H. VI, 5. Hervas, Catalogo, I, 118.

38) Plinius stützt sich auf Timosthenes, dessen Glaubwürdigkeit Strabo bezweifelt (II, p. 93. ed. Casaub.). Strabo selbst sagt von Dioskurias: *συνέρχεσθαι ἐς αὐτὴν ἑβδομήκοντα, οἱ δὲ καὶ τριακόσια ἔθνη φασὶν, οἷς οὐδὲν τῶν ὄντων μέλει* (X, p. 498). Die letzten Worte beziehen sich wahrscheinlich auf Timosthenes.

39) Du Ponceau, S. 110.

40) S. F. Waldeck, Lettre à M. Jomard des Environs de Palenqué, Amérique Centrale. („Il ne pouvait se servir, en 1833, d'un vocabulaire composé avec beaucoup de soin dix ans auparavant.") Aber so gross ist die Neigung der Sprachen bei jagdtreibenden Völkern, schnell zu divergiren, dass, abgesehen von jenen primitiven Wörtern in den Indianersprachen, welche sicher aus einer gemeinsamen Quelle entsprungen sind, eine noch grössere Verschiedenheit zu finden ist, als in verwandten europäischen Sprachen. Obgleich z. B. die Minsi nur ein Stamm der Delawares waren und dicht neben ihnen wohnten, so sind doch sogar einige ihrer Zahlwörter verschieden." Archæologia Americana, II, S. 160.

„Die meisten bedeutenden Menschen haben ihren eigenen Stil. Wenn eine Menschengesellschaft gross ist und es in derselben viele giebt, welche die Sprache zu ihrem Studium gemacht haben, so werden doch nur solche Neuerungen von Bestand sein, welche wirkliches Verdienst haben. Wenn jene Gesellschaft klein ist, so kann ein einziger ausgezeichneter Mann, besonders da, wo die Schrift unbekannt ist, wesentliche Veränderungen herbeiführen,

Da Niemand auftreten kann, um die Richtigkeit und den Werth seiner Neuerungen zu bestreiten, so kommen sie zuerst in die Mode und werden endlich dauernd. Der alte und bessere Wörtervorrath schwindet mehr und mehr. Wenn z. B. England ein kleines Land gewesen wäre und in demselben kein bedeutender Schriftsteller ausser Carlyle aufgetreten wäre, so würde sich die englische Sprache ohne Zweifel stark verändert haben. Unter den vorliegenden Verhältnissen ist aber, wenn schon Carlyle seine Nachahmer hat, doch die Wahrscheinlichkeit nur gering, dass er auf den Stil im Allgemeinen einen merklichen Einfluss ausüben wird. Aus diesem Grunde verändert sich die Sprache reissend schnell und verschlechtert sich, wenn eine Volksgemeinde sich in eine Menge kleiner Stämme zerspaltet. Ein einzelner Zweig eines Indianerstammes bedient sich nach wenigen Generationen einer Sprache, die der Familie, von der er ausgegangen, ganz unverständlich ist. Daraus erklärt sich die beträchtliche Zahl der Sprachen bei den Jagd treibenden kleinen Indianerstämmen Nord- und Südamerikas, welche doch alle offenbar gemeinen Ursprungs sind, denn ihre Grundzüge sind dieselben. Je grösser also eine Volksgemeinde, desto beständiger ist die Sprache, je kleiner, desto veränderlicher und desto grösser zugleich die Entartung und Verderbniss. Je kleiner eine Gemeinde ist, desto beschränkter ist ihr Ideenkreis, folglich ist auch ein kleinerer Wortvorrath nothwendig und viele Wörter werden gleichsam herrenlos.“ Dr. Rae, The Polynesian, No. 23. 1862.

41) Catalogo, I, 393.

42) Max Müller, Turanian Languages, p. 114. — 43) Turanian Languages, p. 233.

44) Turanian Languages, p. 30.

45) Quintilian, IX, 4. „Nam neque Lucilium putant uti eadem (s) ultima, cum dicit Serenu' fuit, et dignu locoque, *et Cicero in Oratore plures antiquorum tradit sic locutos. Inde belligerare (?) po'meridiem (?). Die letztern Beispiele passen nicht hierher, dagegen* vgl. man das in der Conversation gebräuchliche abin für abisne, viden für videsne, opu'st (opus est), conabere (conaberis). *S. Corssen, über Aussprache etc. I, 118 flg. Wenn Cicero das Abwerfen des auslautenden s vor consonantischem Anlaut des folgenden Wortes subrusticum nennt, so liegt darin ausgesprochen, dass dieses s zu seiner Zeit im Munde des Landvolkes ebenso verklang, wie das auslautende m.*

46) *Das moderne Hochdeutsch ist auch nicht direct aus der alten mittelhochdeutschen Sprache hervorgegangen. Luther bediente sich des zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts üblichen Schrifthochdeutsch in der besondern Färbung, die es im mittlern Deutschland und namentlich in Obersachsen erhalten hatte, und schuf mit genialer Kraft eine Sprache, die der Kern und die Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung wurde, während das Niederdeutsche nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aus der Literatur ganz zu verschwinden anfing.*

47) *Der jetzt in England lebende Prinz Lucien Bonaparte erwirbt sich dadurch ein Verdienst, dass er Alles, was von englischen Dialekten noch erhalten ist, sorgfältig sammelt.*

48) Marsh, Lectures, S. 133, 368. — 49) „Es giebt wenigere locale Eigenthümlichkeiten der Form und Articulation in den weiten Strecken unseres Landes (Ver. Staaten), als auf dem verhältnissmässig so beschränkten Boden Grossbritanniens.“ Marsh, S. 667. *Man könnte in Bezug auf das Französische in seiner Gestaltung einerseits in Frankreich selbst und andererseits in Canada eine ähnliche Bemerkung machen.*

50) *Englische hippologische Ausdrücke, welche der Verf. gewählt hat, die aber nicht durchweg übersetzt worden sind, lauten: poll, crest, withers, dock, ham-string, cannon, pastern, coronet, arm, jowl, muzzle; die französischen Uebersetzer stellen denselben garrot, tronçon, paturon, boulet, couronne an die Seite. — Besonders reich an Wörtern, die im Hochdeutschen nicht vorkommen, ist bekanntlich auch die deutsche Jägersprache, die überdies sorgfältig erlernt werden muss, da jeder Verstoss nach edlem Jagdrechte scherzhaft bestraft wird.*

51) Viele Beispiele werden in Pott's Etymologischen Forschungen, S. 128—169, gegeben. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, S. 25: „Wir sagen: die stute fohlt, die kuh kalbt, das Schaf lammt, die geiss zickelt, die sau frischt (von frisching, frischling), die hündin welft (mhd. erwirfet das welf); nicht anders heisst es französisch la chèvre chévrote, la brebis agnele, la truie porcele, la louve louvete etc. — Wir citiren noch zwei Stellen aus Marsh, Lectures S. 181 und 590. Juliana Berners, Priorin des Nonnenklosters Sopwell im fünfzehnten Jahrhundert, die berühmte Verfasserin des „Book of St. Albans", belehrt uns, dass wir die verschiedenen Namen für Menge im Gebrauch nicht vermengen, sondern sagen sollen: „a congregacyon of people, a hoost of men, a felyshyppynge of yomen und a bevy of ladies; wir müssen sprechen von einem herde of dere, swannys, cranys oder wrenys, a sege of herons or bytourys, a muster of pecockes, a watche of nyghtyngales, a flyghte of doves, a claterynge of choughes, a pryde of lyons, a slewthe of beeres, a gagle of geys, a skulke of foxes, a sculle of frerys, a pontificality of prestys, a bomynable syght of monkes, und a superfluyte of nonnes und so noch von andern Ansammlungen von Thieren oder Menschen. In ähnlicher Weise wurden beim Zertheilen des Wildprets für die Tafel die Thiere nicht zerschnitten, sondern „a dere was broken, a gose reryd, chekyn frusshed, a cony unlaced, a crane dysplayed, a curlewe unioynted, a quayle wynggyd, a swanne lyfte, a lambe sholdered, a heron dysmembryd, a pecocke dysfygured, a samon chynyd, a hadoke sydyd, a sole loynyd, and a breme splayed."

52) *Vgl. Grammaire de la Langue d'Oïl etc., par Burguy, I, 47 flg. Del, deu, du.* — 53) *Une sur beaucoup. Vgl. noch Zumpt, Lat. Gr. §. 308. Signum de marmore. Ovid. Met. V, 183.*

54) *So sagen deutsche Kinder in ähnlicher Weise: güter, bälder, gekommt, gedenkt (für gedacht), ich fangte, gehte, webte, backte, von denen einzelne die ältern Formen verdrängt haben. Man vgl. in der französischen Kindersprache: plus bon, il venira, il a ouvri la porte.*

55) Die gothischen Formen sijum, sijuth sind nicht organisch. Sie sind entweder durch falsche Analogie von der dritten Person Pluralis sind abgeleitet oder eine neue Basis sij wurde vom Conjunctiv sijau, Sanskrit syâm hergeleitet. Was die englischen Formen are betrifft, so ist ihr skandinavischer Ursprung von Dr. Lettner nachgewiesen worden in den Transactions of the Philological Society, 1861, S. 63. Die 3. Pers. Plur. aran findet man in Kemble's Codex Diplomaticus Aevi Saxonici, Vol. I, S. 235 (805—831 n. Chr.) Sie kommt im Layamon nicht vor. Im Ormulum lautet sie arrn, aber selbst im Chaucer hat man sie nur zweimal aufgefunden. S. Gesenius, de Ling. Chaucer., S. 72; Monicke, On the „Ormulum". S. 35. — 56) Reinaud, Mémoire sur l'Inde, p. 310. — Renan, Histoire des langues sémitiques, p. 292, 379.

57) In den frühern Ausgaben dieser Vorlesungen ist der Einfluss der persischen Civilisation auf die Sprache der Araber sehr überschätzt worden, während der Einfluss derselben auf den türkischen Wortvorrath noch nicht genügend gewürdigt wurde. Ich verdanke dem Viscount Strangford die hier angebrachten Berichtigungen.

58) Mehrere vortreffliche statistische Angaben über das genaue Verhältniss des sächsischen und lateinischen Elements in verschiedenen englischen Schriftstellern findet man in Marsh's Lectures on the English Language, p. 120 flg. u. 181 flg.

59) „En este estado, que es el primer paso que las naciones dan para mudar de lengua, estaba quarenta años ha la araucana en las islas de Chiloue (como he oido á los jesuitas sus misioneros) en donde los araucanos apénas proferian palabra que no fuese española; mas la proferian con el artificio y órden de su lengua nativa, llamada araucana.“ — Hervas, Catalogo, t. I. p. 16. „Este artificio ha sido en mi observacion el principal medio de que me he valido para conocer la afinidad ó diferencia de las lenguas conocidas, y reducirlas á determinadas classes.“ Ibid. p. 23.

Dritte Vorlesung.

1) Colebrooke, Miscellaneous Essays, I, 33. Die folgenden Verse werden von Vâch, der Sprachgöttin, in der 125. Hymne des 10. Buches des Rig-Veda gesprochen: „Sogar ich selbst sage dies, (das da ist) willkommen den Göttern und den Menschen: Wen ich liebe, ihn mache ich stark, ihn mache ich zum Brahmanen, ihn zu einem grossen Propheten, ihn mache ich weise. Für Rudra (den Donnergott) spanne ich den Bogen, um todtzuschlagen den Feind, der die Brahmanen hasset. Für das Volk führe ich Krieg; ich durchdringe Himmel und Erde. Ich trage den Vater auf dem Gipfel dieser Welt; mein Ursprung ist im Wasser, in dem Meer; von da trete ich hervor zwischen alle Wesen und berühre diesen Himmel mit meiner Höhe. Ich selbst athme aus wie der Wind, indem ich alle Wesen umfasse; über diesen Himmel hinweg, unter diese Erde hinab, eine solche bin ich an Grösse.“ Vgl. auch noch Atharva-Veda, IV, 30; XIX, 9, 3. Muir, Sanskrit-Texte, Thl. III, p. 108, 150. *Böttger, Culturgeschichte Indiens, (L. v. Orlich, II, 2) S. 55.*

2) Sir John Stoddart, Glossology, p. 276. Die erste vollständige hebräische Grammatik und das erste Wörterbuch zur Bibel waren das Werk des Rabbi Jonâ oder Abul Walîd Merwân ibn Djanâh, in der Mitte des 11. Jahrhunderts. Die Theorie der hebräischen Wurzeln wurde schon vor ihm im Entwurf von Abu Zacariyya 'Hayyudj, der von Ibn Ezra der erste Grammatiker genannt wird, gegeben. Vgl. Munk, Notice sur Aboul Walid, Journal Asiatique, 1850, April.

3) Die Türken wandten den polnischen Namen Niemiec auf die Oestreicher an. Schon zur Zeit des Constantinus Porphyrogeneta (cap. 30) wurde *Νεμέτζιοι* von dem deutschen Stamm der Baiern gebraucht. (Pott, Indo-germ. Spr., S. 44. Leo, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, B. II, S. 258.) Russisch njemez', slovenisch němec, bulgarisch némec, polnisch niemiec, lausitzisch njemc bedeutet deutsch. Im Russischen heisst njemo undeutlich, njemyi stumm; slovenisch něm, stumm, bulgarisch nêm, polnisch njemy, lausitzisch njemy stumm.

4) Leo, Zeitschrift für vergl. Sprachf. B. II, S. 252. Belutschen ist der Name, den man in Indien den Stämmen an der Westgrenze, südlich von Afghanistan gegeben hat; man hat gefunden, dass in diesem Worte sich noch das sanskritische Mlechchha erkennen lässt. *Nach einer unter den Belutschen selbst vorhandenen Auslegung soll der Name so viel als „Nackte, Beraubte" bezeichnen.*

5) Herodot I, 73. — 6) Humboldt, Kosmos, II, S. 141.

7) Dies beweist, wie schwierig es sein dürfte, irgend einen von den indischen Philosophen auf die griechischen geübten Einfluss zu beweisen. Pyrrhon scheint, wenn wir dem Alexander Polyhistor glauben wollen, allerdings den Alexander auf seinem Zuge nach Indien begleitet zu haben, und man fühlt sich versucht, den Skepticismus Pyrrhons mit dem damals in Indien blühenden System buddhistischer Philosophie in Verbindung zu bringen. Aber die beiderseitige Unkenntniss der Sprache muss für die griechischen und indischen Denker eine unübersteigliche Schranke gebildet haben. (Fragmenta Histor. Graec. ed. Müller. III, S. 243b; Lassen, Indische Alterthumskunde, B. III, S. 380.)

8) Ueber diese angeblichen Reisen griechischer Philosophen nach Indien vgl. Lassen, Indische Alterthumskunde, B. III, S. 379; Brandis, Handbuch der Gesch. der Philosophie, B. I., S. 425. Die Meinung des Dr. Stewart und Niebuhr's, dass die indischen Philosophen von den Griechen entlehnten und die des Görres und Anderer, dass die Griechen von den Brahmanen lernten, ist in M. Müller's Essay über indische Logik, in Thomson's Laws of Thought näher geprüft.

9) Vgl. Niebuhr, Vorlesungen über alte Geschichte. B. I, S. 17.

10) Die Uebersetzung von Mago's Werke über den Ackerbau gehört einer spätern Zeit an. Es lässt sich nicht beweisen, dass Mago, der 28 Bücher über den Ackerbau in punischer Sprache schrieb, wie Humboldt (Kosmos II, S. 184) annimmt, 500 vor Chr. gelebt habe. Varro sagt fast zu Anfang seines Buches de re rustica: Hos nobilitate Mago Carthaginiensis præteriit Poenica lingua, quod res dispersas comprehendit libris XXVIII, quos Cassius Dionysius Uticensis vertit libris XX, Græca lingua, ac Sextilio prætori misit: in quæ volumina de Græcis libris eorum quos dixi adjecit non pauca, et de Magonis dempsit instar librorum VIII. Hosce ipsos utiliter ad VI. libros redegit Diophanes in Bithynia et misit Dejotaro regi." Dieser Cassius Dionysius Uticensis lebte ungefähr 40 v. Chr. Die Uebersetzung ins Lateinische wurde auf Befehl des Senats kurz nach dem dritten punischen Kriege angefertigt.

11) Ptolemæos Philadelphos (287 — 246 vor Chr.) soll auf Empfehlung seines Oberbibliothekars Demetrius Philaretes einen Juden, Namens Aristeas, nach Jerusalem geschickt haben, um den Hohepriester um ein Manuscript der Bibel und um 70 Dolmetscher zu bitten. Andere behaupten, dass die hellenistischen Juden, welche in Alexandrien lebten und ihre Muttersprache fast vergessen hatten, sich diese Uebersetzung zu ihrem eigenen Nutzen und Gebrauch hätten anfertigen lassen. So viel ist gewiss, dass wir einen grossen Theil der hebräischen Bibel zu Anfang des dritten Jahrhunderts vor Chr. (285) von verschiedenen Uebersetzern ins Griechische übertragen finden.

12) Plinius XXX, 2. Sine dubio illic (al. illa) orta in Perside a Zoroastre, ut inter auctores convenit. Sed unus hic fuerit, an postea et alius, non satis constat. Eudoxus, qui inter sapientiæ sectas clarissimam utilissimamque eam intelligi voluit, Zoroastrem hunc sex millibus annorum ante Platonis mortem fuisse prodidit. Sic et Aristoteles. Hermippus,

qui de tota ea arte diligentissime scripsit, et vicies centum millia versuum a Zoroastre condita, indicibus quoque voluminum ejus positis explanavit, præceptorem, a quo institutum diceret, tradidit Azonacem, ipsum vero quinque millibus annorum ante Trojanum bellum fuisse.“ Siehe Bunsen's Aegypten, V. a. 101.

13) M. Müller's History of Ancient Sanskrit Literature, p. 163.

14) *Vgl. Séguier de Saint Brisson, La philosophie du langage exposé d'après Aristote. Paris, 1838. Weitere Einzelheiten über diese Ausbildung der grammatischen Theorien bei den Alten findet man auch in E. Egger, Apollonius Dyscole, Essai sur l'histoire des théories grammaticales de l'antiquité, Paris, 1864, womit man zweckmässig die Studie desselben Verfassers über Aristarch in seinen Mémoires de littérature ancienne, S. 141 flg., zusammenstellen kann; ferner auch seine Notions élémentaires de grammaire comparée, 5e édition, 1857, S. 44 flg. Endlich citiren wir noch L. Lersch, Sprachphilosophie der Alten, Bonn, 1839—1853. 3 Thle.; G. F. Schœmann, Die Lehre von den Redetheilen der Alten, Berlin, 1862 und J. Classen, De grammaticæ græcæ primordiis, Bonn. 1829.*

15) *Vgl. H. Düntzer, De Zenodoti studiis homericis. Gottingæ, 1848.*

16) *Ἄρθρον προτασσόμενον, ἄρθρον ὑποτασσόμενον.* *„Er“ ist gleichsam die Gelenkhöhle, in die sich „wer“ einfügt.*

17) Suidas, s. v. *Διονύσιος. Διονύσιος Ἀλεξανδρεύς, Θρᾷξ δὲ ἀπὸ πατρὸς τοὔνομα κληθεὶς, Ἀριστάρχου μαθητὴς, γραμματικὸς ὃς ἐσοφίστευσεν ἐν Ῥώμῃ ἐπὶ Πομπηΐου τοῦ Μεγάλου.*

18) Quintilian I, 1, 12. — 19) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte, Bd. I, S. 197. „Die Ableitung des lateinischen Alphabets von dem der kymaeischen und sikelischen Griechen liegt offenkundig vor.“ — „Am meisten für sich hat die Herleitung des etruskischen Alphabets aus dem altattischen.“ — Epistula ist eine griechische Benennung des Briefes. Mommsen, Bd. 1, S. 184. Vgl. auch charta, stilus. *W. Corssen,Ausspr. des Lat. I, 1 flg.*

20) Ebenda, Bd. 1, S. 184. Statera, das griechische *στατήρ*, Wage; machina, *μηχανή*, eine Maschine; nûmus, eine Silbermünze, *νόμος*, sicilisch *νοῦμμος;* groma, Messstab, griechisch *γνώμων* oder *γνῶμα;* clathri, ein Gitter, griech. *κλῆθρα;* das ursprünglich ital. Wort für Schloss ist claustra. — 21) Gubernare, steuern, von *κυβερνᾶν*, anchora von *ἄγκυρα*, prora, Schiffsvordertheil, von *πρῷρα.* Navis, remus, velum u. s. w. sind beiden Sprachen gemeinsame arische Wörter, welche die Römer nicht den Griechen entlehnten. Sie zeigen, dass Italien schon mit der Seefahrt bekannt war, ehe es von den Phokäern entdeckt wurde.

22) Mommsen, I, 154. — 23) Ebenda, I, 408. — 24) Ebenda, I, 165. — 25) Sibylla oder sibulla ist ein Diminutivum des ital. sabus oder sabius, weise, ein Wort, welches zwar bei den Classikern nicht gefunden wird, aber in den italienischen Dialekten existirt haben muss. Das französische sage setzt ein italisches sabius voraus, denn es kann von sapiens oder sapius nicht hergeleitet werden. — Diez, Lexicon Etymologicum, p. 300. Sapius hat sich in nesapius, thöricht, erhalten. Sibylla bedeutete also eine weise Frau und das Diminutiv machte sie zu einer Greisin. — 26) Mommsen, I, 256. — 27) Ebenda, I, 425. 444.

28) Mommsen, I, 857. — 29) Ebenda, I, 902. — 30) Ebenda, I, 892. — 31) Ebenda, I, 843, 194. Es ist bezweifelt worden, ob das Werk des Ennius eine Uebersetzung des Epicharmos gewesen sei. Vgl. Ennius, ed. Vahlen, p. XCIII. Ueber Epicharmos s. Bernays, Rheinisches Museum, VIII, p. 280 (1853). — 32) Mommsen, I, 911.

33) *Vgl. Böttger (v. Orlich), Culturgesch. Indiens, S. 278.*

34) Mommsen, II, 407.

35) Ebenda II, 410. Valerius Maximus frägt zur Zeit des Tiberius: „Quis ergo huic consuetudini, qua nunc Graecis actionibus aures curiae exsurdantur, ianuam patefecit?“ (lib. II, cap. II, 3). Dio Cassius (lib. LVII, cap. 15) berichtet, dass Gerichtsverhandlungen vor Tiberius in griechischer Sprache geführt wurden und dass der Kaiser selbst in griechischer Sprache Verhöre anstellte. *Πολλὰς μὲν δίκας ἐν τῇ διαλέκτῳ ταύτῃ καὶ ἐκεῖ λεγόμενα ἀκούων, πολλὰς δὲ καὶ αὐτὸς ἐπερωτῶν.* Vgl. Roberts, Discussions on the Gospels, p. 29. Sueton bemerkt jedoch vom Tiberius: „Sermone Græco, quanquam alias promptus et facilis, non tamen usquequaque usus est, abstinuitque maxime in senatu adeo quidem, ut „monopolium“ nominaturus, prius veniam postularit, quod sibi verbo peregrino utendum esset ... Militem quoque, graece testimonium interrogatum, nisi latine respondere vetuit.“ — Suet. Tib. cap. 71.

36) Mommsen, II, 408.

37) Ebenda, II, 437, Anm.; II, 430.

38) Zeno † 263; Epicur † 270; Arcesilaus † 241; Carneades † 129.

39) Mommsen, II, 417, 418. — 40) Mommsen, I, 845. Cicero de divinatione, II, 24. „Mirari se ajebat (Cato) quod non rideret haruspex haruspicem quum vidisset.“

41) Mommsen, II, 415, 417. — 42) Suetonius, de illustr. Gramm. c. 2.

43) Scioppius schreibt in der Einleitung zu seiner Grammatica philosophica (1628): „Haec ergo ut legi, minime jam mirandum mihi visum est, tanti flagitii erroribus inquinatam esse veterem Grammaticam, quæ ex cloacæ foramine una cum claudo magistro emerserit.“

44) Mommsen, II, 413, 426, 445, 457. Lucius Aelius Stilo hat ein Werk über Etymologie und einen Index zum Plautus geschrieben. — Lersch, Die Sprachphilosophie der Alten, II, 111.

45) Lersch, II, 113, 114, 143.

46) Cicero, Brutus, cap. 72.

47) Ueber Didymus vgl. Lersch, III, 144. *Weiteres Detail findet man in: Didymi fragmenta quæ supersunt omnia collegit et disposuit M. Schmidt, Lipsiæ, 1854; ferner in E. Egger, Mémoires d'histoire ancienne, S. 258. Dass Didymos bei Cäsar Geheimschreiber gewesen sei, wie dies M. Müller nach Lersch behauptet, wird von Schmidt nicht erwähnt.*

48) Mommsen, III, 537. Dies geschah 48 vor Chr.

49) *Ueber diese auch in anderer Beziehung interessanten indischen Examina gebe ich einige nähern Angaben in meiner Culturgeschichte Indiens (v. Orlich, II, 2, S. 279). Böttger.*

50) Lersch, II, 25. *Περὶ σημαινόντων* oder *περί φωνῆς*, und *περὶ σημαινομένων* oder *περὶ πραγμάτων*.

51) *Vgl. R. Schmidt, Stoicorum grammatica, 1839, Halis.*

52) Beiträge zur Geschichte der Grammatik, von Dr. K. E. A. Schmidt, Halle, 1859. Ueber den Begriff der *γενικὴ πτῶσις*. S. 320.

53) In den tibetanischen Sprachen gilt die Regel: „Adjectiva werden von Substantiven durch Hinzufügung des Zeichens des Genitivs gebildet“, die man auch zu folgender umkehren könnte: „Der Genitiv wird vom Nominativ durch Hinzufügung der Adjectivbezeichnung gebildet.“ So heisst z. B. sching, Holz, sching gi, Holzes oder hölzern; ser, Gold, ser-gyi, Goldes oder golden; mi, Mensch, mi-yi, Menschen oder menschlich. Dasselbe findet im Garo statt, wo das Zeichen des Genitivs ni (wir haben) ist; mánde-ní jak, die Hand des Menschen oder die menschliche Hand;

ambal-ní kethâli, ein Messer von Holz oder ein hölzernes Messer. Im Hindustání ist der Genitiv so deutlich ein Adjectiv, dass er wirklich das Zeichen des Geschlechts in Congruenz mit dem Worte, auf das er sich bezieht, annimmt. Wie verhält sich dies aber im Sanskrit und im Griechischen? Im Sanskrit kann man Adjectiva durch Anhängung von tya bilden (turanische Sprachen, p. 41, 59; Essay on Bengalí, p. 333); z. B. dakschiṇâ, Süden, dakschiṇâ-tya, südlich. Dieses tya ist offenbar ein demonstratives Pronomen, ebenso wie die Sanskritformen syas, syâ, tyad für dieser oder jener. Dya ist eine pronominale Basis und desshalb müssen solche Adjectiva wie dakschiṇâ-tya, südlich, oder âp-tya, wässerig, von ap, Wasser, ursprünglich aufgefasst worden sein, als Wasser-da, Süden-da. Folgen nun noch die Endungen des Nominativ Singularis, die ursprünglich auch Pronomina waren, darauf, so würde âptyas, d. h. âp-tya-s eigentlich bedeuten Wasser-da-es. Es macht nun nicht viel aus, ob ich sage, ein Wasservogel oder ein Vogel des Wassers. Im Sanskrit würde der Genitiv von Wasser, wenn man udaka nimmt, udaka-sya lauten. Dieses sya ist dieselbe pronominale Basis, wie die Adjectivendung tya, nur mit dem Unterschied, dass die erstere nicht mobil ist, wie das Adjectiv. Der Genitiv udaka-sya kommt also einem Adjectiv ohne Geschlecht ganz gleich. Betrachten wir nun das Griechische, so sehen wir dort Adjective durch Anhängung von σιος gebildet werden, welches dem sanskritischen tya oder sya entspricht. So bildeten z. B. die Griechen von δῆμος, Volk, δημόσιος, dem Volke angehörend. Hier markiren ος, α, ον das Geschlecht. Lässt man dies bei Seite, so bleibt δημοσιο. Es giebt aber eine Regel im Griechischen, dass ein s zwischen zwei Vocalen in grammatischen Endungen stets ausfällt; so lautet der Genitiv von γένος nicht γένεσος, sondern γένεος oder γένους und danach muss aus δημοσιο nothwendigerweise δήμοιο werden; dies ist aber nichts anderes, als der regelmässige homerische *oder thessalische* Genitiv von δῆμος, für welchen die spätere Sprache δήμου einführte. So sehen wir, dass dieselben Principien, welche die Bildung der Adjective und Genitive im Tibetanischen, im Garo und Hindustání regelten, auch in der ältesten Periode des Sanskrit und Griechischen wirksam waren, und wir nehmen nun wahr, wie genau die eigentliche Kraft und Bedeutung des Genitivs von den alten griechischen Grammatikern bezeichnet wurde, indem sie ihn den generellen oder prädicativen Casus nannten, während die Römer den technischen Ausdruck durch die falsche Uebersetzung genitivus verdarben.

Vierte Vorlesung.

1) Vgl. Max Müller's History of Ancient Sanscrit Literature, p. 158.

2) Die nachfolgenden Notizen wurden mir nebst einigen andern freundlichst von dem ersten Kenner des Chinesischen in Europa, dem Herrn Stanislas Julien, Membre de l'Institut, übersandt. Die Chinesen decliniren ihre Substantiva nicht, aber sie zeigen die Casus besonders an, und zwar: a) durch Partikeln; b) durch die Stellung.

1. Der Nominativ oder das Subject des Satzes wird stets vorangestellt.

2. Der Genitiv kann bezeichnet werden: (a) Durch die zwischen die beiden Nomina, von denen das erste im Genitiv, das zweite im Nominativ steht, gestellte Partikel tchi; z. B. jin tchi kiun, hominum princeps,

wörtlich Mensch, Genitivzeichen, Fürst. (b) Durch die Stellung, indem man den Genitiv, *wie im Englischen den Angelsächsischen,* dem Nominativ stets vorangehen lässt; z. B. koue (Königthum) jin (Mann), d. i. Mann des Königthums.

3. Der Dativ kann ausgedrückt werden: (a) durch die Präposition yu (à, to); z. B. sse (geben) yen (Geld) yu jin (dem Manne). (b) Durch die Stellung, indem man dem vorangestellten Verbum zunächst den Dativ und dann das im Accusativ stehende Wort folgen lässt, z. B. yu (geben), jin (dem Manne), pe (weiss), yu (Jade), hoang (gelb), kin (Metall, d. i. Gold).

4. Der Accusativ wird entweder ganz unbezeichnet gelassen, z. B. pao (beschützen) min (das Volk), oder es gehen ihm gewisse Wörter voran, welche ursprünglich eine prägnantere Bedeutung hatten, aber allmählig zu blossen Zeichen des Accusativs herabsanken. (Diese wurden von M. Stanislas Julien zuerst entdeckt und richtig erklärt in seinen vindiciis philologicis in linguam Sinicam. Paris, 1830. Diese vindiciæ philologicæ stehen am Ende des von M. Stanislas Julien ins Lateinische übersetzten Meng-tsen oder Mencius.) Die bei neuern Schriftstellern zu diesem Zwecke am häufigsten gebrauchten Partikeln sind pa und tsiang, greifen, nehmen. Z. B. pa (nehmend) tchoung-jin (Menschenhaufen), t'eou (geheim) k'an (er sah), d. h. er blickte verstohlen auf den Menschenhaufen (hominum turbam furtim aspiciebat). In dem ältern Chinesisch (kou-wen) sind die zu demselben Zwecke gebrauchten Wortformen i (anwenden etc.) iu, hou. Z. B. i (anwendend) jin (Menschengeschlecht) t'sun (er bewahrt) sin (im Herzen), d. i. humanitatem conservat corde. I (nehmend) tchi (gerade) wêï (machen) k'iŏ (krumm), d. i. rectum facere curvum. Pao (beschützen) hou (Accusativzeichen) min (das Volk).

5. Der Ablativ wird ausgedrückt; (a) vermittelst Präpositionen, wie thsong, yeou, tseu, hou. Z. B. thsong (ex) thien (cœlo) laï (venire); te (obtinere) hou (ab) thien (cœlo). (b) Durch die Stellung, so dass das Wort im Ablativ vor das Verb gestellt wird; z. B. thien (Himmel) hiang-tchi (herabgekommen, wo tchi relative Partikel (den im Griechischen hinter das Wort, auf das sie sich beziehen, gestellten ὁ, ἡ, τὸ vergleichbar) oder Zeichen des Genitivs ist) tsaï (Noth, Leiden), d. h. die Leiden, welche der Himmel den Menschen herabsendet.

6. Der Instrumentalis wird ausgedrückt: (a) Durch die Präposition yu, mit; z. B. yu (mit) kien (Schwert) cha (tödten) jin (einen Menschen). (b) Durch die Stellung, indem das im Instrumentalis stehende Substantiv vor das Verbum gestellt wird, dem dann das Nomen im Accusativ nachfolgt; z. B. i (durch Hängen) cha (er tödtete) tchi (ihn).

7. Der Locativ kann dadurch ausgedrückt werden, dass man das Nomen einfach vor das Verbum stellt; z. B. si (im Osten, östlich) yeou (da ist) suo-toupo (ein Sthúpa); oder dadurch, dass man Präpositionen einfügt, wie dies im Text gezeigt wurde.

Das Adjectiv wird stets vor das Substantiv gestellt, zu dem es gehört; z. B. meï jin, eine schöne Frau.

Dem Adverb folgt gewöhnlich eine Partikel, welche dasselbe bewirkt, wie e in bene, ter in celeriter; z. B. chojen (me-jen?) in Schweigen, schweigend; ngeou-jen, zufällig; kiu-jen, mit Furcht. Bisweilen wird ein Adjectiv durch Stellung zum Adverb; z. B. chen, gut; aber chen ko, gut singen.

3) Aus einem ähnlichen Grunde haben die Indianer im Norden Amerika's unzählige Verben, um jede Handlung bis in ihre feinsten Unter-

schiede auszudrücken; sie haben verschiedene Wörter für „essen", je nachdem dies Verbum Fisch, Fleisch (der Thiere oder Menschen), Suppe, Gemüse u. s. w. zum Object hat. Aber sie können weder „ich bin", noch „ich habe" ausdrücken. Vgl. Du Ponceau, S. 195, 200.

4) Vgl. einige kritische Bemerkungen über diese Eintheilung in Marsh's Lectures on the English Language, p. 48.

5) „Goddspell onn Ennglissh nemmnedd iss God word, annd god tiþennde, God errnde" etc. — Ormulum, Vorr. 157. „And beode þer godes godd-spel". — Layamon, III, 182. v. 29508.

6) Grimm, Deutsche Grammatik, I, p. 229. Lady im A.-S. hláfdige; l. c. II, p. 405. — 7) *Vgl. zu feu, lieu (locus), jeu (jocus). Burguy, Grammaire de la Langue d'Oïl, 1, 25.

8) Diez, Lexicon Comparativum. Columella, VII, S. 8 . . . caseus ut f o r m i s aut calathis exemptus est.

9) Im mittelalterlichen Latein bedeutet fredum „compositio, qua fisco exsoluta reus pacem a principe assequitur." In der Form fredum ist das altdeutsche fridu latinisirt. Von fredum wird das französische frais (altfr. frait), kosten, défrayer, bezahlen, frei halten, abgeleitet. Vgl. Scheler, Dictionnaire d'étymologie française, s. v.

10) Strabo, VIII, p. 833. *Τὴν μὲν Ἰάδα τῇ παλαιᾷ Ἀτθίδι τὴν αὐτήν φαμεν, . . . τὴν δὲ Δωρίδα τῇ Αἰολίδι.* Derselbe Schriftsteller zu Anfang der christlichen Aera bemerkt über die zahlreichen, zu seiner Zeit gesprochenen Dialekte Griechenlands: *σχεδὸν δ'ἔτι καὶ νῦν, κατὰ πόλεις, ἄλλοι ἄλλως διαλέγονται· δοκοῦσι δὲ δωρίζειν ἅπαντες διὰ τὴν συμβᾶσαν ἐπικράτειαν.* Vgl. Romaic and Modern Greek, by James Clyde, 1855. S. 28.

11) Herodot (VII, 94, 509) giebt Pelasgoi als den alten Namen der Aeolier und Ionier im Peloponnes und auf den Inseln an. Dessenungeachtet schliesst er (I, 57) aus dem zu seiner Zeit von den Pelasgern der Städte Kreston, Plakia und Skylake gesprochenen Dialekte, dass die alten Pelasger in barbarischer Zunge redeten (*βάρβαρον τὴν γλῶσσαν ἱέντες*). Er muss daher einräumen, dass der attische Stamm, der ursprünglich pelasgisch war, seine Sprache verlernte (*τὸ Ἀττικὸν ἔθνος ἐὸν Πελασγικόν, ἅμα τῇ μεταβόλῃ τῇ ἐς Ἕλληνας, καὶ τὴν γλῶσσαν μετέμαθε*). Vergl. Diefenbach, Origines Europææ, p. 59. Dionysius von Halikarnass umgeht diese Schwierigkeit, indem er erklärt, dass die Pelasger vom Anfang an ein hellenischer Stamm gewesen seien. Dies ist indess nur seine eigene Theorie. Die Karier werden von Homer (Il. II, 867) *βαρβαρόφωνοι* genannt; aber Strabo (XIV, p. 662) müht sich ganz besonders ab, zu zeigen, dass sie darum nicht für *βάρβαροι* anzusehen seien. Er unterscheidet zwischen *βαρβαροφωνεῖν*, d. i. *κακῶς ἑλληνίζειν* und *καριστὶ λαλεῖν, καρίζειν καὶ βαρβαρίζειν.* Aber derselbe Strabo sagt, dass die Karier früher *Λέλεγες* hiessen (XII, p. 572), und diese werden von ihm, zusammen mit den Pelasgern und Kaukonen, zu den frühern b a r b a r i s c h e n Bewohnern von Hellas gerechnet (VII, p. 321). Ferner betrachtet er (VII, p. 321), ebenso wie Aristoteles und Dionysius von Halikarnass (I, 17), die Lokrer für Abkömmlinge der Leleger, obgleich man die Lokrer kaum Barbaren nennen möchte.

Die M a c e d o n i e r werden von Strabo (X, p. 460) zusammen mit „den andern Hellenen" erwähnt. Demosthenes spricht von Alexander wie von einem Barbaren; Isokrates wie von einem Herakliden. Nach einigen wenigen uns erhaltenen Worten zu schliessen, könnte das Macedonische ein griechischer Dialekt gewesen sein. (Diefenbach, Orig. Europ. p. 62.) Justinus (VII, 1) sagt von den Macedoniern: „Populus Pelasgi, regio

Pæonia dicebatur.“ Es gab eine Ueberlieferung, dass das von den Macedoniern besetzte Land früher den Thraziern oder Pieriern (Thuc. II, 99; Strabo, VII, p. 321), ein Theil davon den Thessaliern, gehört habe (ebenda).

Die Thrazier werden von Herodot (V. 3) nach den Indiern der grösste Volksstamm genannt. Sie werden von Strabo von den Illyriern (Diefenbach, p. 65), von den Celten (ebenda) und von den Scythen (Thuc. II, 96) unterschieden. Was wir von ihrer Sprache wissen, beruht auf einer Angabe des Strabo (VII, 303, 305), dass die Thrazier dieselbe Sprache wie die Goten, diese wieder dieselbe wie die Dacier sprachen. Wir besitzen Bruchstücke der arischen Sprache in den von Dioskorides gesammelten botanischen Namen, und diese sind, nach Grimm's Auslegungen, offenbar arisch, wenn auch nicht griechisch. Die Dacier werden von Strabo Barbaren genannt, sammt den Illyriern und Epiroten (Strabo, VII, p. 321.)

Die Illyrier waren in den Augen der Griechen Barbaren. Sie werden jetzt für einen unabhängigen Zweig der arischen Völkerfamilie angesehen. Herodot (I, 196) nennt die Veneter illyrischen Ursprungs und die Veneter sprachen nach Polybius (II, 17), der sie kannte, eine von der celtischen verschiedene Sprache. Er fügt hinzu, dass sie ein alter Volksstamm und in ihren Sitten und ihrem Anzuge den Celten gleich waren. Desshalb haben sie viele Historiker fälschlich für Celten gehalten, indem sie nicht auf die Sprache als Unterscheidungszeichen achteten, auf welche indess Polybius das gehörige Gewicht legt. Die Illyrier waren ein weit ausgebreiteter Volksstamm; die Pannonier, Dalmatier und Dardanier (nach denen die Dardanellen genannt sind) werden alle zu den Illyriern gerechnet. (Diefenbach, Origines Europææ, p. 74, 75.) Es möchte indess verlorne Mühe sein, aus den Angaben der Griechen und Römer über Race und Sprache ihrer barbarischen Nachbarn irgend etwas Positives herauszuziehen.

12) Albert, Graf von Bollstädten, oder wie er allgemeiner genannt worden ist, Albertus Magnus, der Vorläufer der modernen physischen Wissenschaften, schrieb: „Gott hat dem Menschen seinen Geist gegeben und mit diesem auch Verstand, damit der Mensch ihn gebrauche, um Gott zu erkennen Und Gott wird erkannt durch die Seele und durch den Glauben aus der Bibel und durch den Verstand aus der Natur“ — und an einer andern Stelle: „Zum Lobe und Ruhme Gottes und zum Nutzen unserer Brüder studiren wir die Natur der geschaffenen Dinge. In ihnen allen, nicht bloss in der harmonischen Bildung jedes einzelnen Geschöpfes, sondern auch in der unendlichen Verschiedenheit der Formen können und sollen wir die Majestät und Allweisheit Gottes bewundern.“

13) Die letzten Worte Kepler's in seiner „Harmonie der Welt“ lauten: „Du, der Du durch das Licht der Natur in uns die Sehnsucht nach dem Lichte Deiner Gnade entzündet hast, um uns zu dem Lichte Deiner Glorie zu erheben, Dank sei Dir, mein Schöpfer und Herr, dass Du mich Freude empfinden lässest über Deine Werke. Siehe, ich habe vollbracht das Werk meines Lebens mit jener Kraft des Verstandes, die Du geschenket hast. Ich habe den Menschen die Herrlichkeit Deiner Werke aufgezeichnet, so weit nur mein Geist ihre unendliche Majestät zu erfassen und zu begreifen vermochte. Meine Sinne waren wach, zu forschen, so weit ich nur konnte, mit reinem Gemüth und voll Treue. Wenn ich, ein Wurm vor Deinen Augen und geboren in den Banden der Sünde, irgend etwas an's Licht gebracht habe, das da unwürdig ist Deiner Rathschlüsse,

erleuchte mich mit Deinem Geiste, dass ich es verbessern möge. Wenn ich durch die wunderbare Schönheit Deiner Werke zur Kühnheit verführt worden bin, wenn ich nach eigener Ehre unter den Menschen gestrebt haben sollte, während ich das Werk weiter und weiter förderte, das bestimmt war zu Deiner Ehre, vergieb mir freundlich und liebreich und gewähre durch Deine Gnade, dass meine Lehre gereichen möge Dir zum Ruhme und allen Menschen zum Heile. Preiset den Herrn, ihr himmlischen Harmonien, und ihr, die ihr die neuen Harmonien versteht, preiset den Herrn! Preise Gott, o meine Seele, so lange als ich lebe. Von Ihm, durch Ihn und in Ihm ist Alles, die Materie sowohl wie auch der Geist — alles, das wir wissen und alles, das wir noch nicht wissen — denn viel bleibt noch zu thun, das noch ungethan ist."

Diese Worte sind um so merkwürdiger, weil sie ein Mann niederschrieb, der von den Theologen als ein Ketzer verfolgt wurde, der sich aber dennoch nicht schämte, sein Christenthum offen zu bekennen.

Ich schliesse diese Anmerkung mit einem Auszug aus den Werken eines der ausgezeichnetsten lebenden Naturforscher: „Der Alterthumsforscher erkennt sogleich das Leben und Wirken der Intelligenz in den Ueberresten einer alten Civilisation. Es mag ihm missglücken, ihr Alter genau zu bestimmen, er mag über die Reihenfolge, in welcher diese Denkmäler errichtet wurden, in Zweifel bleiben, aber der Charakter des Ganzen sagt ihm, dass sie Werke der Kunst sind, und dass Menschen, wie er selbst, diese Ueberreste aus einer längst verflossenen Zeit geschaffen haben. So soll der intelligente Naturforscher in den Bildern, welche die Natur vor ihm hinstellt, sogleich die Producte einer höhern Geisteskraft erkennen; er soll in den fein durchbohrten Zellen der Coniferen, welche sich so wunderbar von denen anderer Pflanzen unterscheiden, die Hieroglyphen eines besondern Zeitalters, in ihren nadelähnlichen Blättern den Wappenschild einer besondern Dynastie entziffern; er soll in ihrem wiederholten Erscheinen unter den verschiedenartigsten Umständen eine Anpassung erkennen, die voll tiefen Sinnes zum Nachdenken erregt. Er betrachtet wirklich die Werke eines Wesens, das da denkt, wie er selbst, aber er fühlt zugleich, dass er an Weisheit, Macht und Güte eben so tief unter dieser höchsten Allweisheit steht, wie die Werke der Kunst den Wundern der Natur nachstehen. Mögen die Naturforscher unter solchen Eindrücken die Welt anschauen und es wird uns augenscheinlich klar werden, dass alle Creatur der Ausdruck der Gedanken des Unsichtbaren ist, den wir kennen, lieben und anbeten.

14) Römerbrief, I, 19, 20. Locke, Essay concerning Human Understanding, IV, 10, 7. — 15) Hervas (Cat. I, 37) erwähnt die folgenden Werke, welche in Bezug auf die Sprachwissenschaft während des 16. Jahrhunderts veröffentlicht wurden: Introductio in Chaldaicam Linguam, Siriacam, atque Armenicam, et decem alias Linguas, a Theseo Ambrosio. Papiæ, 1539. 4to. — De Ratione communi omnium Linguarum et Litterarum Commentarius, a Theodoro Bibliandro. Tiguri, 1548, 4to. Das Buch enthält das Vaterunser in vierzehn Sprachen. Bibliander (Buchmann) leitet das Welsche und Cornische vom Griechischen her, das von Marseille aus durch Frankreich dahin gebracht worden sein soll. Er giebt an, dass das Armenische sich nur wenig von dem Chaldäischen unterscheide, und citirt Postel, welcher die Türken von den Armeniern abstammen liess, weil in Armenien Türkisch gesprochen wurde. Er behandelt die Perser wie Nachkommen des Sem und bringt ihre Sprache mit dem Syrischen und Hebräischen in

Verbindung. Das Serbische und Georgische sind nach ihm Dialekte des Griechischen.

Andere über die Sprache im 16. Jahrhundert herausgekommene Werke sind: Perion, Dialogorum de Linguæ Gallicæ origine eiusque cum Græca cognatione, libri quatuor. Parisiis, 1554. Er sagt, dass das Französische, da es unter den 72 Sprachen, welche von dem Thurmbau zu Babel ausgingen, nicht erwähnt wird, von dem Griechischen hergeleitet werden müsse. Er führt eine Stelle aus Cäsar (de bello Gallico, VI, 14) an, um zu beweisen, dass die Druiden Griechisch sprachen, und leitet dann von diesem Griechisch das moderne Französisch her!

Die Werke des Henri Estienne (1528 —1598) stehen auf einer viel festern Grundlage. Er ist mit Unrecht beschuldigt worden, das Französische vom Griechischen abgeleitet zu haben. Man vergleiche seinen „Traicté de la Conformité du Langage français avec le grec“ (um 1566). Dieses Buch enthält hauptsächlich syntaktische und grammatische Bemerkungen und beabsichtigt zu zeigen, dass griechische Ausdrucksweisen, welche anomal und schwierig klingen, durch eine Vergleichung analoger Ausdrucksweisen im Französischen leichter verstanden werden können.

Das Vaterunser wurde 1548, wie wir oben sahen, von Bibliander in vierzehn Sprachen veröffentlicht; 1591 von Roccha in sechsundzwanzig Sprachen (Bibliotheca Apostolica Vaticana, a fratre Angelo Roccha, Romæ, 1591. 4to); 1592 in vierzig Sprachen von Megiserus (Specimen XL Linguarum et Dialectorum ab Hieronymo Megisero a diversis auctoribus collectarum, quibus Oratio Dominica est expressa, Francofurti, 1592); 1593 in fünfzig Sprachen, von demselben Verfasser (Oratio Dominica L diversis linguis, cura H. Megiseri. Francofurti, 1593. 8vo.).

16) Zu Anfang des 17. Jahrhunderts erschien: Trésor de l'Histoire des Langues de cet Univers, par Claude Duret; seconde édition. Iverdon, 1619. 4to. — Hervas sagt, dass Duret die Irrthümer Postels, Bibliandors und anderer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts wiederholt.

Vor Duret kam Estienne Guichard mit seinem Werke: l'Harmonie Etymologique des Langues Hebräique, Chaldaique, Syriaque—Greque—Latine, Françoise, Italienne, Espagnole—Allemande, Flamende, Anglaise etc. Paris, 1606.

Hervas kennt nur die 2. Ausgabe, Paris, 1618, und glaubt, dass die erste 1608 erschienen sei. Der Titel des Buches zeigt, dass Guichard zwischen vier Sprachclassen unterschied, welche wir jetzt die semitische, hellenische, italische und germanische nennen würden; freilich leitet er das Griechische von dem Hebräischen her.

J. J. Scaliger unterscheidet in seiner Diatriba de Europæorum Linguis (Opuscula varia, Parisiis, 1610), p. 119, elf Classen: Lateinisch, Griechisch, Teutonisch, Slavonisch, Epirotisch oder Albanisch, Tartarisch, Ungarisch, Finnisch, Irisch, Britisch in Wales und der Bretagne und Baskisch oder Cantabrisch.

17) Initium oris et communis eloquii, et hoc omne quod loquimur, Hebræam esse linguam qua vetus Testamentum scriptum est, universa antiquitas tradidit. An einer andern Stelle (Jesaias, c. 7) schreibt er: Omnium enim fere linguarum verbis utuntur Hebræi. S. auch das Journal Asiatique, 1850, Juli, S. 20.

18) Mansit lingua per Adam primitus data, ut putamus, Hebræa, in ea parte hominum, quæ non pars alicujus angeli, sed quæ Dei portio permansit. — 19) Guichard ging so weit, zu behaupten, dass man, da Hebräisch von rechts nach links, Griechisch von links nach rechts gelesen

werde, nur einfach die griechischen Wörter von rechts nach links zu lesen brauche, um ihrem hebräischen Ursprung auf die Spur zu kommen.

20) Unter den verschiedenen Systemen rabbinischer Exegese giebt es eines, nach welchem jeder Buchstabe im Hebräischen nach seinem Zahlwerth berechnet und das Wort nun durch ein anderes von demselben numerischen Werthe erklärt wird; so wird denn z. B. von dem Vers: „Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache“ (Gen. XI, 1) hergeleitet, dass sie alle Hebräisch sprachen, indem für שָׂפָה der synonyme Ausdruck לָשׁוֹן gesetzt wird, und הַקֹּדֶשׁ (5 + 100 + 4 + 300 = 409) wird vertauscht gegen אֶחָת (1 + 8 + 400 = 409, also von demselben Zahlwerthe). Coheleth, ed. Ginsburg, p. 31. Vgl. Quatremère, Mélanges, S. 138.

21) Hermathena Joannis Goropii Becani: Antuerpiæ, 1580. Origines Antverpianæ, 1569. André Kempe behauptet in seinem Werke über die Sprache des Paradieses, dass Gott mit Adam schwedisch gesprochen, Adam dänisch geantwortet und die Schlange mit Eva französisch gesprochen habe.

Chardin berichtet von dem Glauben der Perser, dass drei Sprachen im Paradiese gesprochen worden seien; arabisch von der Schlange, persisch von Adam und Eva und türkisch von Gabriel.

I. B. Erro behauptet in seinem „Mundo primitivo“, Madrid, 1814, dass die baskische Sprache Anspruch darauf machen könne, von Adam gesprochen worden zu sein.

Ein merkwürdiger gelehrter Streit fand vor 200 Jahren in dem Metropolitan-Kapitel zu Pampeluna statt. Die Entscheidung, wie man sie in dem Protokoll des Kapitels lesen kann, lautet: 1) Ist das Baskische die Ursprache des Menschengeschlechts gewesen? Die gelehrten Mitglieder gestehen ein, dass sie, obgleich von dieser Thatsache fest überzeugt, doch eine bejahende Antwort nicht geradezu zu geben wagen. 2) War das Baskische die einzige von Adam und Eva im Paradiese gesprochene Sprache? Ueber diesen Punkt kann, wie das Kapitel erklärt, kein Zweifel in ihrem Geiste existiren, und es ist rein unmöglich, irgend einen ernstlichen, vernünftigen Einwand dagegen vorzubringen. Vgl. Hennequin, Essai sur l'Analogie des Langues, Bordeaux. 1838, p. 60.

22) „Linguam Hebraicam primigeniam dicere idem est ac dicere truncos arborum esse primigenios, seu regionem dari ubi trunci pro arboribus nascantur. Talia fingi possunt, sed non conveniunt legibus naturæ et harmoniæ rerum, id est, sapientiæ divinæ.“ (Leibn. Opera, Genevæ, 1760. VI, 232.) Vgl. auch Guhrauer's Leben des Leibniz. II, S. 129.

23) Guhrauer, II, S. 127. In seiner „Dissertation über den Ursprung der Nationen“ (1710) sagt Leibniz: Das Studium der Sprachen darf keineswegs von anderen Grundsätzen geleitet werden, als von denen der exacten Wissenschaften. Warum mit dem Unbekannten statt mit dem Bekannten anfangen? Es ist doch offenbar, dass wir zuerst die neuern Sprachen, die uns zugänglich sind, studiren müssen, um sie mit einander zu vergleichen und so ihre Verschiedenheiten und ihre Verwandtschaft zu entdecken, dass wir danach zu denen weitergehen, welche ihnen in frühern Zeiten vorangingen, um ihre Abkunft und ihren Ursprung nachzuweisen und dass wir endlich Schritt für Schritt zu den ältesten Sprachen aufsteigen, deren Analyse uns zu den allein zuverlässigen Schlüssen führen muss.

Der Titel der erwähnten Dissertation lautet vollständig: Brevis designatio meditationum de originibus gentium ductis potissimum ex indicio linguarum. Sie fängt mit den beachtenswerthen Worten an: Cum remotæ gentium origines historiam transcendant, linguæ nobis præstant veterum monumentorum vicem. Leibniz scheint hier von dem wichtigen Beistande, welchen die vergleichende Philologie den Wissenschaften bei der Aufklärung des Dunkels der Urzeit, wo uns sowohl schriftliche Monumente als die Ueberlieferung in Stich lassen, schon gewährt und noch zu gewähren verspricht, eine Vorahnung gehabt zu haben.

24) Nicolæs Witsen, Bürgermeister von Amsterdam, reiste in Russland 1666—1672. Er gab sein Reisewerk, das er Peter dem Grossen widmete, 1677 heraus. (2. Ausgabe 1705.) Es enthält viele Wörtersammlungen.

25) Catharinens der Grossen Verdienste um die vergleichende Sprachkunde, von F. Adelung. Petersburg, 1815. Ein anderer Brief von ihm an den Vicekanzler, Baron Schaffiroff, ist vom 22. Juli 1716 aus Pirmont datirt. — 26) Collectanea Etymologica, II, 255. „Malim sine discrimine Dialectorum corrogari Germanicas voces. Puto quasdam origines ex superioribus Dialectis melius apparituras; ut ex Ulfilæ Pontogothicis, Otfridi Franciscis.“

27) Monde primitif analysé et comparé avec le monde moderne; Paris, 1773. — 28) Catalogo, I, 63.

29) „Mas se deben consultar gramaticas para conocer su caracter proprio por medio de su artificio gramatical.“ Catalogo, I, 65. Dasselbe Princip wurde vom Lord Monboddo, um 1795, in seinen Ancient Metaphysics, Vol. IV, p. 326, geltend gemacht. „Meine letzte Beobachtung ist die, dass die Kunst einer Sprache, da sie weniger willkürlich und durch Regeln fester bestimmt ist, als der Klang oder Sinn der Wörter, eines der hauptsächlichsten Elemente ist, durch welche der Zusammenhang der Sprachen mit einander entdeckt werden kann. Wenn wir demnach finden, dass zwei Sprachen diese grossen Künste der Sprache — Ableitung, Zusammensetzung und Flexion — auf dieselbe Weise ausüben, so können wir, wie ich glaube, mit grosser Sicherheit schliessen, dass die eine in ihrem Verhältniss zur andern Originalsprache ist, oder dass sie beide Mundarten derselben Sprache sind.“ — 30) Catalogo, II, 468.

31) Ebenda, I, 49. Auch Witsen spielt in einem vom 22. Mai 1698 datirten Briefe an Leibniz auf die Verwandtschaft zwischen den tatarischen und mongolischen Sprachen an. „On m'a dit que ces deux langues (la langue Moegale et Tartare) sont différentes à peu près comme l'Allemand l'est du Flamand, et qu'il est de même des Kalmucs et Moegals.“ Collectanea Etymologica, II, p. 363.

32) Leibniz war derselben Ansicht (vgl. Hervas, Catalogo, I, 50), obgleich er die Celten in Spanien für Abkömmlinge der Iberier ansah.

33) Catalogo, I, 30. „Verá que la lengua llamada m a l a y a, la qual se habla en la península de Malaca, es matriz de innumerables dialectos de naciones isleñas, que desde dicha península se extienden por mas de doscientos grados de longitud en los mares oriental y pacífico.“

Ibid. II, 10. „De esta península de Malaca han salido enjambres de pobladores de las islas del mar Indiano y Pacífico, en las que aunque parece haber otra nacion, que es de negros, la m a l a y a es generalmente la mas dominante y extendida. La lengua malaya se habla en dicha península, continente del Asia, en las islas Maldivas, en la de Madagascar (perteneciente al Africa), en las de Sonda, en las Molucas, en las Fili-

pinas, en las del archipiélago de San Lázaro, y en muchísimas del mar del Sur desde dicho archipiélago hasta islas, que por su poca distancia de América se creian pobladas por Americanos. La isla de Madagascar se pone á 60 grados de longitud, y á los 268 se pone la isla de Pasqua ó de Davis, en la que se habla otro dialecto malayo; por lo que la extension de los dialectos malayos es de 208 grados de longitud.“

34) Catalogo, II, 134. — 35) Ibid. II, 135.

36) Der erste Band erschien 1806. Adelung starb, ehe der zweite Band veröffentlicht wurde. Vater gab ihn 1809 heraus. Der dritte und vierte Band folgten 1816 und 1817, herausgegeben von Vater und dem jüngern Adelung.

37) Belege dazu findet man in Strahlenberg's Werk über den „Norden und Osten Europa's und Asiens“, 1730; nebst Polyglottentafel etc.; in Messerschmidt's Reisen in Sibirien 1729—1739; in Bachmeister's „Idea et desideria de colligendis linguarum speciminibus“. Petropoli, 1773; in Güldenstädt's Reisen im Caucasus u. s. w.

38) Die Kaiserin schrieb an Nicolai in Berlin, um sich von ihm ein Verzeichniss von Grammatiken und Wörterbüchern auszubitten. Dasselbe wurde ihr im Manuscript 1785 von Berlin aus übersandt.

39) „Glossarium comparativum Linguarum totius Orbis.“ Petersburg, 1787. Eine zweite Ausgabe, in welcher die Wörter alphabetisch geordnet sind, erschien 1790—91 in 4 Bänden, herausgegeben von Jankiewitsch de Miriewo. Es enthält 279 (272) Sprachen, wovon 171 auf Asien, 55 auf Europa, 30 auf Afrika und 23 auf Amerika kommen. Nach Pott, „Ungleichheit etc.“ S. 230, enthält es 277 Sprachen, 185 für Asien, 22 für Europa, 28 für Afrika, 15 für Amerika. Dies würde aber 280 als Totalsumme geben. Es ist ein sehr seltenes Buch.

40) *Vgl. Böttger, Culturgesch. Indiens, S. 67 flg.*

41) Die Singhalesen nennen Pâli Mungata; die Birmanen Magadabâsâ.

42) Works, Vol. III, S. 72. — 43) M. Müller's Buddhism and Buddhist Pilgrims, p. 23. — 44) Méthode pour déchiffrer et transcrire les noms Sanscrits qui se rencontrent dans les livres chinois, inventée et démontrée par M. Stanislaus Julien: Paris, 1861, p. 103.

45) „Fan-chou (brahmâkshara), les caractères de l'écriture indienne, inventée par Fan, c'est-à-dire Fan-lan-mo (brahmâ).“ Stanislas Julien, Voyages des pèlerins bouddhistes, vol. II, p. 505.

46) *Vgl. Böttger, Culturgesch. Indiens, S. 82.*

47) Sir Henry Elliot's Historians of India, p. 259.

48) Colebrooke, Miscellaneous Essay, II, S. 504, citirt aus der Vorrede zu den astronomischen Tafeln des Ben al Adami, die sein Fortsetzer Al Cásem, 920 n. Chr., herausgegeben hat. Ueber Sanskrit-Ziffern s. Strachey, As. Res. XII, 184, Colebrooke, Algebra p. LII.

49) Sindhind bedeutet, nach Ben al Adami, den Kreislauf der Jahrhunderte; Casiri übersetzt es perpetuum æternumque. Colebrooke vermuthet, Siddhânta und nimmt an, dass das Original Brahmagupta's Werk Brahmasiddhânta gewesen sei. M. Reinaud citirt in seinem Mémoire sur l'Inde, S. 312, die folgende Stelle aus dem Taryk-al-Hokamá: „En l'année 156 de l'hégire (773 de J.-C.), il arriva de l'Inde à Bagdad un homme fort instruit dans les doctrines de son pays. Cet homme possédait la méthode du Sindhind, relative aux mouvements des astres et aux équations calculées au moyen de sinus de quart en quart de degré. Il connaissait aussi diverses manières de déterminer les éclipses, ainsi que le lever des signes du zodiaque. Il avait composé un abrégé d'un ouvrage relatif à

ces matières qu'on attribuait à un prince nommé Fygar. Dans cet écrit les Kardagia (i. e. Kramajyâ; s. Sûryasiddhânta, ed. Burgess and Whitney, p. 57 u. 59) étaient calculés par minutes. Le Khalife ordonna qu'on traduisît le traité indien en arabe, afin d'aider les musulmans à acquérir une connaissance exacte des étoiles. Le soin de la traduction fut confié à Mohammed, fils d'Ibrahim-al-Fazary, le premier entre les musulmans qui s'était livré à une étude approfondie de l'astronomie: on designe plus tard cette traduction nous le titre de Grand Sindhind." Albirûni setzt diese Uebersetzung in das Jahr 771. — 50) Reinaud, l. c. S. 314.

51) Vgl. Steinschneider, Wissenschaftliche Blätter, Bd. 1, S. 79.

52) Vgl. Prof. Flügel, in der Zeitschrift der D. M. G., XI. S. 148 und 325. Eine dem Indier Zanik zugeschriebene hebräische Abhandlung über Gifte wird von Steinschneider, Wissenschaftliche Blätter, Bd. 1, S. 65 erwähnt. Albirúni gedenkt eines Indiers Kankah als Astrologen Harun-al-Raschid's. (Reinaud, Mémoire sur l'Inde, p. 315.) Er wird auch als Arzt erwähnt. Ein anderer indischer Arzt Harun-al-Raschid's hiess Mankba. (Reinaud, ebenda.)

53) *Vgl. F. Wœpcke, Extrait du Fakhri. (Paris, 1853.) S. 2.*

54) Elliot's Historians of India, p. 96. Albirúni kannte den Harivanśa und stellt das Datum der fünf Siddhântas fest. Der grosse Werth des Werkes von Albirúni wurde zuerst von M. Reinaud in seinem vortrefflichen „Mémoire sur l'Inde" (Paris, 1849) erkannt.

55) In dem persischen Werke Mujmalu-t-Tawárikh befinden sich aus dem Arabischen des Abu Saleh ben Shib ben Jawa übersetzte Kapitel; Abu Saleh hatte sie selbst hundert Jahre früher aus einem Sanskritwerk mit dem Titel „Erziehung der Könige" (Râjanîti?) excerpirt. Der persische Uebersetzer lebte um 1150. Vgl. Elliot, l. c.

56) Sâlotar ist als Autor eines solchen Werkes nicht bekannt. Sâlotarîya kommt statt Sâlâturîya im Rája Rádhakant vor; aber Sâlâturîya ist ein Name des Pâṇini, und der Lehrer des Suśruta soll Divodâsa gewesen sein. Professor Weber hat in seinem Katalog von Sanskrit-Manuscripten (S. 298) auf Śâlihotra hingewiesen, der im Panchatantra als ein Lehrer der Thierarzneikunst erwähnt und von Garga in dem Aśvâyurveda citirt wird. Professor Aufrecht hat ein Werk des Śâlihotra über Arzneikunde in der Bibliothek des Ostind. Hauses aufgefunden. Ein medicinisches Werk von Śâlinâtha wird in dem Katalog der Sanskrit-Manuscripte des Collegiums von Fort William, S. 24, erwähnt. Eine arabische Uebersetzung eines Sanskritwerkes über Thierarzneikunde von Châṇakya wird von Háji Chalfa, V, p. 59 erwähnt. Eine Uebersetzung des Charaka aus dem Sanskrit ins Persische und aus dem Persischen ins Arabische wird in dem Fihrist erwähnt; vollendet 987 n. Chr. Ihrer wird auch von Albirúni (Reinaud, Mémoire sur l'Inde, p. 316) gedacht; sie soll für die Barmekiden abgefasst worden sein. Die Namen der Personen, von denen die in diesem Werk enthaltenen Doctrinen der Annahme nach überliefert worden sind, sollten in Albirúni, wie folgt, wiederhergestellt werden: Brahman, Prajâpati, Aśvinau, Indra, die Söhne Atri's, Agniveśa. Vgl. Ashṭangahṛidaya, Einl. (Ms. Wilson, 298.)

57) *Ueber Akbar vgl. v. Orlich, Allg. Geschichte von Indien, I, 39—46.* — 58) Vgl. Vans Kennedy, Notice respecting the Religion introduced by Akbar: Transactions of the Literary Society of Bombay: London, 1820, vol. II, p. 242—270.

59) Elliot, Historians of India, S. 249. *v. Orlich I, 46. Man vergleiche über diese in Iran noch heutzutage sehr zahlreichen Sectirer noch:

de Gobineau, Trois ans en Asie, p. 338 flg. Man findet dort bis nach Anatolien hinein die sogenannten Kisil-Bachi, Anhänger eines Geheimdienstes, der mit den geheimen Culten Irans in Verbindung zu stehen scheint. Vgl. G. Perrot, Souvenirs d'un voyage en Asie mineure S. 431 flg.) Diese Geheimculte sind wahrscheinlich noch älter als Akbar, der mehr noch ein Sufi oder Freidenker als ein eigentlicher Stifter einer neuen Religion gewesen zu sein scheint.*

60) Müllbauer, Geschichte der katholischen Missionen Ostindiens, S. 134.

61) Elliot, Historians of India, S. 248.

62) Ebenda, S. 259, 260. Der Tarikh-i-Bodauni oder Muntakhabu-t-Tawárikh, geschrieben von Mulla Abdu-l-Kádir Maluk, Schah von Badáún, 1595 beendet, ist eine allgemeine Geschichte Indiens von der Zeit der Ghazneviden bis zum 40. Jahre Akbar's. Der Verfasser ist ein eifriger Muselmann und richtet streng über Akbar, obgleich er ihm sehr verpflichtet war. Er wurde von Akbar als Uebersetzer aus dem Sanskritischen und dem Arabischen in das Persische benutzt; er übersetzte den Râmâyana, zwei von den achtzehn Sectionen des Mahâbhârata und machte einen Auszug aus der Geschichte Kaschmir's. Diese Uebersetzungen wurden unter der Oberaufsicht des Faizi, des Bruders des Ministers Abu-l-Fazl gemacht. „Abulfacel, ministro de Akbar, se valió del Amarasinha y del Mahabhárata, que traduxo en persiano el año de 1586." — Hervas, II, 136.

63) Vgl. Max Müller's History of Ancient Sanskrit-Literature, S. 327.

64) History of the Settlements of the Europeans in the East and West-Indies translated from the French of the Abbé Bernal by J. Justamond: Dublin, 1776. vol. I, p. 34. — 65) *Ueber Jehan und Dárá kann man vergleichen v. Orlich, Indien, I, S. 49 flg.*

66) *Vgl. Böttger, Culturgesch. Ind. 268, 276.*

67) Müllbauer. S 67.

68) Ebenda, S. 80. Diese Brahmanen gehörten, nach Robert de Nobili, einer niedrigern, in die heilige Literatur nicht eingeweihten Kaste an. „Sie kannten, wie er sagt, die Bücher Smarta, Apostamba und Sutra nicht." Müllbauer, S. 188. Robert selbst giebt in seiner Vertheidigung Citate aus Âpastamba-Sûtra, ebenda, S. 192. Ebenso aus Scanda Purâna, S. 193; aus Kadambari, S. 193. *Ueber Nobili vgl. noch Böttger, S. 276.*

69) Der Ezour-Veda ist kein Werk des Robert de Nobili. Er wurde wahrscheinlich von einem seiner Proselyten geschrieben. Er ist in Sanskrit-Versen und im Stile der Purâṇas abgefasst und enthält ein wirres Gemisch von Hindúweisheit und christlichen Lehren. Die französische Uebersetzung wurde an Voltaire geschickt und 1778 unter dem Titel: „L'Ezour-Veda traduit du Ṣanscritam par un Brame" von ihm herausgegeben. Voltaire spricht seine Ueberzeugung aus, dass das Original vier Jahrhunderte älter als Alexander, und dass es die köstlichste Gabe sei, die der Westen je dem Osten zu verdanken gehabt habe. Mr. Ellis fand das Sanskrit-Original in Pondichery auf. (Asiatic Researches, vol. XIV.) Es liegen keine Belege dafür vor, das Werk dem Robert selbst zuzuschreiben, und es wird auch in dem Verzeichniss seiner Werke nicht erwähnt. (Bertrand, la Mission du Maduré, Paris, 1847—1850, T. III, S. 116; Müllbauer, S. 205, Anm.)

70) 1677 soll ein gewisser Marshall ein tüchtiger Sanskritkenner gewesen sein. Elliot's Historians of India, S. 265.

71) Man vergl. einen trefflichen Bericht über diesen Brief in einem Artikel Biot's im „Journal des Savants". 1861.

72) Sidharubam seu Grammatica Samscrdamica, cui accedit dissertatio historico-critica in linguam Samscrdamicam, vulgo Samscret dictam, in qua hujus linguæ existentia, origo, præstantia, antiquitas, extensio, maternitas ostenditur, libri aliqui in ea exarati critice recensentur, et simul aliquæ antiquissimæ gentilium orationes liturgicæ paucis attinguntur et explicantur autore Paulino a S. Bartholomæo. Romæ, 1790.

73) Die ältesten Werke, welche auf diesem Gebiete erschienen, waren die „Bhagavadgîta", übersetzt von Wilkins, 1783; Hitopadeśa, übersetzt von Wilkins, 1787; ferner die „Sakuntalâ", übersetzt von W. Jones, 1789. Original-Grammatiken, um blosse Compilationen nicht zu erwähnen, wurden von Colebrooke 1805; von Carey 1806; von Wilkins 1808; von Forster 1810; von Yates 1820; von Wilson 1841 veröffentlicht. In Deutschland gab Bopp seine Grammatiken 1827, 1832, 1834 und 1863, Benfey die seinigen 1852, 1855 und 1862 heraus.

74) Halhed hatte 1776 den „Code of Gentoo Laws" herausgegeben, eine auf Befehl des Warren Hasting von elf Brahmanen zusammengestellte Sammlung der wichtigsten Gesetzbücher im Sanskrit. Halhed übersetzte eine persische Uebersetzung der Originale.

75) „On the Origin and Progress of Language". 2. Ausgabe. Edinburg, 1774. 6 Bände.

76) „Ich habe angenommen, dass die Sprache nicht ohne übernatürliche Hülfe erfunden werden konnte und demzufolge behauptet, dass sie eine Erfindung der Dämonenkönige Aegyptens war, welche, selbst erhabenere Wesen, als die Menschen, sich selbst zuerst und dann auch Andere artikuliren lehrten. Aber sogar unter ihnen fand, wie ich überzeugt bin, ein Fortschritt in der Kunst statt, und solch eine Sprache, wie das Shanscrit, wurde nicht auf einmal erfunden." — Monboddo, Antient Metaphysics, vol. IV, S. 357. — 77) Origin and Progress of Language, VI, 97.

78) Antient Metaphysics, vol. IV, p. 322.

79) Dass hier Lord Monboddo irrt, erhellt aus S. 44.

Fünfte Vorlesung.

1) Conjugationssystem. Frankfurt, 1816. — 2) Eine neue, sehr verbesserte Ausgabe erschien 1856 *und wurde von M. Michel Bréal ins Französische übersetzt. (Paris, Hachette, 1864.)*

3) Zweite Ausgabe, 1859 und 1861. Pott's Werk über die Zigeunersprache, 1846; über Eigennamen, 1856.

4) „Het echt engelsch is oud (alt) nederduitsch." — Bilder-dyk. Siehe Delfortrie, Analogie des Langues, p. 13.

5) Grimm sagt in seiner deutschen Grammatik, I, S. LXVIII: Obgleich diese altfriesischen Denkmäler der Zeit nach den mittel- und nicht den althochdeutschen zur Seite stehen, so erscheint die friesische Sprache dennoch darin auf einer ungleich ältern, der althochdeutschen ziemlich nahen Stufe. Die politische Absonderung und edle Beharrlichkeit der Friesen bei ihren altangestammten Sitten und Rechten hat auch der Sprache einen langsamern Gang verliehen. Aus gleichem Grunde sehen wir um dieselbe Zeit, ja bis auf den heutigen Tag, die isländische Sprache nur unbedeutend von der grammatischen Gestalt abgewichen, welche wir bei Aufstellung der altnorsischen zu Grunde legen müssen. Seit dem 14. Jahrh. erlöschen die friesischen alten Flexionen unverhältnissmässig schnell, wäh-

rend sie im zwölften und dreizehnten beinahe noch angelsächsischen des neunten und zehnten gleichkommen.

6) Z. B. die schwäbische (alemannische), bairische, östreichische, fränkische (längs des Mains), sächsische Mundart.

7) Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila, Hannover, 1840. Ueber das Leben des Ulfila, von Dr. Bessell, Göttingen, 1860.

8) Bessell, l. c. S. 38. *Die Secte [ist nach einem Kuchenhändler (ψαθυροπώλης) so genannt. — 9) Sozomenus, H. E., VII, 6.

10) Ebenda, VI, 3, 7.

11) Auxentius spricht von Ulphilas folgendermassen (Waitz, p. 19): „Et [ita prædic]-ante et per Christum cum dilectione Deo patri gratias agente, hæc et his similia exsequente, quadraginta annis in episcopatu gloriose florens, apostolica gratia Græcam et Latinam et Goticam linguam sine intermissione in una et sola eclesia Cristi predicavit. Qui et ipsis tribus linguis plures tractatus et multas interpretationes volentibus ad utilitatem et ad ædificationem, sibi ad æternam memoriam et mercedem post se dereliquid. (t?) Quem condigne laudare non sufficio et penitus tacere non audeo; cui plus omnium ego sum debitor, quantum et amplius in me laboravit, qui me a prima etate mea a parentibus meis discipulum suscepit et sacras litteras docuit et veritatem manifestavit et per misericordiam Dei et gratiam Christi et carnaliter et spiritaliter ut filium suum in fide educavit.

„Hic Deï providentia et Cristi misericordia propter multorum salutem in gente Gothorum de lectore triginta annorum episkopus est ordinatus, ut non solum esset heres Dei et coheres Cristi, sed et in hoc per gratiam Cristi imitator Cristi et sanctorum ejus, ut quemadmodum sanctus David triginta annorum rex et profeta est constitutus, ut regeret et doceret populum Dei et filios Hisdrael, ita et iste beatus tamquam profeta est manifestatus et sacerdos Cristi ordinatus, ut regeret et corrigeret et doceret et ædificaret gentem Gothorum; quod et Deo volente et Cristo aucsiliante per ministerium ipsius admirabiliter est adinpletum, et sicuti Iosef in Ægypto triginta annorum est manifes[tatus et] quemadmodum dominus et Deus noster Ihesus Cristus filius Dei triginta annorum secundum carnem constitutus et baptizatus, cœpit evangelium predicare et animas hominum pascere: ita et iste sanctus, ipsius Cristi dispositione et ordinatione, et in fame et penuria predicationis indifferenter agentem ipsam gentem Gothorum secundum evangelicam et apostolicam et profeticam regulam emendavit et vibere [Deo] docuit, et cristianos, vere cristianos esse, manifestavit et multiplicavit.

„Ubi et ex invidia et operatione inimici thunc ab inreligioso et sacrilego indice Gothorum tyrannico terrore in varbarico cristianorum persecutio est excitata, ut satanas, qui male facere cupiebat, nolen[s] faceret bene, ut quos desiderabat prevaricatores facere et desertores, Cristo opitulante et propugnante, fierent martyres et confessores, ut persecutor confunderetur, et qui persecutionem patiebantur, coronarentur ut hic, qui temtabat vincere, victus erubesceret, et qui temtabantur, victores gauderent. Ubi et post multorum servorum et ancillarum Cristi gloriosum martyrium, imminente vehemente ipsa persecutione, conpletis septem annis tantummodo in episkopatum, supradictus sanctissimus vir beatus Ulfila cum grandi populo confessorum de varbarico pulsus, in solo Romanie a thu[n]c beate memorie Constantio principe honorifice est suspectus, ut sicuti Deus per Moysem de potentia et violentia Faraonis et Egyptorum po[pulum s]uum l[iberav]it [et rubrum] mare transire fecit et sibi servire providit, ita et

per sepe dictum Deus confessores sancti filii sui unigeniti de varbarico liberavit et per Danubium transire fecit, et in montibus secundum sanctorum imitationem sibi servire de[crevit] eo populo in solo Romaniæ, ubi sine illis septem annis triginta et tribus annis veritatem predicavit, ut et in hoc quorum sanctorum imitator erat [similis esset], quod quadraginta annorum spatium et tempus ut multos re et a[nn]orum e vita." . . „Qu[i] c[um] precepto imperiali, conpletis quadraginta annis, ad Constantinopolitanam urbem ad disputationem contra p . . . ie . . . [p] . t . stas perrexit, et eundo in nn . . ne . p . . . ecias sibi ax to docerent et contestarent[ur] abat, et inge . e supradictam [ci]vitatem, recogitato ei im de statu concilii, ne arguerentur miseris miserabiliores, proprio judicio damnati et perpetuo supplicio plectendi, statim cœpit infirmari; qua in infirmitate susceptus est ad similitudine Elisei prophete. Considerare modo opportet meritum viri, qui ad hoc duce Domino obit Constantinopolim, immo vero Cristianopolim, ut sanctus et immaculatus sacerdos Cristi a sanctis et consacerdotibus, a dignis dignus digne [per] tantum multitudinem cristianorum pro meritis [suis] mire et gloriose honoraretur." — (Bessell, p. 37.)

„Unde et cum sancto Hulfila ceterisque consortibus ad alium comitatum Constantinopolim venissent, ibique etiam et imperatores adissent, adque eis promissum fuisset conci[li]um, ut sanctus Aux[en]tius exposuit, [a]gnita promiss[io]ne prefati pr[e]positi heretic[i] omnibus viribu[s] instíterunt u[t] lex daretur, q[uæ] concilium pro[hi]beret, sed nec p[ri]vatim in domo [nec] in publico, vel i[n] quolibet loco di[s]putatio de fide haberetur, sic[ut] textus indicat [le]gis, etc." — (Waitz, p. 23; Bessell, p. 15.)

12) *In neuester Zeit sind noch einige Bruchstücke in Rom aufgefunden worden.* — 13) Vgl. Theodoret, H. E. V., 30.

14) Beispiele, in denen das Althochdeutsche ursprünglicher ist, als das Gothische, suche man bei Schleicher, Zeitschrift für V. S. Bd. IV, S. 266. — Bugge, ebenda, Bd. V, S. 59. Pott, Etym. Forsch. II. S. 57 Anm.

15) Vgl. Schleicher, deutsche Sprache, S. 94. — 16) Ebenda, S. 60.

17) *Gardariki oder Gardarike, frz. le Garderige, das Reich der Gaarde (Gaard au singulier signifiant une cour, la curtis des Mérovingiens, — la cour de nos Normands actuels, c'est-à-dire une maison ou plusieurs maisons d'habitation, avec verger et clôture; — par extension sans doute ici bourgs, villages habités; — peut-être pays, contrées; le royaume des pays) machte einen wichtigen Theil des von den Scandinaviern und Isländern vom zehnten bis in das dreizehnte Jahrhundert sogenannten Ostlandes, Oesterlanden aus und umfasste den westlichen Theil des jetzigen Russlands, besonders die Ostseeprovinzen Litthauen, Kurland, Esthland. Vgl. Werlauff, Symbolæ ad geographiam medii aevi, ed. Suhm, Danemarks Historie, 1ster Theil. S. 86 flg. [Eine grossentheils den frz. Uebersetzern entlehnte Notiz.]*

18) Weinhold, Altnordisches Leben, S. 27; Gunnlaugssaga, c. 7.

19) Vgl. Dasent's Burnt Njal. Einleitung.

20) *M. Bergmann, Decan der Strassburger Facultät der Wissenschaften, hat den isländischen Gedichten höchst interessante Studien gewidmet. Er veröffentlichte 1861 La Fascination de Gulfi, traité de mythologie scandinave, Strasbourg et Paris. Ausser den im Text angeführten drei Theilen enthält die snorrische Edda noch das Formali (Vorwort). Brage's Erzählungen zerfallen in 78 Dämisagen (Beispielsreden), denen das

Eptir-Máli (Nachwort) folgt. Zur Skalda gehört: Kenninger (Benennungen), Okeed heidi (unbekannte Namen der Dichtkunst), Fornöfn (vormenschliche Namen), Bragarhättir (eine Lehre vom Aeussern der Dichtkunst), Malslistarrit (Buchstabenlehre, ein wieder in mehrere Theile zerfallendes Elementarbuch für Dichter).*

21) Der Name „Edda" wird vor dem 14. Jahrhundert nicht gefunden. Snorri Sturluson (oder Snorre Sturleson) kennt weder das Wort Edda, noch irgend eine, dem Sæmund zugeschriebene Sammlung alter Gedichte, und obgleich Sæmund die erste Sammlung nationaler Poësien angelegt haben mag, so bleibt es doch zweifelhaft, ob das Werk, welches wir unter seinem Namen besitzen, ihm wirklich angehört.

22) Das Volk, welches wir Wallachen nennen, nennt sich selbst Rom'ani und ihre Sprache Rom'ania.

Diese romanische Sprache wird in der Wallachei und Moldau und in Theilen Ungarns, Siebenbürgens und Bessarabiens gesprochen. Auf dem rechten Donauufer nimmt ihr Gebiet einige Theile des alten Thraziens, Macedoniens und selbst Thessaliens ein.

Dasselbe wird durch die Donau in zwei Zweige, den nördlichen oder Daco-romanischen und den südlichen oder Macedo-romanischen getheilt. Der erstere zeigt weniger fremde Beimischung und hat eine gewisse literarische Ausbildung erhalten; der letztere hat eine grosse Zahl albanesischer und griechischer Wörter in sich aufgenommen und ist noch nicht grammatisch fixirt worden.

Das Neu-Wallachische ist die Tochter der in der römischen Provinz Dacia einst gesprochenen Sprache.

Die Ureinwohner Daciens hiessen Thrazier und ihre Sprache illyrisch. Wir haben kaum noch ein Fragment der altillyrischen Sprache übrig, so dass wir uns über ihre etwaige Verwandtschaft mit dem Griechischen oder einer andern Sprachenfamilie eine Meinung bilden könnten.

219 vor Chr. eroberten die Römer Illyrien; 30 vor Chr. nahmen sie Mœsien in Besitz und 107 nach Chr. machte der Kaiser Trajan Dacien zur römischen Provinz. Um jene Zeit war die thrazische Bevölkerung durch das Vorrücken sarmatischer Stämme, besonders der Jazygen, aus ihren Wohnsitzen verdrängt worden. Römische Colonisten führten die lateinische Sprache ein und Dacien wurde als Colonie bis 272 behauptet, wo der Kaiser Aurelian es an die Gothen abtreten musste. Ein Theil der römischen Bewohner wanderte dann aus und liess sich südlich von der Donau nieder.

489 fingen die sarmatischen Stämme an, nach Mœsien und Thrazien vorzurücken. Um 678 hatten sie sich in Mœsien ganz festgesetzt und 80 Jahre später wurde in Macedonien eine Provinz mit dem Namen Slavinien gegründet

*Nähere Untersuchungen sowohl der Sprache als der Sitten dieser Wallachen des Olymp, des Pindus und Acarnaniens dürften gerade, weil diese Volksstämme weniger bekannt sind, als ihre Brüder in den Donaufürstenthümern, besonderes Interesse gewähren; soviel steht fest, dass in ihr Idiom viele Fremdwörter eingedrungen sind, wie sich dies aus der Berührung mit den Völkerschaften, unter denen sie seit Jahrhunderten herumirren, wohl erklärt; aber wenn sie altrumänische Wörter gebrauchen, so nähern sich diese der Urform und dem correspondirenden lateinischen Worte mehr, als in dem Wallachischen an den Donauufern, auf das die Einflüsse der benachbarten Volksstämme und namentlich die in diesem Idiom geschriebenen Literaturwerke stetiger und entschiedener eingewirkt

haben. So haben sich z. B. auch in der Hochzeitsfeier bei diesen Wallachen Gebräuche erhalten, die an altitalische Ceremonien auf das lebhafteste erinnern. Man reicht z. B. der jungen Frau beim Eintritt in das Haus ihres Gatten Butter oder auch wohl Honig und sie bestreicht damit die Thür und deutet so an, dass mit ihr Sanftmuth und Freude in das Haus einziehen werde; wir sehen hier wieder die römische uxor, was vielleicht aus unxor entstanden ist. Servius sagt zu Virg. Aen. IV, 459: Moris fuerat, ut nubentes puellæ, simul venissent ad limen mariti, postes, antequam ingrederentur, ... ornarent laneis vittis et oleo ungerent; unde uxores dictæ sunt, quasi unxores. Ueber diese Wallachen am Pindus, welche im 12ten Jahrhundert veranlassen, dass Thessalien die grosse Wallachei genannt wurde, vgl. Pouqueville, Voyage de la Grèce, t. II, 1, 6 und besonders L. Heuzey, le Mont Olympe et l'Acarnanie, S. 267 und 280.*

23) Die ganze Bibel ist von der Bibelgesellschaft in romanischer oder romanesischer Sprache für Graubündten veröffentlicht worden und ebenso im Nieder-romanesischen oder Enghadinischen, wie es an der Tyroler Gränze gesprochen wird.

24) *Wir dürfen indess nicht unerwähnt lassen, dass die Gedichte Jasmin's, des Perrückenmachers von Agen, und Mistral's, des Verfassers von Miréio, in Frankreich die Aufmerksamkeit ebenso auf die Dialekte von Languedoc und der Provence gelenkt haben, wie neuere Arbeiten in deutschen Volksmundarten.*

25) E lo primo, che cominciò a dire siccome poeta volgare, si mosse però che volle fare intendere le sue parole a donna, alla quale era malagevole ad intendere versi Latini.“ — Dante's Vita nuova; opere minori di Dante Alighieri, Tom. III, S. 327. Firenze, 1837.

26) *In den aus dem Latein hervorgegangenen neueren Sprachen, welche eine bedeutende literarische Cultur entwickelt haben, also vor Allem im Französischen hat das altlateinische Wort bisweilen zwei Derivata entwickelt, nämlich eine volksthümliche und oft kaum noch erkennbare Form und eine andere, die wohlbedacht und absichtlich von irgend einem Gelehrten oder Schriftsteller der drei letzten Jahrhunderte in die Sprache eingeführt ist und sich kaum durch eine Veränderung der Endung vom lateinischen Worte unterscheidet. Dabei ist es beachtenswerth, dass in dem volksthümlichen abgeleiteten Worte trotz aller Veränderung und Entstellung, doch die Ueberlieferung der lateinischen Betonung stets treu festgehalten und die Silbe, auf der der Ton ruht, stets erhalten und hervorgehoben ist; in der neuern Ableitung dagegen, wo nämlich das französische Wort dem geschriebenen, nicht dem gesprochenen Latein entlehnt ist, fällt der französische Accent häufig auf eine Silbe, welche im Lateinischen nur eine Endung war, über welche die Stimme wegglitt. Wollte man annehmen, dass das Latein verloren gegangen wäre und dass man nur durch treffliche Grammatiken die Ableitungsregeln, wie sie jede der neulateinischen Mundarten in Anwendung bringt, kennte, so könnte man in gewisser Beziehung mit Hülfe der alten, urwüchsigen Derivata leichter zum lateinischen Worte emporsteigen, als durch die neuern und künstlich ersonnenen. Ueber diese beiden Processe, über ihre verschiedenen Resultate und über das, was sie dem Französischen gegeben haben, vgl. man Egger, Notions élémentaires de grammaire comparée, S. 166 und Anm. 99, und von demselben Verfasser: Observations sur un procédé de dérivation trèsfréquent dans la langue française et dans les autres idiomes néo-latins (Mém. Acad. Inscr. 2me partie). Schon Catherinot hatte auf diesen Unter-

schied hingewiesen in seinen Doublets de la langue (Bourges, 1863). Ein vollständiges Wörterbuch solcher französischen Wortdoubletten wird von M. Simon Luce vorbereitet. Die Vorrede dazu steht im Journal général de l'instruction publique, 29 avril et 18 mai 1863.*

27) Schleicher, Beiträge, 1, 19.

28) Das älteste Datum trägt ein 1056 für den Fürsten Ostromir geschriebenes Manuscript. Einige ältere sind mit glagolitischen Buchstaben geschrieben. Schleicher, Beiträge I, S. 20.

29) Schleicher, Beiträge, Bd. I, S. 22. — 30) Schleicher, Deutsche Sprache, S. 77. — 31) *Prof. Daniel giebt als Zahl der Wenden in der Lausitz nur 109,009 an.*

32) *Ein Hauptwerk für das Studium des Albanesischen ist das Buch J. G. Hahn's, der lange Zeit östreichischer Consul in Janina war. Es ist 1854 unter dem Titel: „Albanesische Studien" in drei Theilen erschienen und enthält Grammatik und Wörterbuch dieser Sprache mit Berücksichtigung aller ihrer Mundarten. Die Behandlung entspricht ganz und gar den Anforderungen der neuern Sprachwissenschaft. Letzteres lässt sich von dem ältern Werke: Osservazioni grammaticali della lingua albanese, del P. Francesco Maria da Lecce (Rome, 1716. 4to.) nicht behaupten. Dabei ist es nach der Sprache der im Königreich Neapel ansässigen Albanesen abgefasst, die natürlich durch die vielfache Berührung mit dem Italienischen nicht ganz rein und unverändert geblieben ist. Es hat aber trotzdem das Verdienst, das Albanesische zuerst näher durchforscht zu haben.*

33) *Tarsisschiffe hiessen überhaupt grosse, zu weiten Reisen bestimmte Schiffe. Vgl. Ps. 48, 8. 1 Kön. 22, 49. 10, 22.*

34) 1 Kön. 9, 26—28. — 35) 1 Kön. 10, 11. *אַלְמֻגִּים, vgl. Gesenius, Handwörterbuch, I, 124. Englisch algum-trees, frz. bois d'algum.*

36) Gutta bedeutet im Malayischen Gummi, Pflanzenharz, percha ist der Name des Baumes (Isonandra gutta) oder einer Insel, von welcher der Baum zuerst in den Handel kam (Pulo-percha).

37) *Vgl. Benary, Berl. Jahrb. d. Lit. 1821. Nr. 96. wahrsch. für הָאִבִּים.* Lassen, indische Alterthumskunde, Bd. I, S. 537.

38) Vgl. Caldwell, Dravidian Grammar, S. 66. Dieser ausgezeichnete Gelehrte weist nach, dass tôkei nicht aus dem sanskritischen śikhim, mit einem Federbusch versehen, — wie ich geglaubt hatte — corrumpirt sein kann, da śikhim selbst im Tamil in der Form sigi, Pfau, sich vorfindet. Tôgei kommt weder im Canara, noch im Teluga oder Telugu oder Malayâlim vor. Der Dr. Gundert, welcher viele Jahre auf das Studium der dravidischen Sprachen verwandt hat, leitet tôgei von einer Wurzel tô oder tû her. Von dieser wird durch Anfügung von ngu eine secundäre Basis tongu im Tamil gebildet, welche hangen bedeutet. Von tongu ist dann wieder tongâl, der Pfauenschweif, überhaupt Zierrath etc., im Tamil abgeleitet; im Malayâlim bedeutet tŏngal, Gefieder, Ohrgehänge, Draperie u. s. w. Durch Zufügung des Suffixes kei oder gei erhält man tôgei, d. h. das Herabhangende, der Schwanz, Schweif etc. Wenn diese Etymologie richtig ist, so würde sie uns einen höchst wichtigen Beleg für das hohe Alter der vor der Ankunft der arischen Stämme in Indien gesprochenen Tamilsprachen darbieten. *Ueber das hebräische Wort für Pfau vgl. noch Gesenius, Wörterbuch, II, 809.*

39) Ptol. VII, 1. Vgl. auch Sir Henry Elliot's Supplementary Glossary, s. v. Aheer. *Böttger, Culturgesch. Indiens, S. 352.*

40) Die von Quatremère in seinem „Mémoire sur le Pays d'Ophir" gegen die Ansicht, dass Ophir auf der indischen Küste zu suchen sei, vorgebrachten Gründe sind nicht entscheidend. Die Namen der von Ophir exportirten Handelsartikel waren ihm unbekannt. Man muss dies erwähnen, weil der Name eines Quatremère von grossem Gewicht ist und weil erst vor Kurzem sein Aufsatz über Ophir in der Bibliothèque Classique des Célébrités Contemporaines (1861) wieder neu herausgegeben wurde.

41) Hiob 22, 24. Einige meiner Recensenten haben gegen diese Beweisführung Bedenken geäussert, weil die Bücher der Könige mit Salomon nicht gleichzeitig seien. Die Handelsartikel selbst müssen aber doch zur Zeit des Salomon Namen gehabt haben. Das ist nie bewiesen worden, dass sie zu seiner Zeit semitische Namen führten, die etwa zu einer spätern Zeit, als aller Handelsverkehr zur See zwischen Indien und Palästina aufgehört hatte, durch indische Namen ersetzt worden wären. Was den Namen des Sandelholzes anbetrifft, so hätten die Recensenten beachten sollen, dass beide Formen, sowohl algum als almug in der Bibel vorkommen. Die verschiedenen Meinungen über die geographische Lage von Ophir sind vor Kurzem von E. T. B. Twisleton in seinem Artikel über Ophir in Dr. Smith's biblischen Wörterbuche sorgfältig geprüft und unparteiisch zusammengestellt worden. Twisleton selbst neigt sich stark zu der Ansicht der Gelehrten hin, welche wie Michaelis, Niebuhr, Gosselin und Vincent Ophir nach Arabien verlegen und er bemerkt sehr geistreich, dass, wenn wir Ophir einfach für einen Stapelplatz ansehen, der Haupteinwurf, nämlich, dass Gold oder irgend ein anderer von Ophir aus nach Palästina gebrachter Handelsartikel kein arabisches Naturproduct sei, in sich zerfallen würde. Wir brauchen hier nicht auf eine ausführliche Discussion aller der Streitpunkte dieser Frage einzugehen, denn die aus den Namen des Sandelholzes und anderer von der Tarsisflotte eingeführten Handelsartikel, wie z. B. Elfenbein, Affen und Pfauen, bleiben nach meinem Urtheil von den Schlüssen Twisleton's unberührt. Dass diese Namen, wie sie im Alten Testamente gefunden werden, nicht semitischen Ursprungs sind, geben ja alle competenten Kenner des Hebräischen zu. Sie sind im Hebräischen Fremdwörter; auch fällt weder von den Dialekten des Arabischen, mit Einschluss der himyaritischen Inschriften, noch von den auf der Mozambique-Küste, wo nach einigen Gelehrten Ophir lag, gesprochenen afrikanischen Sprachen aus irgend ein Licht auf dieselben. Man hat die Spuren verschiedener unter diesen Namen bis zu dem Sanskritischen und bis zu den auf der Küste Malabar im Dekhan gesprochenen Sprachen zurückverfolgt und obgleich man einräumen muss, dass sie als Fremdwörter im Munde unwissender Seeleute stark verändert worden sind, so ist es doch, wenn man auch den Lautwechsel in derselben Ausdehnung zugiebt, nicht möglich gewesen, ihre Spur in irgend einer andern Sprachfamilie aufzufinden. Wenn es sich daher auch irgendwie klar beweisen liesse, dass Ophir bloss ein nicht in Indien, sondern in Arabien oder Afrika liegender Stapelplatz war, so würde der Umstand, dass sanskritische Namen, ehe sie Palästina erreichten, nach Afrika oder Arabien gelangen konnten, nur für das hohe Alter des Sanskrit sprechen, wie es in jenen Theilen Indiens, aus denen allein die Wörter zugleich mit den Naturprodukten des Bodens, die sie bezeichneten, ausgeführt werden konnten, gesprochen wurde. Wenn man dann ferner erwägt, dass keine andere Sprache diese Namen als ihr Eigenthum beanspruchen kann, dass es kein Land giebt, in welchem alle von der Tarsisflotte, sei es nun von Ophir oder anders woher, zugeführten Artikel einheimisch gewesen wären, dass das Sandelholz (denn

diese Bedeutung hat man dem algumim ganz unabhängig von irgend einer Ophir's Lage in Indien betreffenden Theorie beigelegt) in alter Zeit nur von der Küste Malabar nach Palästina eingeführt werden konnte; wenn man ferner nach diesen bemerkenswerthen Coincidenzfällen, die alle nach Indien hinweisen, die von Lassen nachgewiesene Thatsache zufügt, dass die Namen für Baumwolle, Narde, und wahrscheinlich auch Bdellium gleichfalls vom Sanskritischen aus ihren Weg ins Hebräische gefunden haben, so sollten wir doch, wie ich glaube, mit Lassen, Ritter und Andern, dazu hinneigen, einen sehr frühen Handelsverkehr zwischen Indien und Palästina anzunehmen und wenigstens so lange, als nicht stärkere Gegenbeweise beigebracht sind, Abhîra an der Indusmündung als den Platz anzusehen, wohin die Flotten Hiram's und Salomon's fuhren, um die in Indien einheimischen Handelsartikel zu holen, wenn diese auch vielleicht in kleinern Quantitäten, in irgend welchen andern Stapelplätzen längs der arabischen, persischen oder afrikanischen Küsten käuflich sein mochten.

Die Behauptung Twisleton's, dass der Pfau eine längere Seereise in kleinen Schiffen nicht vertragen könne, ist wohl beachtenswerth, bedarf aber doch noch eines genaueren Beweises.

42) Zend-avesta ist der von Chaqâni und andern muhamedanischen Schriftstellern gebrauchte Name. Die Parsis gebrauchen den Ausdruck „Avesta und Zend", indem sie avesta in der Bedeutung Text und Zend als den Titel des Pehlevi-Commentars auffassen. Ich zweifle aber, ob dies die Grundbedeutung des Wortes Zend war. Zend war wahrscheinlicher gleichbedeutend mit dem Sanskritwort chhandas (scandere), einem den Vedahymnen gegebenen Namen, und avesta, im Sanskrit avasthâna, ein Wort, welches, obgleich es im Sanskrit nicht nachzuweisen ist, den festgestellten Text bezeichnen würde. Avasthita bedeutet im Sanskrit niedergelegt, festgestellt. Vom Zend-avesta werden gegenwärtig vier Bücher umfasst, nämlich Yasna (Yeschna), Vispered, Yashts (Yeschts) und Vendidad (Vendidad = vidaeva dâta, im Pehlevi Juddivdad). *Vgl. Böttger, Cult. Ind. S. 200.* Dr. Haug fasst Avesta in seiner interessanten Vorlesung über den Ursprung der Parsi-Religion (Bombay, 1860) in dem Sinne von „sehr alten Texten", Zend als Commentar und Pazend als erklärende Anmerkungen, alles auf gleiche Weise in jener Sprache abgefasst, die man nach wie vor Zend nennen soll.

43) „Dem Kissah-i-Sanján, einer als Bericht über die älteste Geschichte der Parsis fast werthlosen Abhandlung zufolge nahmen die Feueranbeter neunundvierzig Jahre vor der Aera Jezdegerds (632 n. Chr.) oder ungefähr 583 in Khorassan ihre Zuflucht. Hier blieben sie hundert Jahre bis 683, zogen dann nach der Stadt Hormaz (Ormus am persischen Meerbusen) ab und wanderten nach einem Aufenthalt von 15 Jahren nach Diu, einer Insel an der Südwestküste von Katiawar weiter. Hier verweilten sie neunzehn Jahre bis 717 und zogen dann vorwärts nach Sanján, einer ungefähr vierundzwanzig Meilen südlich von Damaun gelegenen Stadt. Nach 300 Jahren verbreiteten sie sich über die Nachbarstädte von Guzerat und entzündeten das heilige Feuer der Reihe nach in Barsadah, Nausari bei Surat und in Bombay," — Bombay Quarterly Review, 1856. No. VIII, S. 67.

44) Plato Alc. I, p. 122 a. Cap. 17. *Ὁ μὲν μαγείαν διδάσκει τὴν Ζωροάστρου τοῦ Ὠρομάζου (ἔστι δὲ τοῦτο θεῶν θεραπεία)* ... Aristoteles kannte nicht nur den Oromasdes als den guten, sondern auch den Areimanios als den bösen Geist nach der Lehre der Magier. Siehe Diogenes Laertius, I, 8. *Ἀριστοτέλης δ' ἐν πρώτῳ Περὶ φιλοσοφίας καὶ*

πρεσβυτέρους (*τοὺς Μάγους*) *φησὶν εἶναι τῶν Αἰγυπτίων καὶ δύο κατ' αὐτοὺς εἶναι ἀρχὰς, ἀγαθὸν δαίμονα καὶ κακὸν δαίμονα, καὶ τῷ μὲν ὄνομα εἶναι Ζεὺς καὶ Ὠρομάσδης, τῷ δὲ Ἅιδης καὶ Ἀρειμάνιος.* Vgl. Bernays, Die Dialoge des Aristoteles, Berlin, 1863. S. 95.

45) In den Inschriften findet man den Nom. Auramazdâ, den Gen. Auramazdâha, den Acc. Auramazdam.

46) Gen. Ahurahe mazdâo, Dat. mazdâi, Acc. mazdam.

47) Haug, Vorlesungen, S. 11. Vgl. auch Bunsen's Aegyptens Stellung etc.

48) Die folgenden Bemerkungen über die Grundbedeutung von lord oder Brotherr verdanke ich der freundlichen Mittheilung des Dr. Bosworth, Professor der angelsächsischen Sprache in Oxford. „Lord stammt vom angelsächsischen hláf-órd, das aus hláf, englisch loaf, *goth. hlaifs, poln. chlieb, russ. chlib, chleb, kroat. hlib, böhm. chleb, finn. leipa, lappl. laibe, deutsch Laib* (á ist dabei dumpf wie oa in boat auszusprechen), und aus órd, -es, m. Ursprung, Ursache, Urheber, zusammengesetzt ist. So heisst órd moncynnes, Ursprung des Menschengeschlechts, Cd. 55. Demnach bedeutet lord, das Angelsächsische hláf-órd, Laib oder Brod-Ursprung, Spender des Brotes oder der Nahrung.

Lady stammt vom angelsächsischen hlæfdige, — die. Hlæf oder hláf, -es, m. Laib, Brot; dige, die, -an, f. kommt von digan, dugan, heo dige, sorgen, helfen, dienen. Daher ist lady ebenfalls Brotherrin, die für Speise sorgt. Im 122. Psalm findet man, V. 3, hire hlæfdigean oder hlæfdian, suæ dominæ. R. Glouc. schreibt für hlæfdie leuedie, leuedy; Gower und Spenser ladie, gegenwärtig lady.“

49) *Gegenwärtig auf der Heimreise nach Europa. Die diesem ausgezeichneten Gelehrten bei seinem Abschiede dargebrachten Huldigungen bewiesen, wie sehr seine Verdienste um Sprachforschung und namentlich um Sánskritliteratur auch von den Brahmanen anerkannt wurden.*

50) Berosus, wie er uns in der armenischen Uebersetzung des Eusebius erhalten ist, erwähnt eine medische Dynastie in Babylon, welche mit einem Könige Zoroaster, lange vor Ninus, beginnt. Er würde in das Jahr 2234 vor Chr. zu setzen sein.

Der Lydier Xanthus (470 vor Chr.), der vom Diogenes Laertius citirt wird, setzt den Propheten Zoroaster 600 Jahre vor den trojanischen Krieg (1800 vor Chr.).

Aristoteles und Eudoxus setzten nach Plinius (Hist. Nat. XXX, 1) Zoroaster 6000 Jahre vor Plato, Hermippus liess ihn 5000 Jahre vor dem trojanischen Kriege leben. (Diog. Laert. prooem.).

Plinius stellt (Hist. Nat. XXX, 2) den Zoroaster mehrere 1000 Jahre vor Moses, der eine andere Art von Mageia begründete. *Er neigt übrigens zu der Ansicht hin, dass es zwei Zoroaster gegeben habe.*

51) *Englisch Gipsies (Aegypter), französisch Bohémiens, im ganzen Orient Tziganas genannt. Sie selbst geben sich unter andern auch den Namen Sinte, der an Indien erinnert.*

52) Diese Uebersichtstafel befindet sich im Anhange.

53) Vgl. Schleicher, Deutsche Sprache, S. 81.

Sechste Vorlesung.

1) Farrar, Origin of Languages, S. 35.

2) „Es ist unter den Grammatikern gewöhnlich gewesen, diese Abwandlungen in den Endungen als durch einen unbekannten Process aus dem Körper des Nomens entwickelt anzusehen, wie die Zweige eines Baumes aus dem Stamme hervorwachsen — oder als an sich bedeutungslose, aber willkürlich oder verabredetermassen zur Modification der Wortbedeutung angewandte Elemente. Dieser Ansicht tritt Schlegel bei. Die Flexionssprachen sind nach ihm organische Sprachen, weil sie ein Lebensprincip der Entwicklung und des Wachsthums enthalten und weil sie allein, wenn man so sagen darf, eine fruchtbare und reiche Vegetation besitzen. Der wunderbare Mechanismus dieser Sprachen besteht darin, dass sie eine unendliche Mannigfaltigkeit von Wörtern bilden und die durch diese Wörter ausgedrückten Ideenverbindungen mit Hülfe einer kleinen Anzahl von Silben bezeichnen, welche im Besondern betrachtet, keine Bedeutung haben, aber mit Genauigkeit den Sinn der Wörter, welchen sie angehängt werden, bestimmen. Indem man die Wurzellaute verändert und den Wurzeln gewisse Ableitungssilben zufügt, bildet man Derivativa verschiedener Art, von denen sich wieder andere Derivativa ableiten lassen. Indem man mehrere Wurzeln vereinigt, bildet man Composita, um mit ihnen zusammengesetzte Begriffe zu bezeichnen. Endlich werden in ähnlicher Weise mit Hülfe von Endungen und bisweilen von Augmenten, welche an sich nichts bedeuten, die Substantiva, Adjectiva und Pronomina nach Geschlecht, Fall und Zahl declinirt und die Verba nach ihrem Genus, Modus, Tempus, nach Zahl und Person conjugirt. Hierbei hat man den grossen Vortheil, in einem einzigen Worte den Hauptbegriff, der oft schon sehr modificirt und zusammengesetzt ist, zugleich mit einer ganzen Reihe von Nebenideen und veränderlicher Beziehungen aussprechen zu können. Transactions of the Philological Society, Vol. II, S. 39.

3) Endlicher, Chinesische Grammatik, S. 172; *ćung ist tschung zu sprechen; so heisst z. B. fu tschung im Hôtel; *sin-tschung Herz-in, im Herzen, womit man das sanskritische hṛidi vergleichen mag.*

4) *Für den Instrumentalis hat z. B. auch das Russische, Jakutische u. s. w. einen besondern Casus. Vgl. Pawlowsky, Russ. Sprachlehre, S. 11.*

5) Endlicher, Chinesische Grammatik, S. 172.

6) Man vgl. auch die Städtenamen der zweiten Declination; s. Billroth, lat. Schulgr. §. 191, und namentl. Anm. 2; Zumpt, §. 398, Anm. 1 extr.*

7) „Die Algonquiner haben nur einen Casus, den man den Locativ nennen kann.“ Du Ponceau, S. 158. — 8) Marsh, S. 579.

9) Dame-Dieu: —

„Ja dame Dieus non vuelha
Qu'en ma colpa sia 'l departimens.“
([Que] jamais [le] Seigneur Dieu, ne veuille
Qu'en ma faute soit la séparation)

(Anc. Franç.) „Grandes miracles fit dames Dex par lui.“ (Roman de Garin, Du Cange t. II, col. 16, 19.) — Raynouard, Lexique s. v. Don. *G F. Burguy, Glossaire étym. s. v. danz. Jai damedeus ne-li face garant (Gerars de Viars, v. 1706.)*

10) Im Altportugiesischen erwähnt Diez senhor rainha, mia sennor formosa, meine schöne Herrin.

11) *Die Visio Willielmi de Petro Plouhman ist bekanntlich ein altenglisches Gedicht mit alliterirenden accentuirenden Versen, das um 1362 geschrieben sein muss. Vgl. Craik, Literature, 1, 238 flg.*

12) Marsh, S. 387. Barnes, Poems im Dorsetshire-Dialect. Man hört in Dorsetshire z. B. Al ô'm statt all of them; I midden statt I may not; I cooden statt I could not. *Aehnliches bieten die deutschen Dialekte in Menge.*

13) Im Angelsächsischen findet man not für ne wot, ich weiss nicht; nist für er wusste nicht; nisten für sie wissen nicht; nolde, noldest für ich wollte nicht, du wolltest nicht; nyle für ich will nicht, *vgl. lat. nolo;* næbbe für ich habe nicht; næfth für er hatte nicht; næron für sie waren nicht etc.

14) Survey of Languages, p. 21. *G. F. Burguy, I, S. 231.*

15) Fuchs, Romanische Sprachen, S. 344.

16) *Dōsei selbst ist hier aus der alten Form des Infin. Fut. dōsein hervorgegangen. — Wir bemerken noch beiläufig, dass z. B. auch im Russischen das Futurum mittelst eines Hülfsverbs gebildet wird.*

17) Der griechische Ausdruck für Futurum ὁ *μέλλων* erinnert daran, dass *μέλλω* ebenfalls als Hülfsverb zur Bildung gewisser Futura im Griechischen gebraucht wird. Es hat verschiedene Bedeutungen, man kann aber den Zusammenhang aller mit dem Sanskritwort man (manyate), denken, nachweisen. So wie anya, ander, in ἄλλος verwandelt wird, so geht manye, ich denke, in *μέλλω* über. Il. II, 39: *θήσειν ἔτ' ἔμελλεν ἐπ' ἄλγεά τε στοναχάς τε Τρωσί τε καὶ Δαναοῖσι*, er dachte den Trojanern und Danaern noch Jammer und Angstgeschrei zu erregen. Il. XXIII, 544: *μέλλεις ἀφαιρήσεσθαι ἄεθλον*, du denkst mir abzunehmen den Kampfpreis. Od. XIII, 293: *οὐκ ἄρ' ἔμελλες λήξειν*, dachtest du nicht daran, aufzuhören? warst du nicht im Begriff, aufzuhören? *Ueber das deutsche denken vgl. man übrigens Grimm, deutsches Wörterbuch unter denken, Nr. 19.* Oder wieder in solchen Wendungen, wie Il. II, 36: *ἅ ῥ' οὐ τελέεσθαι ἔμελλον*, was ja nie zur Vollendung bestimmt war, buchstäblich, was nicht beabsichtigte, vollendet zu werden. So wurde *μέλλω* von Ereignissen gebraucht, welche wahrscheinlich eintreten sollten, wie wenn dieselben darauf dächten, oder es beabsichtigten zu sein oder nicht zu sein, und nachdem die Grundbedeutung vergessen war, wurde *μέλλω* zu einem blossen, Wahrscheinlichkeit ausdrückenden Hülfsverb. *Μέλλω* und *μέλλομαι* in der Bedeutung zaudern finden beide in dem Sanskritwort man, denken, erwägen, ihre Erklärung. Im Altnorsischen wird das Futurum in gleicher Weise mit mun, meinen, gebildet.

18) *Vgl. Grimm, Deutsche Gramm., I, S. 422.*

19) Bopp, vgl. Gramm, §. 620. Grimm, Deutsche Gramm., II, 845.

20) *Die Endungen der Präteriti sind im Althochdeutschen überhaupt: ta, tos (tes), ta, tumes, tut, tun und im Conj. ti, tis, ti, times, tit, tin. Der Gebrauch des Hülfsverbs thun lässt sich bekanntlich in Volksdialekten und in der Poësie vielfach nachweisen.*

21) Barnes, Dorsetshire-Dialect, p. 39.

22) Vgl. Max Müller's Brief über die turanischen Sprachen, S. 44 u. 46.

23) Vgl. Grimm's Wörterb. s. v. Eisen, wo angegeben wird: goth. eisarn, ahd. îsarn, später îsan, mhd. îsen, alts. îsarn, nnl. ijzen, ags. îsern, îren, engl. iron etc.*

24) Sanskr. dama; griech. *δόμος*; lat. domus; slav. domŭ; celt. daimh. *Das deutsche Dom ist spätern Ursprungs.*

25) Vergl. Max Müller's Essay on Comparative Mythology, Oxford Essays, 1856. — 26) Ârya-bhûmi und Ârya-deśa werden in demselben Sinne gebraucht. — 27) IV, 20, 4; XIX, 62, 1. — 28) Pân. III, 1, 103.

29) In einem der Veda's wird arya mit kurzem a wie ârya als Gegensatz von Sûdra gebraucht. Denn wir lesen (Vâj-San. XX, 17): „Welche Sünde wir auch in dem Dorfe, im Walde, in dem Hause und draussen im Freien gegen einen Śûdra, gegen einen Arya begangen haben mögen — Du bist unsere Erlösung.

30) *Andere Gelehrte haben für das Wort Ârya andere Etymologien vorgeschlagen. S. Lassen, Indische Alterthumskunde, t. I; Benfey unter „Indien" in Ersch und Gruber's Encyclopädie; E. Burnouf, Commentaire sur le Yaçna u. s. w. — 31) Lassen, Ind. Alt. Bd. I, S. 6.

32) Ebenda, Bd. I, S. 526.

33) Ptolemæus kennt *Ἀριάκας* in der Nähe der Yaxartes-Mündung. Ptol. VI, 14; Lassen, loc. cit. I, 6.

34) Bournouf, Yaśna, Anm. 61. In demselben Sinne wird im Zendavesta der Ausdruck arische Provinzen, „airyanâm daqyunâm" (gen. plur.) oder „airyâo dainhâvô, provincias Arianas" gebraucht. Burnouf, Yaśna, 442 und Anm. S. 70. — 35) Burnouf, Notes, S. 62.

36) Strabo, XI, 7, 11. Plin. Hist. Nat. VI, 19. Ptol. VI, 2. De Sacy, Mémoires sur diverses antiquités de la Perse, p. 48. Lassen, Indische Alterthumskunde, I. 6.

37) *Eigentlich die Zierde;* Strabo, XI, 11; Burnouf, Notes, S. 110. „An einer andern Stelle wird Eratosthenes citirt; insofern als er die westliche Gränze als eine Parthiene von Medien und Karamanien von Paraetakene und Persien scheidende Linie beschreibt und somit Yezd und Kerman mit hineinlegt, aber Fars ausschliesst." Wilson, Ariana antiqua, S. 120. — 38) Hellanicus, fragm. 166, ed. Müller. *Ἄρια Περσικὴ χώρα.*

39) *Vgl. Dr. Abicht's Bemerkung zu dieser Stelle (Bd. IV, S. 63).*

40) Joseph Müller, Journal Asiatique, 1839. p. 298. Lassen, loc. cit. I, 6 Daher das Elam der Genesis. Mélanges Asiatiques I, S. 623. In den Keilinschriften, welche die Aussprache des Persischen unter der Achämeniden-Dynastie repräsentiren, fehlt der Buchstabe l gänzlich. In dem Namen Babylon und Arbela steht dafür r. Das l erscheint indess wieder in den Sassaniden-Inschriften, wo Ailán und Airán, Anilán und Anirán vorkommt.

41) Heeren, Ideen, I, S. 337: *ὁμόγλωττοι παρὰ μικρόν.* Strabo, S. 1054. — 42) Herodot, VIII, 90. *Vgl. Ariabignēs VIII, 89.*

43) Eine der medischen Volksclassen heisst *Ἀριζαντοί*, was âryajantu sein kann. Herodot, I, 101.

44) *Μάγοι δὲ καὶ πᾶν τὸ Ἄρειον γένος, ὡς καὶ τοῦτο γράφει ὁ Εὔδημος, οἱ μὲν τόπον, οἱ δὲ χρόνον καλοῦσι τὸ νοητὸν ἅπαν καὶ τὸ ἡνωμένον· ἐξ οὗ διακριθῆναι ἢ θεὸν ἀγαθὸν καὶ δαίμονα κακὸν ἢ φῶς καὶ σκότος πρὸ τούτων, ὡς ἐνίους λέγειν. Οὗτοι δὲ οὖν καὶ αὐτοὶ μετὰ τὴν ἀδιάκριτον φύσιν διακρινομένην ποιοῦσι τὴν διττὴν συστοιχὴν τῶν κρειττόνων, τῆς μὲν ἡγεῖσθαι τὸν Ὠρομάσδη, τῆς δὲ τὸν Ἀρειμάνιον.* — Damascius, quæstiones de primis principiis, ed. Kopp, 1826, cap. 125, S. 384. — 45) De Sacy, Mémoire, p. 47; Lassen, Ind. Alt., I, 8.

46) Burnouf, Notes, 107. Spiegel, Beiträge zur vergl. Sprachf., I, 131. Anquetil hatte keine Autorität dafür, das Zendwort airyaman für Armenien zu halten. — 47) Bochart zeigt (Phaleg. l. I, c. 3, col. 20), dass der chaldäische Paraphrast das Minî des Jeremias mit Har Minî wiedergiebt und da dasselbe Land von Nicolaus Damascenus Minyas ge-

nannt wird, so schliesst er weiter, dass die erste Silbe das semitische Har, Berg, sei. (S. Rawlinson's Glossary s. v. *Gesenius I, 1079.*)

48) Lassen, Ind. Alt., I, 8, Anm. Auch Arikh wird im Armenischen als Name der Meder gebraucht und ist von Joseph Müller auf Aryaka als einem Namen Mediens bezogen worden. Journ. Asiat. 1839. S. 298. Wenn ari und anari, wie Quatremère sagt, im Armenischen als Namen der Meder und Perser gebraucht werden, so kann dies nur einem Missverständniss zugeschrieben werden, und eine solche Anwendung dieser Ausdrücke muss einer spätern Epoche angehören.

49) Sjögren, ossetische Grammatik, S. 396. Skylax und Apollodorus erwähnen Ἄριοι und Ἀριάνια, südlich vom Kaukasus. Pictet, Origines, 67, Skylax, Peripl., S. 213, ed. Klausen; Apollodori Biblioth., S. 433, ed. Heyne.

50) Burnouf, Notes, p. 105. *Polybius 10, 48, stellt nomadische Ἀσπασιάκαι zwischen Oxus und Tanais: das sind wohl Ἀσπασάκαι, reitende Saken. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache, I, 227.*

51) Ptol. VI, 2, und VI, 14. Ἀναριάκαι findet man an der Gränze Hyrkaniens. Strabo, XI, 7. Plin. Hist. Nat., VI, 19.

52) Ueber die Arimaspi und Aramæi s. Burnouf, Notes, p. 105. Plin. VI, 9. — 53) Qairizam im Zend-avesta, Uvârazmis in den Inschriften des Darius. — 54) Vgl. Stephanus Byzantinus.

55) Grimm (Rechtsalterthümer, S. 292) führt Arii und Ariovist auf die gothische Wurzel harji, Heer, zurück. Wenn dies richtig ist, so müssen wir diesen Theil unserer Beweisführung fallen lassen.

56) Pictet, les Origines Indo-Européennes, S. 31. „Iar, l'ouest, ne s'écrit jamais er ou eir, et la forme Iarin ne se rencontre nulle part pour Erin." Zeuss übersetzt iar-rend, insula occidentalis. Aber rend (richtiger rind) hat im Gen. Sing. rendo.

57) Altnorsisch îrar, die Irländer, angelsächsisch îra, der Irländer.

58) Obgleich ich diese Ansichten auf die Auctorität M. Pictet's hin vortrage, so will ich doch die folgende Notiz nicht zurückhalten, welche ein ausgezeichneter irischer Gelehrter die Güte gehabt hat, mir zu übersenden: „Der gewöhnliche Name Irlands in den ältesten irischen Manuscripten ist (h)ériu, Gen, (h)érenn, Dat. (h)érinn. Das h zu Anfang wird oft weggelassen. Ehe wir eine Ableitung des Worts versuchen, müssen wir womöglich seine alte celtische Form feststellen. Von den alten Namen Irlands, welche man in griechischen und lateinischen Schriftstellern findet, ist Hiberio der einzige, welcher der Form nach hériu repräsentiren kann. Der Ablativ dieser Form, Hiberione, kommt im Armagh-Buche, einem lateinischen Manuscripte aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts, vor. Aus demselben Manuscript ersehen wir auch, dass ein Name des irischen Volkes Hyberionaces war, offenbar eine Ableitung von dem Stamm Hiberio. Wenn wir nun daran erinnern, dass die altirischen Abschreiber den mit einem Vocal anfangenden Wörtern oft ein h vorschrieben (z. B. h-abunde, h-arundo, h-erimus, h-ostium) und dass sie statt des Consonanten v auch oft ein b schrieben (z. B. bobes, fribulas, corbus, fabonius); wenn wir überdies beachten, dass die wallisischen und bretonischen Namen für Irland — Ywerddon, Iverdon — auf einen altceltischen, mit iver anfangenden Namen hinweisen, so kann es uns nicht schwer fallen, die Form Hiberio richtig zu latinisiren, nämlich als Iverio. Dies würde im Altceltischen in Iveriu, Gen. Iverionos, übergehen. So lautete die altceltische Form für Fronto Frontû, wie wir aus der gallischen Inschrift zu Vieux Poitiers ersehen. Da das v zwischen zwei Vocalen im Irischen

immer verloren geht, so würde Iveriû zu ieriu werden und danach, indem die ersten beiden Vocale sich verschmelzen, ériu. Was das Doppel-n in den obliquen Casus von ériu anbetrifft, so verhält sich der Genitiv érenn zu Iverionos, wie das altirische anmann, „Namen,', zu nâmâni im Sanskrit, lat. nomina. Die Verdoppelung des n kann vielleicht von der altceltischen Betonung herrühren. Was ist nun über die Etymologie von Iveriû zu sagen? Ich wage die Hypothese, dass es, gleich dem latein. Aver-nus, griech. Ἄϝορ-νος) mit dem Skr. avara „posterior", „westlich" zusammenhängen mag. So ist das irische des, wallisisch deheu, die Rechte, der Süden, im Skr. dakshiṇa, dexter und das irische áir (in an-áir), wenn és für páir, Ost, steht, ist im Skr. pûrva, anterior.

M. Pictet betrachtet des Ptolemaios Ἰουερνια (Ivernia) als die dem Altceltischen am nächsten kommende Form des fraglichen Namens. Er sucht ferner in der ersten Silbe einen irischen Stamm, den er ibh (Land, Volksstamm) nennt und glaubt, dass dies ibh nicht nur mit ibha, Familie, in den Veda's, sondern auch mit dem Althochdeutschen eiba, ein Distrikt, verwandt sei. Aber erstens würde ibha nach den Lautgesetzen im Irischen, im Altirischen als eb, im Neuirischen als eabh erschienen sein; zweitens ist das ei in eiba ein Diphthong = dem gothischen ai, Irisch ói, óe, Skr. ê. Demzufolge kann ibh und ibha nicht mit eiba zusammengestellt werden. Drittens giebt es gar kein Wort, dessen Nom. Sing. ibh lautete, obgleich man es in O'Reilly's Wörterbuch findet, nebst seiner Erklärung des intensiven Präfixes er-, für „edel" und noch manchem andern Versehen und mancher Flunkerei. Die Form ibh kann allerdings beigebracht werden, aber als ein sehr moderner Dativ Pluralis von úa, ein Abkömmling. Irische Landstriche wurden oft nach dem Clan, der sie inne hatte, benannt, und diese Clans hiessen dann oft Abkömmlinge (huí, hí, í) eines solchen. Daher das Versehen der irischen Lexikographen." — Whitley Stokes. — 59) Vgl. Rawlinson's Glossary, s. v.

60) W. Ouseley, Orient. Geogr. of Ebn Haukal. Burnouf, Yaśna, Anm. S. 102. — 61) Ptolem. VI, c. 17. — 62) Man hat angenommen, dass harôyûm im Zend-avesta für haraêvem stehe und dass der Nominativ nicht Harôyu, sondern Haraêvô sei. (Oppert, Journal Asiatique, 1851. S. 280.) Ohne zu läugnen, dass diese Ansicht, welche durch den Accus. vidôyum, von vidaêvo, Feind der Divs, gestützt wird, richtig sein könnte, halten wir es doch für ganz wohl begründet, Harôyûm als den regelmässigen Accusativ von Harôyu aufzufassen, da das lange u im Accusativ durch den nasalen Endlaut veranlasst wird. (Burnouf, Yaśna, Anm. p. 103.) Dieses Harôyu würde dann im Nominativ eine ebenso regelmässige Form, wie Sarayu im Sanskrit sein, ja noch regelmässiger, da harôyu eine Sanskritform sarasyu oder saroyu, von saras, voraussetzen würde. Sarayû kommt auch mit langem u vor; s. Wilson, s. v. M. Oppert identificirt das Volk von Haraiva ganz richtig mit den Ἀρεῖοι, aber nicht, wie Grimm, mit den Ἄριοι. — 63) Sarayu wird von einer Wurzel sar oder sṛi, gehen, laufen, abgeleitet, wovon saras, Wasser, sarit, Fluss, und Sarayu, der Eigenname des Flusses bei Oude, herkommt; auch können wir mit grosser Wahrscheinlichkeit schliessen, dass dieses Sarayu oder Sarasyu dem Fluss Arius oder Heri und dem Lande Ἄρια oder Herat den Namen gab. Keinesfalls steht Ἄρια, als Name von Herat, in Verbindung mit Ἄρια, dem weiten Lande der Âryas.

Siebente Vorlesung.

1) Diversions of Purley, p. 190. — 2) AR lässt sich bis auf die Sanskritwurzel ṛi, gehen, zurückverfolgen. (Pott, Etymologische Forschungen, I, 218.) Für den vorliegenden Zweck genügt aber die Wurzel AR.

3) *Vgl. Grimm, Wörterb. unter Art, 1, 573.*

4) Wenn die cornischen und wallisischen Wörter, wie man angenommen hat, aus dem lat. aratrum corrumpirt wären, so würden ihre Formen areuder und arawd lauten müssen. *Im Engl. ist zu der Wurzel AR noch earsh (gepflügtes) Ackerland, zu vergleichen; im Deutschen Art, das Pflügen, artacker, artfeld, artland, artbar, arthaft. S. Grimm, Wörterbuch, s. vv. *Nach Konečný ist im Böhmischen pluh für Pflug gebräuchlich. Dagegen findet man orati, ebenso wie im Russischen, für pflügen.*

5) *Man vgl. das altn. tannfê, Zahngeld.*

6) *Die Bedeutung des Pfluglandes, Ackerfeldes, sagt dagegen Grimm im Wörterb. s. v., Erde, wäre fast zu eng, darum liegt auch das latein. arvum ab.* — 7) Grimm bemerkt ganz richtig, dass airtha nicht von arjan herkommen könne, weil schon die Vocale abweichen. Aber airtha ist eine viel ältere Form und kommt von der Wurzel ar, die wieder ursprünglich ṛi oder ir lautete (Benfey, Kurze Gr. S. 27.) Von dieser ursprünglichen Wurzel ṛi oder ir muss man sowohl die Sanskritform irâ oder iḍa als das goth. airtha ableiten. Das letztere würde der Form ṛita im Sanskrit entsprechen. Die eigentliche Bedeutung des Sanskritworts iḍâ ist noch nicht aufgefunden. Die Brahmanen erklären es als „Gebet", dies ist aber nicht die Grundbedeutung. *Ueber die Bedeutung von iḍâ ist zu vergleichen E. Burnouf, Bhâghavata-Purána, t. III, préface, p. LXVI.

8) *Wir begegnen dieser Bedeutung noch im deutschen „Schiff und Geschirr". Schiff heisst goth. skip, mittelhochd. scif, scëf, und bedeutet ursprünglich Gefäss. (Vgl. sciphi, schifelin, cimbia, Geschirr.) Graff, Althochd. Sprachschatz, VI, 455.*

9) *Man vgl. hierzu das frz. traire. Littré, Histoire de la langue française, I, 90, sagt: „traire, qui dans tout l'ancien français a le sens général de tirer, a fini par prendre le sens particulier de faire sortir le lait."* — 10) Grimm leitet Arbeit, goth. arbaiths, althochdeutsch arapeit, direct vom gothischen arbja, Erbe, her, räumt aber zugleich eine Verwandtschaft zwischen arbja und der Wurzel arjan, pflügen, ein. Er stellt arbja dem slavischen rab, Knecht, Leibeigner, Diener, gleich und glaubt sogar, dass rabota dem lateinischen labor (labos, labots) begegne, so dass labor, rabota und arbeit alle drei für dasselbe Wort anzuerkennen wären. Grimm, Wörterbuch, s. v. Arbeit.

11) *Dem Wort errand liegt eben das angelsächs. aerend (vgl. schwedisch årende) zu Grunde.*

12) *Vgl. die Ausdrücke der lat. Dichtersprache vada carina sulcare, findere; æquor arare, ære spumas maris ruere etc.*

13) Lat. remus (altirisch rám) für resmus, verwandt mit ἐρετμός. Von ἐρέτης, ἐρέσσω; ferner ὑπηρέτης, Diener, Helfer. Rostrum von rodere.

14) Vergl. Eur. Hec. 455. κώπη ἁλιήρης. Ἀμφήρης bedeutet von beiden Seiten mit Rudern versehen.

15) Von plu, πλέω, im Sanskrit; vgl. Flotte, fleet und float im Engl.

16) Andere Gleichnisse sind: ὕνις und ὕννις, Pflugschar, was Plutarch von ὗς, Eber, ableitet, indem der Rüssel des erdaufwühlenden Schweines den ersten Anlass zur Erfindung des Pfluges gegeben habe. Das latein. porca, gepflügtes Feld, wird von porcus, Schwein, abgeleitet, *worüber je-

doch Forcellini s. v. zu vergleichen ist,* und das deutsche furicha, Furche, hängt mit farah, Eber, zusammen. Vṛika, Wolf, von vraśch, zerreissen, wird im Sanskr. für Pflug gebraucht, Rv., I, 117, 21. Godaraṇa; Erdzerreisser, ist ein anderes Wort für Pflug im Sanskrit. Das gothische hoha, Wolf, ist gleich koka, Wolf, im Sanskrit. Vergl. Grimm, Deutsche Sprache, und Kuhn, Indische Studien, Vol. I, S. 321.

17) Im Thal Blackmore heisst ein Wagen plough oder plow und zull (angelsächs. syl) wird für aratrum gebraucht. Barnes, Dorset Dial., S. 369.

18) *Wir wollen beiläufig bemerken, dass auch das deutsche Wort Art in seiner gewöhnlichen Bedeutung bei der Betrachtung der von ar stammenden Wortformen nicht ganz unbeachtet bleiben darf, und verweisen auf Grimm's Wörterbuch, s. v. „Arzt“ gehört nicht hierher.*

19) Pott, Etymologische Forschungen, S. 267; Benfey, Griechisches Wurzelwörterbuch, S. 236.

20) *Man vergl. damit den bei Wechseln vorkommenden Ausdruck Respecttage.*

21) *Despiter, despeiter, despire war im Altfrz. = mépriser.*

22) Das griechische ὑπόδρα wird von ὑπὸ und δρα abgeleitet, welches letztere mit δέρκομαι, blicken, dṛiś im Sanskrit, in Verbindung steht. Im Sanskrit ist die primitivere Wurzel dṛi oder dar ebenfalls erhalten und kommt besonders in Verbindung mit der Präposition â häufig vor; tad âdṛitya in Hinsicht darauf.

23) Die Franzosen bezeichnen mit ihrem soupçon manchmal ein kleinstes Theilchen, ein fast nur vermuthetes Dasein eines Dinges; man hört: Es ist ein soupçon Cichorien in diesem Kaffee, *il a un soupçon de fièvre, un soupçon de thé u. s. w.*

24) *Vgl. Grimm, Wörterbuch. Eulenspiegel.*

25) Man vgl. generi coloniali, Colonialwaaren. Marsh, S. 263. Im Spanischen generos für Waaren.

26) Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, dass unsere Liste der von der Wurzel spec abgeleiteten Wörter keineswegs vollständig ist; hierher gehört z. B. noch specimen, spectator, spectaculum und Spectakel, spectacles (im Engl. Brille) Specialität, Spectrum, speciosus mit seinen Ableitungen u. s. w.

27) Vgl. W. von Humboldt, Verschiedenheit, S. 376; Pott, Etym. Forsch. S. 216. 311.

28) Benloew, Aperçu général, S. 28 flg. *Ganz anderer Ansicht ist indess E. Renan in seiner Histoire des langues sémitiques.*

29) *Der Verfasser dringt hier tiefer in die ursprünglichen Schichten der Sprache ein, als dies vor ihm geschehen ist. Vielleicht ist indess die Sprachwissenschaft bis jetzt nicht so weit vorgerückt, dass diese Eintheilung der Wurzeln in primäre, secundäre und tertiäre über allen Widerspruch erhaben erscheinen kann. So viel ist gewiss, dass man schon in den ältesten Zeiten, bis auf welche die philologischen Forschungen zurückgehen können, aus drei und sogar vier Buchstaben zusammengesetzte Wurzeln vorfindet, z. B. star, ausbreiten, ster-nere, στορ-έννυμι; strend, springen, scand-ere; vart, drehen, ver-tere, werden, litthauisch wart-an. [Aus der frz. Uebersetzung].*

30) Benfey, Grammatik, §. 151:

Wurzeln der 2., 3., 5., 7., 8. und 9. Classe . .	226,
Wurzeln der 1., 4., 6. und 10. Classe	1480,
mit Einschluss von 143 der 10. Classe	1706.

31) Renan, Histoire des languâges sémitiques, S. 138. Leusden hat 5642 hebräische und chaldäische Wörter im alten Testamente gezählt. Benloew schätzt die nothwendigen Radicalen im Gothischen auf 600, im gegenwärtigen Deutsch auf 250. S. 22. Pott glaubt, dass jede Sprache ungefähr 1000 Wurzeln hat. Etym. Forsch. II. S. 73. Grimm hat für die teutonische Familie eine Liste von 462 starken Verben zusammengestellt. Vgl. Grammatik, I, 1030. Pott, Etymol. Forsch. II. S. 75. Dobrowsky, Instit. linguæ Slavicæ, S. 256, giebt für die slavischen Sprachen 1605 Radicale.

32) *Nimmt man 6 Vocale (v) und 18 Conconanten (c) an, so hat man erstens 6 Wurzeln mit einfachem Vocal, danach cv und vc 216; ferner cvc 1944; ccv, da die beiden Consonanten nicht gleich sein können, höchstens 1836 und ebenso vcc 1836, welche Zahlen aber noch sehr zu verkleinern sind, da z. B. Combinationen wie bpa, tda u. s. w. unmöglich sind; demnach ist die Zahl der aus einem, zwei oder drei Buchstaben bestehenden möglichen Wurzeln mit 5838 schon zu gross angegeben und beträgt etwa 4000.* Leibniz (De arte combinatoria, Opp., t. II, p. 387, 388, ed. Dutens). Quoties situs literarum in alphabeto sit variabilis; 23 literarum linguæ Latinæ variationes sunt 25,852,016,738,884,976,640,000; 24 literarum Germanicæ linguæ 620,448,401,733,239,439,360,000. Vgl.. Pott, Etym. Forsch. II, S. 9. Jean Paul, Leben Fibels, S. 160.

33) Die Zahl in dem kaiserlichen Wörterbuch des Khang-hi beläuft sich genau auf 42,718 Wörter. Ungefähr der vierte Theil ist ausser Gebrauch gekommen und die Hälfte des Restes kann als selten vorkommend bezeichnet werden, so dass nur ungefähr 15,000 Wörter als wirklich gebräuchlich übrig bleiben. „Die genaue Zahl der classischen Wortcharaktere beträgt 42,718. Viele von ihnen sind im Neuchinesischen nicht mehr in Gebrauch, kommen aber in den kanonischen und classischen Büchern vor. Sie sind bisweilen in officiellen Documenten zu finden, wenn man einen Versuch macht, den alten Stil nachzuahmen. Eine beträchtliche Menge derselben sind Namen von Personen, Ortschaften, Bergen, Flüssen u. s. w. Um die Stelle eines kaiserlichen Geschichtsschreibers ausfüllen zu können, musste man 9000 kennen, welche in einem besondern Handbuche gesammelt waren.“ — Stanislas Julien.

34) The study of the English language by A. D'Orsey, S. 15.

35) Dies ist die Zahl der Wörter, wie sie Bunsen in dem im ersten Bande seines „Aegypten“ mitgetheilten Vocabular angiebt (S. 453—491). Obgleich übrigens mehrere dieser Wörter gleich klingen, so müssen sie doch etymologisch getrennt werden, und spätere Forschungen haben ihre Zahl noch vermehrt. Die Zahl der hieroglyphischen Gruppen in Sharpe's „Egyptian Hieroglyphics“, 1861, beläuft sich auf 2030.

36) Marsh, Lectures, S. 182. M. Thommerel giebt als Zahl der engl. Wörter in den Wörterbüchern des Robertson und Webster 43,566 an. Todd's Ausgabe des Johnson soll dagegen 58,000 enthalten und die spätern Ausgaben des Webster haben die Zahl 70,000 erreicht, wenn man die Participien des Präsens und Perfect als für sich bestehende Vocabeln zählt. Flügel hat die Zahl der Wörter in seinem eigenen Wörterbuche auf 94,464 geschätzt, wovon 65,085 einfach, 29,379 zusammengesetzt sind. Dies that er 1843, sprach aber zugleich die Hoffnung aus, dass in der nächsten Ausgabe seines Werkes die Wortzahl weit über 100,000 hinausgehen werde. Diese letztere Zahl giebt auch Marsh als das Minimum der copia vocabulorum im Englischen an. Vgl. Saturday Review, Nov. 2, 1861. „Ada-

mantinos Korais invenit in veteri Academiæ Parisiensis dictionario 29,712 contineri; in Johnsoniano (linguæ Anglicæ) 36,784; in linguæ Armeniacæ vocabulario 50,000; sed in thesauri Stephaniani editione Londinensi, 15,000.“ Vgl. Pott, Etym. Forsch. II, 78.

Varro, L. L. VI, 35. Horum verborum si primigenia sunt ad mille, ut Ciconius scribit, eorum declinationibus verborum discrimina quingenta millia esse possunt, ideo quia singulis verbis primigeniis circiter quingentæ species declinationibus fiunt. Primigenia dicuntur verba ut lego, scribo, sto, sedeo et cetera, quæ non sunt ab alio quo verbo, sed suas habent radices.

Die Zahl der deutschen Wörter ist, wenn man in ähnlicher Weise alle irgend selbständigen Wortformen und Composita für sich rechnen will, sehr bedeutend. In Grimm's Wörterbuch füllen die Wörter von A bis Fromm bereits 5744 Seiten; dies giebt, wenn man dort auf die Seite durchschnittlich nur 8 Wörter rechnet, schon gegen 46,000 Wörter.

37) Renan, Histoire des langues sémitiques, S. 138.

38) Endlicher, Chinesische Grammatik, §. 128.

39) Wenn zwei Wörter, wie jin ta, gestellt sind, kann auch das erste das Prädicat des zweiten bilden, indem das zweite als Substantiv gebraucht wird. So kann jin ta die Grösse des Mannes bezeichnen, aber in diesem Falle ist es gewöhnlicher, jin tci ta zu sagen. „Ein anderes Beispiel: chen, Tugend, jin tchi chen, die Tugend des Menschen; chen, tugendhaft, chen jin, der tugendhafte Mensch; chen, billigen, chen tchi, es billigen, gut finden; chen, gut, wohl, chen ko, gut singen.“ — Stanislas Julien.

40) Grimm, Deutsche Grammatik, Bd. II, S. 521.

41) Spenser, Shepheard's Calender, Februarie 85. ed. Collier, I, p. 25):

'Cuddie, I wote thou kenst little good
So vainly t'advaunce thy headlesse hood':

(for thy headlessness; hood is a termination denoting estate, as manhood. — T. Warton.)

42) *Man vgl. die griech. Conjugationsendungen esai = ē, asai = ē, eso = u, ferner alethesia = aletheia, das Wegfallen des Futur-s u. s. w.*

43) Wie weit übrigens dieser einfache Compositionsprocess führen konnte, sehen wir z. B. am griechischen Verbum, das durch alle Genera, Tempora, Modi, Personen u. s. w. durchconjugirt, mit den Participien und ihren Casus, gegen 1300 Formen darbietet.

Achte Vorlesung.

1) Histoire générale et système comparé des langues sémitiques par Ernest Renan. Seconde édition. Paris, 1838. *Gesenius in der Einleitung zu seinem hebr. und chaldäischen Handwörterbuche.*

2) Peschito bedeutet einfach. Das alte Testament wurde aus dem Hebräischen, das neue aus dem Griechischen um 200, vielleicht noch früher, übersetzt. Ephraim Syrus lebte um die Mitte des vierten Jahrhunderts. Während des 8. und 9. Jahrhunderts wirkten die syrischen Nestorianer als Lehrer der Araber. Ihrer literarischen und intellectuellen Ueberlegenheit gingen sie aber im 10. Jahrh. verlustig. Nur Gregorius Barhebræus

(Abulfaradsch, † 1286) wusste dieselbe wieder eine Zeit lang zu behaupten. Vgl. Renan, S. 258. *Gesenius, S. XV.*

3) Perkins und Stoddard; der letztere veröffentlichte in dem Journal der amerikanischen orientalischen Gesellschaft (Vol. V, 1) eine neusyrische Grammatik.

4) Der folgende Auszug aus Allons Memoir of Sherman mag zeigen, wie leicht selbst intelligente Männer sich in Bezug auf Sprachen und deren Verwandtschaft selbst täuschen oder von andern täuschen lassen. „Ich werde nie vergessen, wie sehr erfreut Sherman über die Entdeckung war, dass Dr. Nolan, der rein irisch sprach und Asaad y'Kijatt aus Beyrut, der syro-phönizisch sprach, sich einander verständlich machen und unterreden konnten. Dadurch schien die seit langer Zeit erörterte Streitfrage, ob Irland zuerst von phönizischen Seeleuten colonisirt worden sei, auf einmal zu einem Abschluss gelangt zu sein." S. 215.

5) Renan, S. 214 flg. „Le chaldéen biblique serait un dialecte araméen légèrement hébraisé."

6) Tarjam heisst im Arabischen erklären; das arabische tarjamân ist = Dragoman, Dolmetscher. *Letzteres ist ein slavisches Wort, vgl. Grimm s. v.*

7) Die ältesten Targums sind die des Onkelos und Jonathan im zweiten Jahrh. nach Chr. Andere sind viel später, sogar erst nach dem Talmud geschrieben. Renan, S. 220.

8) Renan, S. 220—222.

9) Der Talmud (d. i. Lehre) besteht aus der Mischna und Gemara. Mischna heisst Wiederholung, nämlich des Gesetzes. Sie wurde um 218 von Jehudá gesammelt und niedergeschrieben. Die Gemara ist eine Fortsetzung und ein Commentar der Mischna; die von Jerusalem wurde gegen Ende des vierten, *vielleicht schon früher*, die von Babylon gegen das Ende des fünften Jahrhunderts beendigt. *Vgl. Gesenius, Einleitung zum Handwörterb. S. XXIV flg.*

10) Zuerst gedruckt in der rabbinischen Bibel, Venedig, 1525.

11) Quatremère, Mémoire sur les Nabatéens, S. 189.

12) Renan, S. 241. — 13) S. Renan, 237.

14) Quatremère, Mémoire sur les Nabatéens, S. 116.

15) Ibn Washiyyah war Muhamedaner, seine Familie hatte sich aber erst in drei Generationen zum Islam bekehrt. Er übersetzte eine Sammlung nabathäischer Bücher. Drei davon sind uns erhalten: 1) Der nabathäische Ackerbau, 2) das Buch über Gifte, 3) das Buch des Babyloniers Tenkelusha (Teucros); ausserdem Bruchstücke des Buches der Geheimnisse der Sonne und des Mondes. Der nabathäische Ackerbau wurde von Quatremère (Journal Asiatique, 1835) in die Periode zwischen Belesis, der die Babylonier von ihren medischen Herren befreite, und die Einnahme Babylons durch Cyrus verlegt. Prof. Chwolson in St. Petersburg, welcher alle Handschriften des Werks untersucht hat, setzt Kuthami in den Anfang des 13. Jahrhunderts v. Chr.

16) Renan, Mémoire zur l'âge du livre intitulé Agriculture Nabatéenne, S. 38. Paris, 1860; Times, 31. Jan. 1862.

17) *Vgl. Gesenius, Einl. zum Wörterb. S.XXII flg.*

18) Einige vortreffliche Artikel über die weiter abliegenden Glieder der semitischen Sprachfamilie hat Dr. Lottner in den Transactions of the Philological Society, 1861, S. 20 (On the Sister Families of Languages, especially those connected with the Semitic Family) veröffentlicht. Die Verwandtschaft dieser Sprachen mit dem Arabischen, Hebräischen und Sy-

rischen ist indess kaum so eng und bestimmt, wie der Ausdruck Schwesterfamilie anzudeuten scheint.

19) Siehe Max Müller's Brief über die turanischen Sprachen, S. 62.

20) Renan, Histoire des langues sémitiques, S. 137.

21) Pococke, Notes to Abulfaragius, S. 153; Glossology, S. 352.

22) *Ueber diese drei Sprachstufen oder Perioden und über die bei einer natürlichen Classification der Sprachen zu befolgende Methode sind zwei Aufsätze Baudry's in der Revue archéologique (janvier et février 1864) zu vergleichen, unter dem Titel: De la science du langage et de son état actuel.* — 23) Endlicher, Chines. Gramm., S. 223. — 24) Ebenda, S. 339.

25) „In diesem Worte bedeutet tse (tseu) nicht Sohn; es ist ein häufig nach Nominibus, Adjectivis und Verbis vorkommender Zusatz. So ist lao, alt, + tseu Vater; nëi das Innere, + tseu ist Weib; hiang, Duft, + tseu ist Gewürznelke; hoa, betteln, + tseu, ein Bettler; hi, spielen, + tseu, ein Schauspieler." — Stanislas Julien.

26) M. Müller's Brief über die turanischen Sprachen, S. 24.

27) Survey of Languages, S. 90.

28) Der Abbé Molina versichert, dass die Sprache von Chili von unregelmässigen Formen durchaus frei ist. Du Ponceau, Mémoire, S. 90.

29) Brief über die turanischen Sprachen, S. 206.

30) *Ein für die Kenntniss des Kalmükischen überaus wichtiges Werk ist vor kurzem in Leipzig (bei Brockhaus) erschienen. Es sind die Erzählungen oder Mährchen des Siddhi-kür, kalmükischer Text mit deutscher Uebersetzung und einem kalmükischen Wörterbuch. Herausgegeben von B. Jülg. Das Kalmükische ist eigentlich der Schlüssel zum Mongolischen.*

31) Der Professor Pott weist in der zweiten Ausgabe seiner „Etym. Forschungen" (II, 118) auf ähnliche Verbalbildungen im Arabischen, in der Gallas-Sprache u. s. w. hin. Analoge Formen existiren auch nach Dr. Gundert im Tulu, sie sind aber noch nicht so glücklich analysirt worden, wie im Türkischen. So heisst im Tulu malpuwe, ich thue; malpéwe, ich thue gewöhnlich; maltürüwe, ich thue auf einmal; malpâwe, ich lasse thun, bewirke, dass gethan werde; malpawâye, ich bewirke, dass nicht gethan werde. (In allen diesen Formen ist eigentlich mal zu schreiben.)

32) *Nach einer mir von Pesth aus gütigst übersandten Notiz lauten die sechs ungarischen Formen: atyám, atyád, attya, atyánk, atyátok, attyuk. Die vollständige Form für „sein Vater" würde atyá-ja lauten, wofür J. L. Dallos in seinem praktischen Lehrgang der ungarischen Sprache, S. 120, atyja angiebt. Die besitzanzeigenden Suffixe werden überhaupt in tieflautende und hochlautende unterschieden; das tieflautende ja verwandelt sich für die hochlautende Form in je z. B. körté-je, seine Birne; jok, das vollständige Suffix der dritten Person Pluralis in jök z. B. almá-jok ihr Apfel, aber körté-jök, ihre Birne.*

33) Von diesen kann ich nur eine tabellarische Uebersicht am Ende dieser Vorlesungen geben und bemerke, dass genauere Angaben in meinem „Briefe über die turanischen Sprachen" zu finden sind. Die gangetischen und lohitischen Dialecte sind die unter dem Namen Bhotîja begriffenen.

34) Der Professor Boller aus Wien, welcher in den Verhandlungen der Wiener Akademie eine sehr genaue Analyse der turanischen Sprachen gegeben hat, hat vor Kurzem den turanischen Charakter des Japanesischen festgestellt.

35) Letter on the Turanian Languages, S. 75.

36) Die entgegengesetzte Ansicht, nämlich dass eine genealogische Zusammenstellung der verschiedenen Menschenracen die Classification der

verschiedenen jetzt auf der Erde gesprochenen Sprachen am besten vorbereiten und zum Abschluss bringen werde, wird von Darwin verfochten, Origin of Species, S. 422.

37) M. Stanislas Julien bemerkt, dass die zahlreichen Composita, welche im Chinesischen vorkommen, den weitverbreiteten Einfluss des Agglutinationsprincips in jener Sprache beweisen. Es ist Thatsache, dass im Chinesischen jeder Wortlaut viele Bedeutungen hat; um nun Zweideutigkeiten zu vermeiden, folgt dem einen Wort häufig ein anderes, welches mit ihm in jener besondern Bedeutung, die der Sprechende demselben beilegen will, übereinstimmt. So bedeutet:

chi-youen	(Beginnen-Ursprung)	=	Beginn;
ken-youen	(Wurzel-Ursprung)	=	Anbeginn;
youen-chi	(Ursprung-Beginnen)	=	Uranfang;
meï-miai	(schön-bemerkenswerth)	=	schön;
meï-li	(schön-zierlich)	=	schön;
chen-youen	(bezaubernd-lieblich)	=	schön;
yong-i	(leicht-thunlich)	=	auf leichte Weise;
tsong-yong	(gehorchen-leicht)	=	auf leichte Weise.

Um den Begriff des „sich Rühmens“ auszudrüchen, sagen die Chinesen king-koua, king-fa etc., wo beide Wörter dieselbe Bedeutung haben. Dies eigenthümliche System der Juxtaposition kann jedoch nicht für eine Agglutination im eigentlichsten Sinne des Wortes gehalten werden. *Der Chinese liebt es überhaupt, eine Vorstellung dadurch recht lebendig zu erwecken, dass er ihre Hauptmomente in mehrern — manchmal sogar vier — Wurzeln zusammenstellt. Auch verbindet er gern die besondere Vorstellung mit der allgemeinen oder stellt Synonyma zusammen, wie etwa im Deutschen Schiff und Geschirr, Sack und Pack, Art und Weise, gänge und gebe.* — 38) Turanian Languages, S. 24.

39) Diese Outlines of the Philosophy of Universal History bildet den dritten und vierten Band von Bunsen's Werk: „Christianity and Mankind“ in 7 Bänden (London, 1854, Longman), und werden auch besonders verkauft. Der angeführte Brief steht Band I, S. 263—521.

40) Göttingische gelehrte Anzeigen, 1855, S. 298.

41) Ebenda, S. 302, Anm. — 42) „Hier laufen die Linien zusammen, indem sie in die geologischen Epochen zurückgehen, und zeigen auf Schlüsse hin, welche nach Darwin's Theorie unvermeidlich, aber schwerlich willkommen sind. Schon der erste Schritt rückwärts macht die Neger und Hottentotten zu unsern Blutsverwandten, mag auch die Vernunft oder die Schrift nichts dagegen einzuwenden haben, jedenfalls doch unser Stolz.“ Asa Grey, „Natural Selection not inconsistent with Natural Theology,“ 1861, S. 5.

„Eine gute Wirkung offenbart sich bereits, dass sie die, welche die Hypothese einer Vielfältigkeit der menschlichen Species vertheidigen, befähigt, die doppelte Unsicherheit ihrer Ansicht zu erkennen. Wenn man zugiebt, dass die Menschenracen einer Species angehören, so dürfte man doch erwarten, dass daraus der weitere Satz, dass sie auch von gemeinsamen Ursprung sind, folge. Diejenigen, welche einräumen, dass sie von einer Species sind, müssen zugleich zugeben, dass sie sich in stark hervortretende und beharrliche Abarten sondern und spalten konnten, während andererseits die, welche verschiedene oder zahlreiche Menschenarten anerkennen, wohl kaum behaupten können, dass solche Arten in dem ge-

wöhnlichen Sinne des Worts uranfänglich und übernatürlich waren.“ Asa Grey, Nat. Sel., S. 54.

43) Der Prof. Pott, der berühmteste Verfechter des polygenetischen Dogma's, hat die Nothwendigkeit, mehr als einen Uranfang für die Menschenrace und Sprache anzunehmen, in einem Artikel in den Jahrbüchern der (deutschen) orientalischen Gesellschaft vertheidigt (IX, 405), „Max Müller und die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft,“ 1855; ferner in einer Abhandlung: „Die Ungleichheit menschlicher Rassen,“ 1856, und in der neuen Ausgabe seiner „Etymologischen Forschungen, 1861.

Neunte Vorlesung.

1) Dugald Stewart, Vol. III, S. 35.

2) Nach Herder, wie er in H. Steinthal's „Ursprung der Sprache (S. 39) citirt wird. — 3) „Wenn wir auf allen diesen Pfaden der Forschung weit zurückreisen, gewinnen die frühern Partien ein von der Gegend, bis zu welcher wir schon vorgeschritten sind, durchaus verschiedenes Aussehen; aber in allen Fällen verliert sich der Pfad, während man ihn bis zu seinem Anfangspunkte zurückverfolgt, in Dunkelheit; — er entzieht sich nicht bloss unserm Auge, sondern auch unserer Einbildungskraft; es ist nicht bloss eine Unterbrechung, sondern ein Abgrund, der uns von jedem denkbaren Anfange der Dinge scheidet.“ Whewell, Indications, S. 166.

4) „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müsste er schon Mensch sein.“ — W. v. Humboldt, Sämmtliche Werke, Bd. III, S. 252. Denselben Gegenstand sucht Süssmilch in seinem „Versuch eines Beweises, dass die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe“ (Berlin, 1766), erschöpfend zu behandeln.

5) Farrar, Origin of Language, p. 10; Grimm, Ursprung der Sprache, S. 32. Das Wort βεκός, welches diese Kinder, wie berichtet wird, ausgesprochen haben sollen und das in der phrygischen Sprache Brod bedeutet, und, so wie man annahm, beweisen sollte, dass das Phrygische die Ursprache der Menschheit sei, — dieses bekos ist derselben Wurzel entsprossen, die dem deutschen backen (engl. to bake) zu Grunde liegt. (Vgl. Grimm, s. v. backen.) Wie diese unglücklichen Kinder zu der Idee gebackenen Brodes, die die Ideen Korn, Mühle, Ofen, Feuer u. s. w. mit in sich begreift, kamen, dies scheint den alten ägyptischen Weisen nie auffällig gewesen zu sein.

6) „L'usage de la main, la marche à deux pieds, la ressemblance, quoique grossière, de la face, tous les actes qui peuvent résulter de cette conformité d'organisation, ont fait donner au singe le nom d'**homme sauvage** par des hommes à la verité qui l'étaient à demi, et qui ne savaient comparer que les rapports extérieurs. Que serait-ce, si, par une combinaison de nature aussi possible que toute autre, le singe eût eu la voix du perroquet, et, comme lui, la faculté de la parole? Le singe parlant eût rendu muette d'étonnement l'espèce humaine entière, et l'aurait séduite au point que le philosophe aurait eu grand'peine à démontrer qu'avec tous ces beaux attributs humains le singe n'en était pas moins une bête. Il est donc heureux, pour notre intelligence, que la nature ait séparé et placé, dans deux espèces très différentes, l'imitation de la parole et celle de nos gestes.“ — Buffon, citirt von Flourens, S. 77.

7) Discours de la méthode, Ve partie (10).

8) Leibniz, Opera philosophica, 1840, p. 205.

9) Hom. Odyss., 17, 300.

10) The evident marks of reasoning in the other animals, — of reasoning which I cannot but think as unquestionable as the instincts that mingle with it.“ — Brown, Works, Vol. I, S. 446.

11) Flourens, De la Raison, S. 51.

12) Zugeben, dass die Thiere gewisse Gaben des Geistes mit dem Menschen gemein haben — Verlangen, Zuneigung, Gedächtniss, einfache Einbildungskraft oder das Vermögen, die in die Sinne aufgenommene Vergangenheit in geistigen Bildern zu reproduciren, und selbst Urtheil von der einfachsten, anschaulichen Art, — dass sie vergleichen und urtheilen (Mem. Amer. Acad. 8, S. 118) — heisst so viel als einräumen, dass der Verstand der Thiere thatsächlich, so weit wir dies erkennen, wie Menschenverstand wirkt; denn die Logiker sagen uns, dass alles verständige Nachdenken auf eine Reihe einfacher Urtheile zurückgeführt werden kann. Aristoteles erklärt auch, dass selbst die Rückerinnerung, welche, wie wir annehmen, das Wiedererzeugen des sinnlich wahrgenommenen Vergangenen in geistigen Bildern ist, eine Art vernünftigen Schliessens ist (*τὶ ἀναμιμνήσκεσθαί ἐστιν οἷον συλλογισμός τις*). Asa Grey, Natural Selection etc. S. 58. Anm.

13) Conscience, Boek der Natuer, VI, citirt von Marsh, S. 32.

14) 2. Buch, 11. Kap. §. 10.

15) *Vgl. Dr. H. Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachenbaues. S. 116.*

16) Ich bedaure, dass die hier gebrauchten Ausdrücke bei manchen meiner Recensenten Anstoss erregt haben. Sie wurden nur angewandt, weil die Bezeichnungen onomatopöische und interjectionale Theorie eben auch nicht besser klangen und nicht sehr deutlich waren. Eine Geringschätzung gegen Diejenigen, welche der einen oder andern Theorie huldigen, ist dabei durchaus nicht beabsichtigt worden und zwar um so weniger, da einige dieser Männer Gelehrte sind, vor deren Leistungen in der vergleichenden Sprachforschung ich die grösste Achtung habe.

17) Ein vollständigerer Bericht über die Ansichten Herder's und anderer Philosophen über den Ursprung der Sprache ist in Steinthal's brauchbarer kleiner Schrift „Der Ursprung der Sprache, Berlin, 1858“ zu finden. *Ferner vergl. man M. Renan, Origine du langage, S. 137—149.*

18) Farrar, S. 74.

19) Pott, Etymologische Forschungen, I, 87; Zeitschrift, III, 43.

20) S. Boehtlingk und Roth, Sanskrit Dict. s. v.

21) Vgl. Hitopadeśa I, 76, wo rauti sowohl von dem Summen der Mücken als von den Schmeicheleien gebraucht wird, die uns ein Feind in das Ohr flüstert.

22) S. Boehtlink und Roth, Sanskrit-Dict. unter Kar, 2; Lassen, Anthol. 203.

23) Vgl. Bopp, Vergleichende Grammatik, §. 949.

24) Ebendaselbst, §. 943.

25) Bopp, Vergl. Gr. §. 837; Curtius, Grundzüge, 1, S. 167; Hugo Weber in Kuhn's Zeitschrift, X, S. 257. *Die Zusammenstellung von korax und phylax ercheint etwas bedenklich.*

26) Curtius, Grundzüge, I, S. 145, 147.

27) Die nachstehenden Bemerkungen über die interjectionale Theorie aus Yâskas Nirukta, einem vor Pâṇini geschriebenen Werke, das desshalb

wenigstens dem vierten Jahrhundert vor Chr. angehört, dürften von Interesse sein.

Nachdem Yâska erwähnt hat, dass Wörter, wie Löwe und Tiger oder Hund und Krähe auf Menschen angewendet werden können, um entweder Bewunderung oder Verachtung auszudrücken, fährt er fort: kâka, Krähe, ist eine Tonnachahmung (kâku-kâku, nach Durga) und dies findet in Bezug auf Vögel sehr häufig statt. Aupamanyava behauptet dagegen, dass eine Nachahmung des Tones nie stattfinde. Er leitet desshalb kâka, Krähe, von apakâlayitavya ab, d. h. einem Vogel, der weggejagt werden soll; tittiri, Rebhuhn, von tar, hüpfen, oder von tilamâtrachitra, mit kleinen Flecken u. s. w.

28) *Vgl. den interessanten Artikel über Donner in Grimm's Wörterbuch.* — 29) Eine secundäre Wurzel ist stan, tönen, woher stanitam, das Rasseln des Donners; stanayitnu, Donner, Blitz, Wolke (s. Wilson's Wörterbuch); griech. στένω, stöhnen, und seine zahlreichen Ableitungen. Professor Bopp (Vergleichende Grammatik, §. 3) und Prof. Kuhn (Zeitschr. IV, 7) betrachten stan als die primitive Form; Prof. Pott (Etym. Forsch. II, 293) behandelt stan als von tan gebildet.

30) „Lo nome d'Amore è sì dolce a udire, che impossibile mi pare, che la sua operazione sia nelle più cose altro che dolce, conciossiacosachè i nomi seguitino le nominate cose, siccome è scritto: Nomina sunt consequentia rerum.“ — Dante, Vita Nuova, Opere Minori. Firenze, 1837, Tom. III, S. 289.

31) Siehe Pictet, Aryas Primitifs, S. 381.

32) Im Chinesischen ist die Zahl der imitirenden Wortlaute sehr beträchtlich. Sie werden meist phonetisch geschrieben und das Unterscheidungszeichen „Mund“ wird ihnen angehängt. Wir führen eine kleine Anzahl nebst den entsprechenden Lauten im Mandschu an. Der Unterschied zwischen beiden Sprachen wird zeigen, wie verschieden derselbe Naturlaut in verschiedenen Ohren erklingt und wie verschieden diese Töne in die articulirte Sprache übertragen werden:

	Chinesisch.	Mandschu.
Der Hahn kräht,	kiao kiao,	dchor dchor.
Die wilde Gans schreit,	kao kao,	kôr kor.
Der Wind und Regen rauscht,	siao siao,	chor chor.
Wagen rasseln,	lin lin,	koungour koungour.
Zusammengekoppelte Hunde,	ling-ling,	kalang kalang.
Ketten,	tsiang-tsiang,	kiling kiling.
Glocken,	tsiang-tsiang,	tang tang.
Trommeln,	kan kan,	tung tung.

33) Ὁ γὰρ Ἐπίκουρος ἔλεγεν, ὅτι οὐχὶ ἐπιστημόνως οὗτοι ἔθεντο τὰ ὀνόματα, ἀλλὰ φυσικῶς κινούμενοι, ὡς οἱ βήσσοντες καὶ πταίροντες καὶ μυκώμενοι καὶ ὑλακτοῦντες καὶ στενάζοντες. — Lersch, Sprachphilosophie der Alten, I, 40. Vgl. Diog. Laert. X, §. 75. Die Angabe ist dem Proclus entnommen; ich zweifle aber, ob er Epikurs Ansicht richtig wiedergegeben hat.

34) Diversions of Purley, S, 32.

35) *Lucian, περὶ ὀρχήσεως, Cap. 64.*

36) Die folgende Liste von chinesischen Interjectionen dürfte vielleicht nicht uninteressant sein; hu drückt Erstaunen aus; fu dasselbe; tsai Bewunderung und Billigung; ei Noth; tsie wird zum Anrufen gebraucht; tsie tsie zur Aufmunterung; a'i drückt Verachtung aus; 'uhu Schmerz; schin-i ach, fürwahr; pŭ sin ach! ngo halt! In vielen Fällen waren die Inter-

jectionen ursprünglich Wörter, so wie das französische hélas von lassus, müde, elend, herzuleiten ist. Diez, Lexicon Etymologicum, s. v. lasso.

38) Sir W. Hamilton's Lectures, II, p. 319.

39) Nouveaux Essais, lib. III, c. 1. p. 297 (Erdmann); Sir W. Hamilton, Lectures, II, p. 324.

40) Pott, Etymologische Forschungen, p. 324 flg.

41) Benfey, Griech. Wurzel-Lex., S. 611. Von sku oder ku stammt auch σκῦτος, cutis, Haut. *Specus, spelunca, spelæum hängt offenbar mit dem griechischen σπέος, σπῆλυγξ, σπήλαιον zusammen.*

42) In Somersetshire heissen die grossen Abzugsgräben, welche das überflüssige Wasser aus dem Sedgemoor-Distrikte ableiten, im Munde des Volkes rhines, womit das deutsche „Rinne" zu vergleichen ist. *Die französischen Bearbeiter machen darauf aufmerksam, dass wahrscheinlich auch die Namen Arno, Orne, Arnon und anderer europäischen Flüsse mit der Wurzel von „Rhein" zusammenhängen. Vgl. die interessante Studie M. Albert Réville's in der Revue des Deux-Mondes, Ier février 1864, sur les aucêtres des Europeens aux temps antéhistoriques, S. 710.*

43) Sir William Hamilton (Lectures on Metaphysics, II, S. 327) hält an einer zwischen Adam Smith und Leibniz in der Mitte liegenden Ansicht fest." „Wie unsere Erkenntniss, sagt er, vom Verwirrten zum Deutlichen, vom Unbestimmten zum Bestimmten fortschreitet, so drückt auch die Sprache im Munde der Kinder zuerst weder das präcis Allgemeine, noch das bestimmt Individuelle, sondern das Vage und Verworrene aus und aus diesem durch Generification Universellen wird durch Specification und Individualisation das Besondere und Einzelne herausgearbeitet." Einige weitere Bemerkungen über diesen Punkt sind in der Literary Gazette, 1861, S. 153 nachzulesen.

44) „Wir bekommen den Eindruck des Fallens einer grossen Wassermasse, welche fortwährend von derselben Höhe und unter denselben Schwierigkeiten herabstürzt. Das Zerstieben der Wassertropfen, die Bildung des Schaumes, der Klang des Wasserfalles mit seinem Brausen und Schäumen, wird fortwährend durch dieselben Ursachen hervorgebracht und bleibt sich folglich auch fortwährend gleich. Der von allen diesen Erscheinungen auf uns hervorgebrachte Eindruck wird ohne Zweifel zuerst als verschiedenartig gefühlt, aber er bildet bald ein Ganzes oder, mit andern Worten, wir fühlen die ganze Mannigfaltigkeit der isolirten Eindrücke als das Werk einer grossen physischen Thätigkeit, welche aus der besondern Beschaffenheit dieser Naturstelle hervorgeht. Wir können, bis uns weitere Aufschlüsse gegeben werden, alles in dem Phänomen fixirte Naturgedanken nennen." — Oersted, Esprit dans la Nature, S. 152.

45) „Ce qui trompe l'homme, c'est qu'il voit faire aux bêtes plusieurs des choses qu'il fait, et qu'il ne voit pas que, dans ces choses-la même. les bêtes ne mettent qu'une intelligence grossière, bornèe, et qu'il met, lui, une intelligence doublée d'esprit." — Flourens, De la Raison, p. 73,

46) S. Heyse, System der Sprachwissenschaft, S. 97.

47) Vgl. Pott, Etym. Forsch., II, 96.

48) Das englische Wort für Halsbräune, quinsy, bietet ein sehr schlagendes Beispiel zu den durch den lautlichen Verfall hervorgerufenen Formverwüstungen. Die Wurzel anh ist hier ganz und gar verschwunden und doch war sie ursprünglich im Worte, denn quinsy ist das griechische κυνάγχη, Hundebräune (franz. esquinancie) *vgl. ὑάγχη, Bräune bei Schweinen und das deutsche Wort Strengel für Pferdebräune.* S. Richardson's Dictionary s. v. quinancy.

49) *Man vergleiche noch ἄγχι, ἀγχόνη etc. Dem deutschen Wort Schlange liegt natürlich wieder ein anderer Begriff zu Grunde.*

50) Kuhn, Zeitschrift, I, 152, 355.

51) Griechisch χαμαὶ, Zend zem, Lithauisch zeme und żmenes homines. S. Bopp, Glossarium Sanscritum, s. v. *Das griech. ἄνθρωπος liegt davon weit ab.*

52) S. Windischmann, Fortschritt der Sprachenkunde, S. 23.

53) Vgl. Yates, Sanskrit Grammar, q. XVIII.

54) Farrar, Origin of Language, p. 85. „Das Kamel", Extrait des Mémoires de l'Académie de Vienne, classe de philosophie et d'histoire, t. VII. „Ein arabischer Sprachforscher verfasste, wie es heisst, ein Werk über die Namen des Löwen, der Zahl nach 500; ein anderes über die der Schlange, der Zahl nach 200. Firuzabadi, der Verfasser des Kamus, soll ein Buch über die Namen des Honigs geschrieben haben und gesteht, dass es, nachdem mehr als achtzig aufgezählt waren, noch unvollständig geblieben sei. Derselbe Schriftsteller versichert, dass wenigstens 1000 Wörter vorhanden sind, um das Schwert zu bezeichnen, und andere haben, was glaublicher ist, vierhundert für „Unglück" gefunden. In solchen Angaben mag freilich auch manche Fabel und Uebertreibung stecken." — E. Renan, Origine du Langage, S. 141. Histoire des Langues Sémitiques, S. 377.

55) Θήσω τὰ μὲν φύσει λεγόμενα ποιεῖσθαι θείᾳ τέχνῃ.

56) Diese Ansicht wurde vor geraumer Zeit vom Professor Heyse in den Vorlesungen in Vorschlag gebracht, welche derselbe in Berlin hielt und die nach seinem Tode von einem seiner Schüler, dem Dr. Steinthal, sorgfältig herausgegeben wurden. Die Thatsache, dass Holz, Metalle, Saiten u. s. w., wenn man sie anschlägt, Schwingungen machen und erklingen, kann natürlich nur als ein erläuterndes Beispiel, nicht als eine Erklärung benutzt werden. Das dem Menschen in seinem Urzustande eigenthümliche Vermögen, durch welches jeder von Aussen wirkende Einfluss seinen vocalen Ausdruck von Innen erhielt, muss gewissermassen als ein Ultimatum, als eine letzte Thatsache, über die man nicht weiter hinaus kann, angenommen werden. Jenes Vermögen muss im Menschen vorhanden und wirksam gewesen sein, weil die Wirkungen desselben noch immer fortbestehen. Analogien aus der leblosen Welt sind indess nicht unbrauchbar und weiterer Prüfung werth,

57) Dr. Murray's Urwurzeln waren: ag, bag, dwag, cwag, lag, mag, nag, rag und swag.

58) Curtius, Griechische Etymologie, S. 13. Dr. Schmidt leitet alle griechischen Wörter von der Wurzel e her und alle lateinischen von dem Erzradical hi.

59) Endlicher, Chinesische Grammatik, S. 163.

60) System der Sprachwissenschaft, S. 16.

61) Vgl. Schleicher, Deutsche Sprache, S. 144.

62) Marsh, S. 388.

Anhang.

Nr. 1. Genealogische Tafel der arischen Sprachfamilie.

Arische Familie.

Lebende Sprachen.	Todte Sprachen.	Zweige.	Classen.	Abtheilung
Dialekte von Indien	Prakrit u. Pali — Neueres Sanskrit — Veda-Sanskrit		Indische	Südliche Abtheilung
„ der Zigeuner				
„ von Persien	Parsi — Pehlwi — Keil-Inschriften — Zend			
„ „ Afghanistan				
„ „ Kurdistan			Iranische	
„ „ Armenien	Alt-Armenisch			
„ der Osseten				
„ von Wales		Cymrischer		Nördliche Abtheilung
„ der Bretagne				
„ +	Cornisch		Celtische	
„ von Schottland		Gadhelischer		
„ „ Irland				
„ „ Man				
„ „ Portugal				
„ „ Spanien				
„ der Provence	Langue d'oc			
„ von Frankreich	Langue d'oil			
„ „ Italien	} Lingua vulgaris {Oscisch, Lateinisch, Umbrisch}		Italische	
„ der Wallachei				
„ von Graubündten				
„ „ Albanien			Illyrische	
„ von Griechenland	*Κοινή* {Dorisch-Äolisch, Attisch-Jonisch}		Hellenische	
„ „ Lithauen				
„ +	Alt-Preussisch	Lettischer		
„ „ Kurland und Livland (Lettisch)				
„ der Bulgarei	Kirchen-Slavisch			
„ von Russland (Gross-, Klein-, Weiss-Russisch		Süd-ost-slavischer	Wendische	
„ „ Illyrien (Slav., Croat., Serb.)				
„ „ Polen				
„ „ Böhmen (Slovakisch)	Alt-Böhmisch	West-slavischer		
„ der Lausitz	Polabisch			
„ von Deutschland	Mittel-Hochdeutsch, Alt-Hochdeutsch	Hochdeutscher		
„ +	Gothisch			
„ „ England	Angelsächsisch			
„ „ Holland	Alt-Holländisch	Niederdeutscher		
„ „ Friesland	Alt-Friesisch		Germanische	
„ „ Nord-Deutschland (Platt-Deutsch)	Alt-Sächsisch			
„ „ Dänemark				
„ „ Schweden	Alt-Norsisch	Scandinavischer		
„ „ Norwegen				
„ „ Island				

Nr. II. Genealogische Tafel der semitischen Sprachfamilie.

Lebende Sprachen.	**Todte Sprachen.**	**Classen.**	
Dialekte des Arabischen	Aethiopisch	Arabische oder südliche	Semitische Familie.
,, des Amharischen	Himyaritische Inschriften		
+			
,, der Juden .	Biblisches Hebräisch	Hebräische oder mittlere	
+	Samaritanisch (Pentateuch, 3. Jahrh. v. Chr.)		
+	Carthagische, Phönizische Inschriften .		
+	Chaldäisch (Masora, Talmud, Targum, Bibl. Chaldäisch	Aramäische oder nördliche	
,, des Neu-Syrisch.	Syrisch (Peschito, 2. Jahrh. n. Chr.) . .		
+	Keil-Inschriften von Babylon und Niniveh .		

Nr. III. Genealogische Tafel der turanischen Sprachfamilie.

Nördliche Abtheilung.

Lebende Sprachen.	Todte Sprachen.	Zweige.	Classen.	
Dialekte der Tschapogiren (Ober-Tunguska)		westlicher	Tungusische	Nördliche Abtheilung. Turanische Familie.
,, ,, Orotongen (Nieder-Tunguska)				
,, ,, Einw. v. Njertschinsk				
,, ,, Lamuten (Küste von Ochotsk),		östlicher		
,, von Mandschu (China)				
,, der Scharra-Mongolen (Süd-Gobi)		östlich od. eig. mongolischer	Mongolische	
,, ,, Khalkhas (Nord-Gobi)				
,, ,, Scharaigol (Tibet und Tangut)				
,, ,, Tschotschot (Kuku-Noor, blauer See)	Oelöt oder Kalmüken.	westlich mongolischer		
,, ,, Dsungaren				
,, ,, Torguten				
,, ,, Dürbeten				
,, ,, der Aimaken (d. i. der Stämme Persiens)				
,, ,, Sopkas (Tibet)				
,, ,, Burjäten (am Baikalsee)		nördl. mongol.		
,, ,, Uiguren		Tschagataischer, südöstl.	Türkische	
,, ,, Komanen				
,, ,, Tschagatais				
,, ,, Usbeken				
,, ,, Turkmannen				
,, ,, Einwohner von Kasan				
,, ,, Kirgisen		Türkischer, nördlicher		
,, ,, Baschkiren				
,, ,, Nogayen				
,, ,, Kumanen				
,, ,, Karachayen				
,, ,, Karakalpaken				
,, ,, Metscherjäken				
,, ,, Einw. Sibiriens				
,, ,, Jakuten				
,, ,, Bew. von Durbend		Türk. westl.		
,, ,, ,, Aderbijan				
,, ,, ,, Krim				
,, ,, ,, Anatolien				
,, ,, ,, Rumelien				
,, ,, Jurazen		nördlicher	Samojedische	
,, ,, Tawgi				
,, ,, Jenesseiskischen Ostj.				
,, ,, Ostjäk. Samojeden		östlicher		
,, ,, Kamas				
,, ,, Ungarn		Ugrischer	Finnische (Uralische)	
,, ,, Wogulen				
,, ,, Ugro-Ostjäken				
,, ,, Tscheremissen		Bulgarischer		
,, ,, Mordwinen				
,, ,, Permier		Permischer		
,, ,, Syrjänen				
,, ,, Wotjäken				
,, ,, Lappen		Tschudischer		
,, ,, Finnen				
,, ,, Esthen				

Nr. IV. Genealogische Tafel der turanischen Sprachfamilie.

Südliche Abtheilung.

Lebende Sprachen.	Todte Sprachen.	Zweige.	Classen.	
Dialekte der Siamesen				Turanische Familie. Südliche Abtheilung.
„ von Ahom				
„ von Laos			Taische	
„ von Khamti				
„ von Schan (Tenasserim)				
„ der malayischen und polynesischen Inseln (s. Humboldt, Kawi-Sprache)			Malayische	
„ von Tibet				
„ von Horpa (nw. Tibet, Bucharei)				
„ von Thotschu-Sifan (nö. Tibet, China)		Transhimalajischer		
„ von Gyarung-Sifan (nö. Tibet, China)				
„ von Manyak-Sifan. (nö Tibet, China)				
„ von Takpa (W. von Kwombo)				
„ von Kenaveri (Setledsch-Becken)				
„ von Sarpa (W. d. Gandakéischen Beckens)				
„ von Sunwár (Gandakéisches Becken)				
„ von Gurung (Gandakéisches Becken)			Gangetische	
„ von Magar (Gandakéisches Becken)				
„ von Newár (zwischen dem gandakéischen und koséischen Becken)		Subhimalajischer		
„ von Murmi (zwischen dem gandakéischen und koséischen Becken)				
„ von Limbú (Koséisches Becken)				
„ von Kiranti (Koséisches Becken)				
„ von Lepcha (Tischtéisches Becken)				
„ von Bhutan (Manaséisches Becken)				
„ von Chepang (Nepal-Terai)				
„ von Burma (Burma und Arakan)				
„ von Dhimál (zwischen Konki u. Dhorla)				
„ von Kachari-Bodo (Migrat ,80—93½° ö. L. und 25—27° d. Breite)				
„ von Garo (90—91° ö. L. u. 25—26° d. B.)				
„ von Changlo (91—92° ö. Länge)				
„ von Mikir (Nowgong)				
„ von Dophla (92° 50′—97° ö. Länge)				
„ von Miri (94—97° ö. Länge ?)				
„ von Abor-Miri				
„ von Abor (97—99° östl. Länge)				
„ von Sibsagor-Miri				
„ von Singpho (27—28° nördl. Br.)				
„ der Naga-Stämme (93—97° ö. L., 23° n. Br. Mithan, östl. von Sibsagor				
„ der Naga-Stämme (Namsang)			Lohitische	
„ der Naga-Stämme (Nowgong)				
„ der Naga-Stämme (Tengsa)				
„ der Naga-Stämme (Tablung n. v. Sibsagor)				
„ der Naga-Stämme (Khaü, Jorhat)				
„ der Naga-Stämme (Angami, südlich)				
„ von Kuki (nordö. von Chittagong)				
„ v. Khyeng (Shyu) (19—21° n. B. Arakan)				
„ von Kami (Kuladan R. Arakan)				
„ von Kumi (Kuladan R. Arakan)				
„ von Shendus (22—23° n. B., 93—94° ö. L.)				
„ von Mru (Arakan, Chittagong)				
„ von Sak (Fluss Nauf, östlich)				
„ von Tunglhu (Tenasserim)				
„ von Ho (Kolehan)				
„ von Sinhbhum Kol (Chyebossa)				
„ von Sontal (Chyebossa)			Munda (S. Turanian Languages S. 175.)	
„ von Bhumij (Chyebossa)				
„ von Mundala (Chota-Nagpur)				
„ der Canarasprache				
„ des Tamil				
„ des Telugu				
„ des Malayalam				
„ der Gondysprache				
„ von Brahvi			Tamulische	
„ von Tuluva				
„ von Toduva				
„ von Uraon-kol				

Register.

Bemerkung. Die grossen Ziffern bezeichnen die Seite, die kleinen die Nummer der Anmerkung.

Abd-ul-kâdir Maluk (Mulla), Shah von Badáûn, seine allg. Gesch. Indiens u. andere Werke, 370, 62.
Abhîra oder Âbhîra an der Mündung des Indus, 173.
Abiria, des Ptolemäus, 173.
Ablativ, der Name soll von Cäsar erfunden sein, 93.
— im Chinesischen, 101, 361, 2.
Abraham's Sprache, 238.
Abul Walîd oder Rabbi Jonâ, Verf. d. ersten hebr. Grammatik, 356, 2.
Abu Saleh übersetzt ein Werk aus dem Sanskr. ins Arabische, 126. 369, 55
Abu Zacariyya Hayyudj, über hebr. Wurzeln, 356, 2.
Abyssinische Sprache, alte und neue, 240.
Academie, die neuere — in Rom, 91.
Achämenische Dynastie, Inschriften derselben, 179.
Accusativ, im Chinesischen, 361, 2.
Ackerbau, Werk über den — der Chaldäer, 239; Mago's punisches Werk, 79.
AD, essen, die Wurzel, 224.
Adelung's Mithridates, 118.
Adjectivbildung im Tibetanischen, 359, 53; im Chinesischen, 361, 2.
Ae, Endung des Genitivs im Lateinischen, ursprüngl. Form, 187.
Aegypten, Zahl der Wörter im altägyptischen Wörterbuch, 228.
Aegyptisch, zu welcher Familie gehörig, 241.
Aelius Stilo, Lucius, liest in Rom über lat. Grammatik, 92.
Aethiopisch, Ursprung, 240.
Affinität, s. Verwandtschaft.
Afghanistan, Sprache von, 178.
Afrika, Süd- — Dialekte, 52.
Afrikanische Sprache, eine fingirte —, 191.
Age, Geschichte des französischen Wortes —, 251.
Agglutination in der turanischen Sprachfamilie, 250.
— Erklärung des Namens, 250.
— und grammatische Regeneration, 253.
— Spuren von — selbst im Chinesischen, 391, 37.
Agglutinative Dialekte, Coincidenzfälle in denselben, 292.
Agglutinirende Sprachen, bilden eine der drei Abtheilungen in der morphologischen Classification der Sprachen, 246.
— wodurch sie sich von den Flexionssprachen unterscheiden, 281.
Aglossoi der Griechen, 77.
Ahi, Etymologie dieses Wortes für Schlange im Sanskr., 335.

Ahirs von Cutch, 173.
Akbar, Kaiser — forscht nach der wahren Religion, 127; begründet die sogenannte Ilahi-Religion, 127; lässt Werke ins Persische übersetzen, 127; kann sich keine Veda-Uebersetzung verschaffen, 128.
Albanien, Ursprung des Namens, 207.
Albanische Sprache, 170.
Albertus Magnus, über den Einfluss des Christenthums, 363, 12.
Albirúni oder Abu Rihan al Birúni, sein Taríkhu-l-Hind, 126. 368, 49, 52, 54.
Alchemie, Ursachen ihres Verfalls, 7.
Alexander der Grosse, Einfluss seines Zuges auf die Griechen, 78; Schwierigkeiten des sprachlichen Verkehrs mit den Brahmanen, 78.
Alexandrien's Einfluss auf das Studium fremder Sprachen, 81; kritisches Studium des Altgriechischen in —, 82.
Algebra, Uebersetzung eines Werkes über — aus dem Sanskrit ins Arabische, 126.
Algonquinen, der eine Casus der — 380, 7.
Algum oder almug, wahrscheinliche Bedeutung des Wortes, 173, 174.
Allgemeine Ideen in einer Anzahl von Substantiven, 334.
Altgriechischen, Studium des — 82.
Amalgamirende Sprachen, ein den Flexionssprachen bisweilen gegebener Name, 246.
Amerika, schnelle Veränderung der Sprachen wilder Stämme in Central- —, 49; grosse Zahl der von den Eingeborenen gesprochenen Sprachen, 49; Hervas führt diese auf 11 Familien zurück, 49.
Amharisch oder Neu-Abyssinisch, 241.
AN, blasen, die Wurzel, 334.
Analyse, grammatische, ihre Resultate, 185.
Anatomie, vergleichende — 14.
Angelsächsisches Epos, 150.
Angina, angor, anguis, angustus u. s. w. und die Wurzel ah und anh, 335.
Angora, Schlacht bei —, 266.
Anh, Wurzel, 335; Anh in quinsy, 395, 48.
Anhas, Name der Sünde im Sanskr., 335 336.
Anima, âme, Etymologie und ursprüngliche Bedeutung des Wortes, 334.
Anquetil Duperron, Uebersetzung d. persischen Uebersetzung der Upanishads ins Französische, 139; Uebersetzung d. Werke Zoroasters, 142. 175.
Antrum, Etymologie und ursprüngliche Bedeutung des Wortes, 330.
Apollo-Tempel in Rom, 86.
AR, die Wurzel, 215 flg.
Arabisch, seine Stellung zum Persischen, 69; alte himjaritische Inschriften, 239; früheste literarische Documente in arabischer Sprache, 240; Verbreitung desselben in Palästina und Syrien, 239; seine Wiege 239.
Aramäische Abtheilung d. semitischen Sprachen, 236; zwei Dialekte des Aramäischen, 236.
Arare, ἀρόω, arvum u. s. w., zur Wurzel AR gehörig, 216.
Argi-izari, der baskische Name für den Mond, 347. 4.
Ariana, bei den griechischen Geographen, 205.
Ariaramnes, Vater des Darius, Ursprung des Namens, 206.
Arisch, eine indo-europäische Sprachenfamilie, 30, 66, 151; Methode, in den grammatischen Fragmenten der arischen Sprachen die unabhängigen Originalwörter aufzuspüren, 188, 202; arische Grammatik, 201; nördliche und südliche Abtheilung des Arischen, 180; der ursprüngliche arische Clan Central-Asiens, 181; Periode seiner Auflösung, 179; Formation des Locativs in allen arischen Sprachen, 187; arische Civilisation durch sprachliche Belege bewiesen, 201; Ursprung und allmählige Verbreitung des Wortes Arya, 203; Ursitz d. Arier, 204; das Arische und Semitische die einzigen Sprachfamilien, welche

diesen Namen verdienen, 241; genealogische Tafel, 397.
Aristoteles, über grammatische Kategorien, 82, 107.
Armenien, Ursprung des Namens, 206, Sprache, 178.
Armorikanisch, 168.
Arpinum, Provinciallatein von —, 55.
Artikel, Grundbedeutung des Worts, 83; der griechische Artikel von Zenodotos wiederhergestellt, 83.
Artistisch, 218.
Ârya, 382, 30.
Ârya-âvarta, Indien so genannt, 203.
As, â, am, die sanskritischen Endungen und ος, η, ον, 119.
Asiatische Gesellschaft zu Calcutta, ihre Begründung, 133.
Asmi, asi, asti im Sanskrit und εἰμί, εἶς, ἐστι im Griech., 119.
Aśoka, König — seine Felseninschriften, 122.
Assyrien, verschiedene Formen des Namens, 210.
Astrologie, warum in Verfall gerathen, 8.
Astronomie, Ursprung d. Worts, 5; Anfänge, 5; das Ptolemäische System, 14.
Auf- und Ausbau der Sprache, 335.
Aujourd'hui enthält das lat. „dies" zweimal, 45.
Auspicium, Etymologie des Wortes, 221.
Auramazda in den Keilinschriften, 175, 361; s. Ormuzd.
Auslese der Wurzeln, 332.
Auxentius über Ulfilas, 154, 158, 372, 11.
Awadh, 212.
Ayodhya, 212.

Baber's indisches Reich, 257.
Babylonien, Literatur, 238; d. Keilinschriften, 238.
Bam, Ursprung dieser Endung des lat. Imperfects, 148.
Barabas-Stamm in den Steppen zw. Irtysch und Ob, 262.
Barbaren, u. Griechen, 77; scheinen fremde Sprachen leichter gelernt zu haben, als Griechen u. Römer, 80; der Ausdruck „barbarisch" bei Griechen und Römern, 107; unglücklicher Einfluss desselben, 108.
Bachkiren im Altai, 261.
Basilius, St., seine Ansicht über die Erfindung der Sprache, 349, 3.
Baum und Sprache, 38.
Bau-wau-Theorie, 308.
Bazianen, Stamm im Kaukasus, 261.
Behar, Pâli einst dort gesprochen, 122.
Belutschen, 357, 4.
Beowulf, 151.
Berberndialekte in Nordafrika, ihr Ursprung, 241.
Berger, Etymologie des frz. Wortes, 243.
Bergmann, seine scandinavischen Studien, 373, 20.
Berners, Juliana, 355, 51.
Berosus, sein Studium der griech. Sprache, 79; seine Geschichte Babylons, 80, 379, 40; seine Kenntniss der Keilinschriften, 80.
Bestandtheile, wesentliche — der Sprache, 212.
Bibel, erste vollst. hebr. Grammatik und Wörterbuch zur —, 356, 2.
Bibliander, sein Werk über die Sprache, 364, 15.
Biber, Scharfsinn des, 12.
Bienfaisance, von wem das Wort in das Französische eingeführt, 351, 11.
Birmanische Dialekte, 50. S. Burmesisch.
Birûni, Abu Rihan al — 126; sein Tarikhu-l-Hind, 126.
Bischof und Skeptiker von derselben Wurzel hergeleitet, 219.
Bo, Ursprung dieser Endung des lat. Futuri, 198.
Boëthius, Gesang des — 166.,
Böhmisch, älteste Proben des — 171.
Bokhára's Sprache, 178.
Bonaparte, Prinz L. —, seine Sammlung engl. Dialekte, 56.
Booker's Scripture and Prayer-book Glossary, 33.
Bo, Ursprung dieser Endung des lateinischen Futuri, 198.

Bopp, Franz, 141; seine vergleichende Grammatik, 201.
Bosworth, über Lord, 379, 48.
Botanik, Ursprung des Worts, 5; das linnäische System für die Wissenschaft wichtig, 14.
Brahman, das höchste Wesen, durch die Sprache erkannt, 74.
Brahmanen, ihre Vergötterung der Sprache, 73; ihre frühzeitigen Leistungen in der grammatischen Analyse, 74: Alexanders Unterredung mit ihnen, 78.
Bráhmanas über die Sprache, 74.
Bréal (M. Michel), seine Uebersetzung der Werke Bopp's, 371, 1; seine Studien über persische Namen bei den griechischen Schriftstellern, (Paris, 1843), 379, 44.
Brennus, Bedeutung des Namens, 168.
Brewster (David), über die Einbildungskraft, 18.
Brown, über die Dialekte von Birma, 50.
Buddhismus, seine Einführung in China, 122; Sanskrit als Sprache des Buddhismus, 123.
Buddhistische Pilgerfahrten von China nach Indien, 124.
Bücher, allgemeine Vernichtung derselben in China, 194.
Buffon, Vergleich des Menschen mit dem Thiere, 392, 6.
Bulgarisches Reich an der Donau, 277; bulgarischer Zweig der finnischen Sprachclasse, 277. bulg. Stämme und Dialekte, 277.
Buriäten, ihr Dialekt, 51.
Burmesische Sprache und Literatur, 50; Dialekt, 50.
Burnouf, Eugène, seine Zendstudien, 142, 175; seine Studien über die Keilinschriften, 142.

Cæsar, Julius — de analogia, 93; erfindet den Namen Ablativ, 93.
Caldwell's Forschungen, 376, 38.
Carier, s. Karier.
Carneades, s. Karneades.
Carthagische Sprache, ihr Verhältniss zum Hebräischen, 239.
Cassius, Dionysius, von Utica, Uebersetzer des Mago, 78. 357, 10.
Casus, Geschichte des Worts, 93; Formation des Casus in den arischen Sprachen, 186; im Chinesischen und Finnischen, 101.
Castor und Pollux, 86,
Castrén, über mongolische Dialekte, 31.
Cat (Katze), 313.
Catalogo des Hervas, 116.
Catharina die Grosse, ihr vergleichendes Wörterbuch, 120.
Cato, seine Geschichte Rom's in lateinischer Sprache, 86; lernt im Alter Griechisch, 89; Gegner griechischer Philosophie, 89.
Caucasus, Stämme im —, 261. Siehe Kaukasus.
Cavea, Caverna, Ableitung dieser Wörter, 330. 331.
Celten, ihre frühere politische Selbständigkeit, 168.
Celtische Sprache, ihre selbständige Existenz, 66.
— ein Zweig der indo-europäischen Sprachenfamilie, 169.
Chaldäisch, 236; Fragmente im Buch Esra, 236; Sprache der Targums, 236; chaldäische Literatur Babylons und Niniveh's, 237; die Mendäer, 238.
Chhandas, sanskrit. Name für die vedischen Hymnen, 378, 42.
Chili, Sprache von —, 252.
China, Einführung d. Buddhadienstes, 123; Pilgerfahrten der Chinesen nach Indien, 123; China's Eroberung durch die Mongolen, 257.
Chinesisch, keine Spur von Gramm. im Altchinesischen, 72, 100
— über chinesische Substantiva u. Adjectiva, 101.
— Bildung d. Locativs, 183, 187.
— des Instrumentalis, 186.
— Zahl der chinesischen Wurzeln, 227.
— Wortschatz des Chinesischen, 227.
— keine Analyse nöthig, 233
— Gebrauch der prädicat. Wurzeln im Chin. 229.
— Wurzeln, 246.

Chinesisch, Wortstellung, 247.
— Spuren v. Agglutination, 285.
— Lautnachahmung, 322.
— Interjectionen, 325.
— natürliche Auslese der Wurzeln, 340.
Christenthum, sein humanisirender Einfluss, 108.
Cicero, Provincialismen in seinem Latein, 54.
— eine Autorität in grammatischen Streitfragen, 92.
— Cæsar widmet ihm sein Werk de analogia, 93.
Classendialekte, 52, 93.
Classification in den Naturwissenschaften, 12.
— ihr Zweck, 13.
Classificirende Stufe, 13.
Classische Sprachen, ihr Ursprung, 92.
— ihre Stagnation und ihr unvermeidlicher Verfall, 55.
Cocarde, Etymologie des Wortes, 316.
Codex argenteus, 159.
Coelum, Etymologie des Wortes, 331.
Coelus, der Vater des Saturnus, 86.
Coincidenzfälle in agglutinativen Dialekten, 292.
Colchis, Dialekte von — nach Plinius, 48.
Comparative Wissenschaften, 15.
Concernant und das englische with respect to, 220.
Condillac, 322.
Conjugation, ihre meisten Endungen sind demonstrative Wurzeln, 231.
Constantinopels Eroberung, 265.
Copernicus, Entdeckung seines Systems, 17.
Coquet, Etymologie des Wortes, 316.
Cornisch, vor Kurzem erloschen, 66.
Corvus, über die dem Worte zu Grunde liegende Wurzel, 316 flg.
Crow, Ableitung des engl. Wortes, 320.

D bildet englische Präterita, 198.
Dâ, geben, 224, 231, 312.
Dacisch. Alt- —, 107, 167.
Dame, Ursprung des Worts, 194, 380, 9.
Dame-Dex, Bedeutung von — im Altfranzösischen, 380, 9.
Danae, der Mythus von der —, 10.
Dänische Sprache, ihr Wachsthum, 57, 162.
Darius beansprucht arische Abstammung, 206.
Dativ im Griechischen, 189.
— im Chinesischen, 100.
Daughter, Ursprung d. Worts, 147.
Declination, die meisten Endungen der — sind demonstrative Wurzeln, 231.
Dello, del, Ursprung des italienischen —, 60.
Demoiselle, Etymologie d. Wortes, 194.
Demokritos, seine Reisen, 45.
Demonstrative Wurzeln, 229; die meisten Declinations- und Conjugationsendungen sind —, 231.
Dépit, Etymologie des Wortes, 220.
Despiter, Bedeutung des Worts im Altfranzösischen, 386, 21.
Deutsche Sprache, Geschichte, 236.
Deva und θεός, 119.
Dialekte, Bedeutung, 45.
— deutsche, 45.
— italienische, 45, 57.
— französische, 45.
— neugriechische, 45.
— friesische, 46.
— englische, 47.
— ihr Verhältniss zur Literatursprache, 47, 57.
— Grimm, über den Ursprung der — im Allgemeinen, 47.
— Schwierigkeit einer Geschichte der Dialekte, 48.
— amerikanische, 49.
— burmanische, 50.
— ostjäkische, 51.
— mongolische, 51
— südafrikanische, 51.
— Classen- —, 53.
— unbegränzte Hülfsmittel d. —, 57.

Dialekte, dial. Wachsthum ausserh. d. Controle d. Individuen, 60.
— Wesen der Dialekte, 57.
— Wortreichthum, 58.
Dictionnaire comparé der Czarin Catharina, 120.
Did, Entstehung dieses englischen Imperfects, 196.
Diez, Prof., über romanische Sprachen, 199.
Dionysius Thrax schreibt die erste prakt. griech. Grammatik, 83.
Dionysius von Halikarnass über die Pelasger, 105.
Discussion, Etymologie des Worts, 40.
Divination bei wissenschaftlichen Untersuchungen, 18.
Dolmetscher, 78.
Donner, Ursprung d. Worts, 320.
Dorpater Dialekt d. Esthischen, 276.
Dschingis-khan begründet das Mongolenreich, 256.
Du, Ableitung des franz. —, 60.
Dual, zuerst von Zenodotos nachgewiesen, 83.
Dumaresq, Daniel —, sein vergleichendes Vocabular, 119.
Duret, Claude —, sein Sprachwerk, 111, 365, 16.
Dyaus, sanskritische Form für Zeus, 10.

Earl, Ursprung des Titels, 194.
Echis, Wurzel von —, 335.
Edda's, die zwei —, 163.
— der Name, 164, 374, 21.
Egger (M. E.), seine gelehrten Arbeiten, 358, 14; 375, 26.
Eimi (griech.), s. asmi, 119, 137.
Eisen, Namen des — im Sanskrit und Gothischen, 202.
Elder, Ursprung des Worts, 194.
Elemente der Sprache, 233.
Empirische Stufe der Wissenschaft, 7; Grammatik, 98.
Endungen, grammatische, Horne Tooke über, 210.
— Ursprung, 210.
Englische Sprache, ihre Umwandlung seit der Bibelübersetzung 1611, 33.
— Fülle des dialektischen Wörterbuchs, 47.
— ihre Quellen, 57.
— Prinz L. Bonaparte's Sammlung engl. Dialekte, 57.
— Englisch ist teutonisch, 65.
— Reichthum an Wörtern aus den entlegensten Quellen, 69.
— Verhältniss der sächsischen zu den normannischen Wörtern, 69.
— Belege für den teutonischen Ursprung, 70.
— der Genitiv im Engl., 97.
— Nominative und Accusative, 100.
— Ursprung der grammatischen Formen im Engl. 102.
— Zahl der Wörter, 227.
— Zahl derselben bei Milton, Shakespeare und im alten Testament, 228.
Ennius, 88; seine Uebersetzungen aus dem Griech. ins Latein., 88.
Entwickelung der Sprache, 32.
Eos, Grundbedeutung des Wortes, 10.
Ephraim Syrus, 236.
Epicharmus, sein philos. Werk von Ennius lateinisch übersetzt, 88.
Epicier, Etymologie des Wortes, 223.
Epicurus, seine Lehre in Rom, 90; seine Theorie vom Ursprung der Sprache, 323.
Equiper, Etymologie des Wortes, 216.
Erde, Philolaos vermuthet ihre Bewegung um die Sonne, 16.
Erētēs, von der Wurzel AR hergeleitet, 218.
Erin, Pictets Ableitung des Namens, 209.
— Whitley Stokes über das Wort Erin, 209.
Erkennen und nennen, 333.
Erneuerung durch die Dialekte, 39.
Espiègle, Ursprung des Worts, 222.
Esra, chald. Fragmente in — 237.
Est, Etymologie dieser Form, 146. 242, 252.
Esthen, ihre Sprache, 284.
— Dialekte, 285.
Estis und ἐστέ, verglichen mit den Sanskritformen, 146, 252.
Estienne, Henry, seine grammat. Arbeiten von d. Brahmanen 500 vor Chr. anticipirt, 74.

Estienne, sein Werk über die Sprache, 109.
— über die Stellung des Französischen zum Griechischen, 365, 16; Zahl der Wörter in seinem Thesaurus, 388, 36.
Eudemos über d. arische Race, 206.
Euhemeros von Messene, 88.
Eulalia, Alter des Gesanges der — 136.
Eulenspiegel, 222.
Euripides, von Ennius zuerst ins Lateinische übersetzt, 88.
Evêque und sceptique von derselben Wurzel, 219.
Ewald, über das Verhältniss der turanischen zu den arischen Sprachen, 293.
Ewe und Ewig, 251.
Ezour-Veda, 131, 370, 69.

Fabius Pictor, seine griechisch geschriebene Geschichte Rom's, 87.
Fa-hian, der Chinese, pilgert nach Indien, 124.
Faible, Ursprung des Worts, 105.
Familien der Sprachen, Zurückführung der Hauptdialekte Europa's u. Asiens auf Familien, 146.
Fatum, ursprüngliche Bedeutung d. Worts, 10.
Fee, Etymologie des Wortes, 59.
Fee, das engl. Wort, Etymologie desselben, 215, 216.
Feeble, Ursprung des Worts, 105.
Feizi und der Brahmane, 127 flg.
Feu, Ursprung des Worts, 104, 105.
Feueranbeter, s. Parsis.
Fiend und Feind, 325.
Finnische Classe, 273.
— Zweige des Finnischen, 274.
— Kalewala, die Iliade der Finnen, 275.
— Ursitz der finnischen Stämme, 273.
— ihre Sprache und Literatur, 274.
— wachsendes Nationalgefühl der Finnen, 275.
Finnische Sprache, Eigenthümlichkeiten, 102.
Firdusi's Shahnameh, 178.
Firoz Schah, lässt aus dem Sanskrit ins Persische übersetzen, 126.
Fixsterne, 348, 8.
Flaminius, seine Kenntniss d. Griechischen, 87.
Flämische Sprache und Literatur, 151.
Flexionale Sprachstufe, 242.
Flotter, das sanskr. plu, griech. plĕō, 385, 15.
Flourens, über die geistigen Fähigkeiten der Thiere, 305.
Formale Elemente der Sprache, 147; Ursprung derselben, 184.
Formen, grammatische —, ihr Ursprung, 190.
Frais und défrayer, 362, 9.
Französisch, Dialekte, Zahl derselben, 45.
— Gesetze der Sprachumwandlung im Französischen, 59.
— Nominative und Accusative, 102.
— Ursprung der grammatischen Endungen, 197.
— Ursprung des Futurs mit der Endung rai, 196.
Fredum und das deutsche Friede, 362, 9.
Freund und friend, 325.
Friesisch, viele Dialekte, 46.
— Sprache und Literatur, 151.
Fromage, Ursprung d. französischen Worts, 104.
Furicha und farah, 386, 16.
Futurum, im Französischen, 196.
— im Lateinischen, 197.
— im Griechischen, 197, 381, 17.
— im Chinesischen, 340.
— in andern Sprachen, 197.

Gädhelisch, ein Zweig d. Celtischen, 168.
Gälisch, Unterabth. des vor., 168.
Galatien, Gründung und Sprache von — 169.
Galla-Sprache in Afrika, zu welcher Familie gehörig, 241.
Gallus, Etymologie des lat. Wortes, 320.
Gaṇas, Verzeichnisse bemerkensw. Wörter im Sanskrit, 97.
Gangâ, 332.

Gardariki, le Garderige, 373, 17.
Garo, Adjectivformation im — 96, 359, 43.
Gâthâs oder Gesänge des Zoroaster. 178.
Gaur, s. Giaur.
Gebelin, Court de — sein Monde primitif 116.
— mit Hervas verglichen, 116.
Gebern, s. Parsis.
Geburtsstätte der Sprache, 333.
Geez-Sprache, 240.
Gemeins. Urspr. d. Sprache, 293.
Genike und Genitivus, 95.
Genitiv, in Indien, 94.
— die Endung in ihrem Zusammenhang mit der Adjectivbildung, 94; 360, 53.
— Bildung desselben im Chinesischen, 101.
— Genitivformation im Lateinischen, 188.
Geometrie, Ursprung des Wortes, 5.
Germanische Sprachen, 151 flg.
Geschichte der Wissenschaften, 4.
Geschichte der Sprache, 63.
Gesetze der Sprachumwandlung, 59.
Ghez-Sprache, s. Geez-Sprache.
Giaur, Bedeutung des Wortes, 109.
Glasmalereien, 8.
Glossarium comparativum linguarum totius orbis, von der Kaiserin Catharina, 368, 39.
Gordon, Hauptmann — über die burmesischen Dialekte, 50.
Goropius über das im Paradiese gesprochene Holländisch, 113.
Gospel, Ursprung des Wortes, 103.
Gothen und der Bischof Ulfilas, 156.
Gothisch, eine moderne Sprache, 104.
— Aehnlichkeit zwischen dem Gothischen und dem Lateinischen, 107.
— Sprachclasse, zu der das Gothische gehört, 160.
— Zahl der Wurzeln, 227.
Grammatik als Kriterion der Sprachenverwandtschaft, 70.
— die engl. Grammatik germanischen Ursprungs, 70.
— keine Spur von Grammatik im Altchinesischen, 72.
Grammatik, frühzeitige Leistungen d. Brahmanen in der —, 74.
— der Griechen, 74.
— griech. Gramm. in Rom, 90,
— die wissenschaftliche Gramm. der Hindu, 99.
— Ursprung und Geschichte der Sanskrit-Gramm., 99.
— Ursprung der grammatischen Formen, 102, 183.
— geschichtliche und collaterale Belege, 103.
— genealog. Classification, 105.
— Bedeutung der Grammatik für die Classification der Sprachen, 144.
— vergl. Grammatik, 182 flg.
— Bopp's vergl. Gramm., 183.
— Methode, in dem etymologischen Bau arischer Wörter unabhängige Originalwörter aufzufinden, 198.
— Resultate der vergl. Gramm. Bopp's, 201.
— arische Grammatik, 200.
— türkische Grammatik, 265.
Grammatici in Rom, 87.
Gregor von Nyssa, St. —, 28, 349, 2.
Griechen, ihre Speculationen über die Sprache, 75.
— die Grammatiker, 28.
— warum die alten Griechen keine fremde Sprache lernten, 76.
— Einfluss des griechischen Handels, 78.
— Reisen griech. Philosophen, 79.
— griech. Gebrauch des Namens Barbar, 107.
Griechische Sprache, von den Barbaren studirt, 79.
— kritisches Studium des Altgriechischen in Alexandrien, 82.
— die erste praktische griechische Grammatik, 84.
— allgemein in Rom gesprochen, 85.
— die griech. Gramm. in Rom eifrig getrieben, 92.
— Formation der Adjective und Genitive, 97.
— Verbreitung der griechischen Grammatik, 97.
— Genitive im Griechischen, 100.

Griechische Sprache, das Princip der Classification von den Griechen nie auf die Sprachen angewandt, 106.
— Griechen und Barbaren, 107.
— Platon über den Ursprung der griechischen Sprache, 106.
— Aehnlichkeit zwischen d. Griechischen und dem Sanskrit, 118.
— Verwandtschaft beider Sprachen, 132.
— Formation des griech. Dativs, 189.
— das griech. Futurum, 197.
— Gesammtzahl der Formen eines griechischen Verbs, 232.
Grimm, über den Ursprung der Dialekte, 47.
— über Nomadensprachen, 58.
— seine Grammatik, 141.
Guichard, Estienne, 111.
Gutta, 376, 36.

Hahn (J. G.) seine Arbeiten über das Albanesische, 376, 32.
Halhed, über die Verwandtschaft zwischen Griechisch und Sanskrit, 133.
— sein Code of Gentoo Laws, 133.
Hamilton, Sir W., 331.
Handel, sein Einfluss auf das Geschäft der Dolmetscher, 78.
Hariva und Arya, 268.
Harmonie, Gesetz der —, 254.
Harold Haarfagr, 162.
Harun-al-Raschid, Uebersetzungen von Sanskrit-Werken an seinem Hofe, 124.
Haru-spex, Ursprung d. Wortes, 221.
Haug's Zendstudien, 176, 379, 49.
Haus, Namen für — im Sanskrit und anderen arischen Sprachen, 202.
Haussa-Sprache, 242.
Hebräisch, von d. Kirchenvätern für d. Ursprache gehalten, 111.
— Aufwand von Gelehrsamkeit, um dies zu beweisen, 112.
— Leibniz bekämpft dies Vorurtheil. 112.
— Zahl der Wurzeln im Hebr., 226.
Hebräisch, alte Form des Hebr. 240.
— Aramäische Modificationen, 240.
— durch das Arabische verdrängt, 240.
Hekate, ein alter Name des Monds, 10.
Hekatos und Hekatebolos, 11.
Heljand, niederdeutsches Gedicht, 151.
Hellenischer Zweig der indo-europäischen Sprachfamilie, 168.
Herat, Ursprung des Namens, 210.
Herculus, der Gott der Hürden, 86.
Herder, über den Ursprung der Sprache, 312.
Hermano, im Spanischen statt eines von frater abgeleiteten Wortes, 243.
Hermippos übersetzt Zoroaster's Werk ins Griechische, 81.
Herodot's Reisen, 79.
Hervas reducirt die amerikanischen Dialekte auf 11 Familien, 51.
— seine Liste der im 16. Jahrh. über Sprachwissenschaft erschienenen Werke, 109.
— über H. und seine Werke, 116.
— mit Gebelin verglichen, 117.
— seine Entdeckung d. malayischen und polynesischen Sprachfamilie, 117.
Heyse, seine Ansichten über den Ursprung der Sprache, 342; seine Erklärung der Sprachentwicklung, 342.
Hickes, über das Verhältniss der sächsischer zu den normannischen Wörtern im Englischen, 71.
Hieroglyphen, Zahl der entzifferten Wörter, 387, 35.
Hieronymus, St. — hält Hebräisch für die Ursprache des Menschengeschlechts, 110.
Himjaritische Inschriften, 240.
Hindustani, Ursprung des —, 57.
— Genitiv und Adjectiv im —, 95.
— Urdu-zeban, eigentlicher Name des Hindustani, 74.
Hiouen-thsang, der chinesische Pilger, 124.
Hiram's Flotte, 172.

Historischer Wechsel u. natürliches Wachsthum, 35.
ʿHiu-ʿhe, 260.
Hiung-nu und Tu-kiu, 260.
Hliod oder Quida, 164.
— Sæmund's Sammlung, 164.
Hochdeutsch, 56, 152, 165.
Hoei-seng, der chinesische Pilger, 124.
Hoha im Gothischen und koka im Sanskrit, 386, 16.
Höhle, 330.
Holländische Sprache, im Paradies gesprochen, 112.
— Alter d. Holländischen, 151.
Homer, kritisch in Alexandrien studirt, 82.
— Einfluss dieser Studien auf die Entwickelung der grammatischen Terminologie, 84.
Horaz und das Altlateinische, 54.
Hors, Ursprung d. frz. Worts, 105.
Humanitätsbegriff, bei Platon und Aristoteles nicht zu finden, 108.
Humboldt, A. v. —, citirt, 17.
— W. v. —, und die vergleichende Philologie, 141.
Huronen, schnelle Veränderung ihrer Dialekte, 49.
Hûzuresch, Name des Pehlevi, 178.
Hyades, Etymologie des Wortes, 6.

I, gehen, die Wurzel, 224.
Ibn-Wahschiyyah, d. Chaldäer, 239.
— über I. und seine Werke, 239.
Iconium, türkische Sultane von — 263.
Ilahi-Religion des Kaiser Akbar, 127.
Illyrier, griechische und römische Schriftsteller über ihre Race und Sprache, 107, 363, 11.
Illyrische Sprache, die alte, 167.
— Sprachen, 170.
Indien, des Mulla Abdu-l-Kadir Maluk allgem. Geschichte, 126.
— Ost- und West- —, historische Bedeutung der Namen, 195.
Indische Philosophen, ihr Einfluss auf griechische Philosophen, 78.
— Sprachen, 122.
Indo-europäische Sprachenfamilie. S. Arisch.
Indus, 332.
Instinct und Verstand, 308.
Instrumentalis, seine Formation im Chinesischen, 101, 185.
Interjectionale Theorie der Wurzeln, 321 flg.
Intussuscepton, 294.
Irán, moderner Name Persiens, Ursprung, 206.
Iranische Sprachclasse, 174, 177.
Irische Sprache, 168.
Irland, der Name, 383. 58.
Iron, Name, den sich die Ossethen geben, 207.
Iron, s. Eisen.
Island, Begründung einer aristokratischen Republik in —, 163.
— intellectuelle und literarische Thätigkeit der Isländer, 163.
— spätere Geschichte, 164.
Isländische Sprache, 154.
Italien, Dialekte vor Rom's Erhebung, 167.
— erhält seine Bildung von Griechenland, 86.
Italische Dialekte, Zahl derselben, 41, 46, 167.
— natürliches Wachsthum derselben. 54,
— wirkliche Quellen ders., 63.
— Sprachclasse, 166.
— das Umbrische, Oscische u. s. w., 167.
Its, das engl. Possessivpronomen, 35.

Jakuten, Stamm der —, 262.
— ihr Dialekt, 263.
Jarl, Bedeutung des Titels, 194.
Jones, Sir William, Bemerkungen über die Verwandtschaft zwischen Sanskrit und Griechisch, 133.
Juden, das literarische Idiom der — um Christi Geburt, 236.
— vom 4. bis 10. Jahrhundert, 237.
— ihre Annahme d. Arabischen, 237.
— später eine Art modernisirtes Hebräisch, 237.
Julien, M. Stanislas — über das Chinessiche, 100, 388, 39.
Justinian, Kaiser, seine Gesandtschaft an die Türken, 260.

Kachikal-Sprache, 22.
Kâfir, s. Kiâfir.
Kalewala, die Iliade der Finnen, 275.
Kalmüken, 255, 258.
Kameel, Namen dafür im Arabischen, 337.
Kaptschakisches Reick, 256.
Kara-Kalpaken am Aral-See, 162.
Karelischer Dialekt des Finnischen, 276.
Karier, griech. Autoren über die —, 362, 11.
Karneades darf in Rom keine Vorträge halten, 92.
Kastor und Pollux, 86.
Katze, 321.
Kaukasus, Stämme im, 261; Sprachen auf dem kaukasischen Isthmus, 78.
Keil-Inschriften, von Burnouf entziffert, 142.
— Wichtigkeit der Auffindung der Inschriften des Darius u. Xerxes, 176.
— Fortschritt in ihrer Entzifferung, 237.
— ein Brief Rawlinson's citirt, 238.
Kempe, André, über d. im Paradies gesprochenen Sprachen, 366, 21.
Kepler, 17, 363, 12.
Khang-hi, das kaiserl. Wörterbuch, 387, 33.
Khi-nie, d. chinesische Pilger, 124.
Kiâfir, 109.
Kindersprache, ihr Einfluss, 61.
Kirgisenhorden, die —, 263.
Kirgisenstamm, 263.
Kirgis-Kasaken, Stamm, 263.
Kisil-Bachi, 370, 59.
Kleinasien, Ursprung der dortigen Türken, 63.
Koptische Sprache, 241; ihre Stellung in den celtischen Sprachen, 168.
Kosmopolitischer Club, 91.
Krates von Pergamus in Rom, 92.
— seine öffentlichen Vorlesungen über Grammatik, 92.
Kuckuck, 317 flg.
Kumüken, Stamm im Kaukasus, 262.
Kurdensprache, 178.
Kuthami, der Nabathäer, 239.
— Zeit seines Lebens, 239.
Kymrisch, Zweig des Celtischen, 168.

Laban, seine Sprache, 237.
Lady, Etymologie d. Wortes, 379, 48.
Langue d'Oïl, Gesang in —, 166.
Lappen oder Lappländer, 276.
— ihre Wohnsitze, 276.
— ihre Sprache, 276.
Lateinisch, was es ursprünglich gewesen, 54.
— Veränderung des Latein. nach Polybius, 54.
— d. alt. salischen Gedichte, 54.
— Provinzialismen im Cicero, 54.
— Stillstand des Lat., nachdem es literarische Sprache geworden, 54.
— lateinische Genitive, 100.
— Aehnlichkeit zwischen dem Goth und Lat., 107.
— genealogische Verwandtschaft zwischen Lat. u. Griech., 143.
Lateinisch, das Futurum im —, 197.
Lausitz, Sprache der —, 168.
Laut und Gedanke, 331.
Lautliche Grundtypen, 339.
— Verfall, 39, 253.
Lautwechsel, Entwicklung d. Sprache durch denselben, 38; Beispiele von —, 39; er zerstört bisweilen den ganzen Wortkörper, 44.
Lecce (P. Francesco Maria da), über das Albanesische, 376, 32.
Leere Wurzeln, 341.
Leibniz tritt gegen das Hebräische als Ursprache auf, 113.
Leibniz wendet die Principien der inductiven Schlussmethode an, 113.
— sein Brief an Peter d. Gr., 113.
— seine Arbeiten im Gebiete der Sprachwissenschaft, 113.
— verschiedene Studien, 115.
— über Menschen und Thierseelen citirt, 305.
Leleger, Ansichten über ihren Ursprung, 362, 11.
Lesbos, Dialekte auf —, 46.
Lettische Sprache, 169.

Lewis, Sir Cornewall, kritisirt die Theorie Raynouards, 145.
Liefländer, Dialekt der —, 276.
Linguistik, einer der Namen der Sprachwissenschaft, 3.
Linné's System, 14.
Literarische Sprachen, ihr Urspr., 54.
— ihr unvermeidlicher Verfall, 56.
— ihr Verhältniss zu den Dialekt., 57.
Literatores und grammatici, 87.
Litthauische Sprache, 169.
— das älteste literarische Denkmal in Litthauen, 169.
Livius Andronicus, 88.
— seine Uebersetzung d. Odyssee in lateinische Verse, 88.
Locativ, Formation desselben in d. arischen Sprachen, 186.
— im Chinesischen, 101, 186.
— im Lateinischen, 186.
Locke sieht in der Sprache die Schranke zwischen Mensch und Thier, 12.
— über universelle Ideen, 310.
— seine Meinung vom Ursprung d. Sprache, 28.
Logos, 337.
Lord, Ursprung des Wortes, 102, 379, 48.
Lucilius, sein Buch über d. Reform der lateinischen Orthographie, 92.
Lucina, für Mond, 10.
Luna, 10.
Lycurgus, seine Reisen, 78.

Macedonier, alte Autoren über d. —, 106, 362, 11.
Madam, Ursprung des Wortes, 193.
Magi, 382, 44.
Mago, der Karthager, über Ackerbau, 80.
Mähren, von den Mongolen verwüstet, 257.
Malerei als historische Wissenschaft, 348, 15.
Mandschu-Stämme, sprechen eine tungusische Sprache, 255.
— ihre Grammatik, 279.
— Tonnachahmungen in ihrer Spr., 323.
Manetho studirt Griechisch, 80.
Manetho, Werk über Aegypten, 81.
— kennt die Hieroglyphen, 81.
Manka, der Indier, übersetzt aus d. Sanskrit ins Persische, 126.
Marta, ein Name für Mensch, 336.
Mâs, Name des Mondes im Sanskr., 6.
Masora, in welchem Idiom geschrieben, 237.
Mauláná Izzu-d-din Khalid Khani, übersetzt aus dem Sanskrit ins Persische, 125.
Même, Ursprung des Worts, 45.
Menander, studirt Griechisch, 80.
— sein Werk über Phönizien, 80.
Mendäer oder Nazoräer, 238.
Mensch, alte Wörter für —, 336.
— Mensch und Thier, 11.
— ihre Fähigkeiten, 303.
— Unterschied, 308.
Ment, Ursprung dieser französischen Adverbialendung, 42.
Mestscherjäken, ihre Wohnsitze, 262.
Meter, 6.
Milton, Zahl der Wörter in seinen Werken, 228.
Ming-ti, Kaiser von China, erlaubt die Einführung des Buddhadienstes, 123.
— lässt die Lehren desselben in Indien studiren, 123.
Miniaturmalereien in d. Manuscripten, 9.
Mischsprache, keine —, 66.
Missionäre, ihre Wichtigkeit für Erforschung d. dialektischen Lebens der Sprachen, 49.
Mlechchha, Walh und Beluch, 77, 357, 4.
Moallakat, aufgehängte Gedichte, 240.
Moderne Sprachen, 53.
Moffat, über die südafrikanischen Dialekte, 51.
Mohammed ben Musa, seine Uebersetzung einer indischen Abhandlung über Algebra in das Arabische, 126.
Monat, 5.
Monboddo, Lord, 11.
— seine Metaphysik, 134, 136.
Mond, altes Wort, 5.

Mond, Baskische und andere Namen für —, 347, 4 u. Nachtrag.
Mongolen, ihr Ursitz, 254.
— drei Classen derselben, 255.
— ihre Eroberungen, 255.
— Auflösung ihres Reiches, 257.
— gegenwärtiger Zustand, 258.
— ihre Sprache, 258.
Mongolische Dialekte, 51.
— Sprachclasse, 254.
— Grammatik, 279.
Morphologische Classification, 235.
— ihre Principien, 281.
— ihr Verhältniss zur genealogischen Classification, 283.
Mortal, Ursprung des Wortes, 327.
Much und very unterschieden, 36.
Muhammed ben Musa, s. Mohammed.
Mundarten, keine Entartung der Literatursprache, 47.
Mutter- und Tochtersprache, 53.
Mythologie, 9, 200.

Nabathäer, muthmassliche Abkömmlinge der Babylonier und Chaldäer, 238.
— Kuthami's Werk über nabathäischen Ackerbau, 239.
Nationalitäten und Sprachen, 11.
Nationalsprachen, Ursprung der —, 52.
Natur, Unveränderlichkeit derselben in ihren Verrichtungen, 30.
Naturwissenschaft, ihre drei Stufen, 18, 19.
Nebuchadnezzar's Name auf d. Ziegelsteinen, 242.
Negersprache, eine fingirte, 191.
Nemetzioi des Constantinus Porphyrogeneta, 356, 3.
Nestorianer in Syrien, Formen ihrer Sprache, 236.
Neudeutsch, Umgestaltung, 33.
Neugriechisch, Zahl d. Dialekte, 46.
Neulateinische Dialekte, 167.
Niederdeutsch, 151, 165.
Niemiec, Etymologie dieses polnischen Wortes, 77.
Nikopolis, Schlacht bei —, 264.
Ninive, Thontafeln zu —, 238.
No und nay bei Chaucer, 193.
Nobili, Roberto de —, 130.
Nogaische Stämme, ihre Geschichte, 261.
Nomadische Sprachen, 248.
— charakteristischer Zug derselben, 250.
— ihr Reichthum, 58.
Nomadenstämme und ihre Kriege, 272.
— ihre Sprachen, 274.
Nominalismus und Realismus, 10.
Normannische Wörter im Englischen und ihr Verhältniss zu den sächsischen, 69.
Norwegische Poësie, 164.
— die hliod oder quida, 164.
— die zwei Edda, 163.
Norwegische Sprache, ihr Stillstand, 57.

Obsolete Wörter, s. veraltet.
Oelöt oder Kalmüken, 259.
Ohnmacht des Individuums der Sprache gegenüber, 35.
Onomatopoieia, ihre Theorie, 307.
Ophir der Bibel, 173.
Optik, eine Naturwissenschaft, 348, 15.
Organische Sprachen, 246.
Originalformen und grammatische Endungen, 183.
Origines, seine Ansicht über das Hebräische, 111.
Ormuzd, der Gott der Zoroastrier, von Platon erwähnt, 176.
— der Name Auramazda auf den Keilinschriften, 176.
— Ursprung dieses Namens, 176.
Oromazes, 175.
Os, Ossethen, 178, 225.
Oscische Sprache u. Literatur, 168.
Osmanli, ihre Sprache, 258, 263.
Ostjäkische Dialekte, 51.
Ost- und Westindien, 195.

Pah-pah-Theorie, 322,
Pâli, einer d. Volksdial. Behars, 121.
Panætius, der Stoiker in Rom, 96.
Pâṇini's Sanskrit-Grammatik, 99.
Pantomime und König, 323.
Paolino de San Bartolomeo, Fra, erste Sanskrit-Grammatik, 118, 133.

Paradies, die dort gesprochene Sprache, 111. 113.
Parsi, wann in Persiên gesprochen, 178.
Parsis oder Feueranbeter, 175.
— ihre Colonie in Bombay, 175.
— ihre verschiedenen Auswanderungen, 175.
— ihre alte Sprache, 175, 179.
Pascatir-Race, 278.
Pater, Urspr. d. latein. Worts, 45.
Patois, 47, 166, 353, 35.
Payer (to pay), Ursprung d. Worts, 105.
Pecunia, Etymologie des Wortes, 215.
Pecus, Vieh, 215, 334.
Pedro, Padre, Missionär in Calicut, 129.
Pehlwi oder Huzvaresch-Sprache, 178.
Pelasger, Humboldt über die —, 105.
— Dion. Halik über die —, 106.
Percussion, Etymologie des Wortes, 39.
Perion's Sprachwerk, 111, 365, 14.
Permische Stämme u. Sprache, 277.
— Zweig der finnischen Sprachclasse, 277.
— der Name Perm, 277.
Perrot (G.), 370, 59.
Persien, Urspr. der Turkomannen oder Kisilbasch, 260.
Persische Sprache, 69.
— ihr Einfluss auf d. Türkische, 69.
— die altpersische Sprache, s. Zend.
— spätere Geschichte d. Persischen, 178, 179.
Peschito, Bedeutung des Wortes, 236.
Peter d. Grosse und Leibniz, 114.
Pfau, Namen des — im Hebräischen und Tamul, 173, 376, 38, 378, 41.
Pfingstfest der Sprache, 109.
Pflug, Etymologie des Wortes, 218.
Philolaos, 17, 18.
Philologie und vergleichende —, 20.
— eine historische Wissenschaft, 21.
— ihr Ziel, 65.
Phönizisch, eng verwandt mit dem Hebräischen, 240.
Phonetisch, s. lautlich.
Physische und historische Wissenschaft, 19.
Planet, 348, 8.
Plato, kennt Nomen und Verbum, 82; seine Ansicht vom Ursprung der griech. Sprache, 107.
— über Zoroaster, 175, 378, 44.
Plautus, griech. Wörter in seinen Lustspielen, 87.
— die Lustspiele selbst Bearbeitungen griech. Originale, 87.
Pleïades, 6.
Plu, eine tertiäre Wurzel, 224.
Plural, Bildung des — im Tibetanischen und Chinesischen, 42;
— Aristoteles braucht den Ausdruck Plural noch nicht, 83.
Polen, Einfälle der Mongolen, 258.
Politische Bedeutung der Sprachwissenschaft, 11.
Polnische Sprache, als westslavischer Zweig, 170; älteste Sprachdenkmäler, 170.
Polybius, über die Veränderung des Lateinischen zu seiner Zeit, 54.
Pons, Pater —, Bericht über die literar. Schätze der Brahmanen, 132.
Popularité, Veränderung der Bedeutung dieses Wortes, 351, 11.
Porca und porcus, 385, 16.
Pott, Professor, Etymologische Forschungen, 141.
— für die polygenetische Theorie, 300.
Prairie, Etymologie des Wortes, 59.
Prâkrit-Idiome, 121, 171.
Praktischer Anfang jeder Wissenschaft, 8.
Prâtiśâkhyas der Brahmanen, 99.
Preussisch, Alt- —, Sprache und Literatur, 170.
Priester, Ursprung des Wortes, 104.
Primitive oder primäre Wurzeln, 224.
Primum cognitum und primum appellatum, 326.
Priscianus, Einfluss seines grammatischen Werkes auf die spätere Zeit, 93.

Pronominale Wurzeln, 229.
Prospective, 221.
Protagoras als Verbesserer der homerischen Sprache, 36.
Provençalische Sprache, Tochter des Latein, 145.
— nicht Mutter des Franz. etc., 145.
— das älteste provençalische Gedicht, 167.
Psammetich, Versuch um die Ursprache aufzufinden, 301.
Ptolemäus, sein System, 14.
Ptolemäus Philadelphus und die Septuaginta, 81.
Ptosis, Bedeutung des Wortes in der Sprache der Stoiker. 93.
Publius Crassus, seine Kenntniss d. griech. Dialekte, 89.
Puschtú, die Sprache von Afghanistan, 179.
Pyrrha, 10.
Pythagoras, seine Reisen, 79.

Quatremère, über das Ophir der Bibel, 174.
Quida oder Hliod, 164.
Quinsy, Ursprung des Wortes, 335.
Quintilian, über die Veränderung d. Latein. zu seiner Zeit, 55.
— über die Auslassung d. finalen s im Lateinischen, 55.
Quittance, Ursprung d. französischen Wortes, 105.

Rabe, 315 flg.
Radicale, s. Wurzeln.
— rad. Stufe, 246.
Rae, Dr. —, the Polynesian, 354, 40.
Rask, Erasmus, Zendstudien, 141, 175.
Raven, das engl. Wort, 315 flg.
Raynouard, seine Arbeiten in der vergleichenden Grammatik, 145.
Realismus und Nominalismus, 10.
Reich, das —, der Sprache, 23.
Reinaud, über d. Sindhind, 368, 49.
Remus für resmus. 385, 13.
Renan, öfter citirt, 349, 3; 388, 389, 5.
Répit, Etymologie des Wortes, 220.
Respect und respectable, Etymologie dieser Wörter, 219.
Reval, dortiger Dialekt des Esthischen, 276.
Rhenus, 332.
Rig-Veda, citirt, 74.
Rivus, 332.
Rom, die griech. Sprache in —, 84.
— Einfluss Griechenlands auf — 85.
— Einwirkung der griechischen Bildung auf Rom's geistige Atmosphäre, 90.
— Vertreibung griech. Grammatiker und Philosophen aus Rom, 90
— griech. Philosophie und altrömischer Volksglaube, 91.
— Popularität grammatischer und philologischer Studien in Rom, 92.
— Ausbildung der grammatischen Terminologie, 94.
Romana lingua, 145.
Romanische Sprachen, ihr lateinischer Ursprung, 144.
— Modificationen, 166.
— ihre Entwickelung aus den altitalischen Dialekten, 167.
Römer, ihr Gebrauch des Ausdrucks Barbaren, 107.
Rostrum, Ableitung des Wortes, 215.
Rumänisch oder Romanesisch, 166.
— Bibelübersetzung, 166.
— in Enghadin, 166
Russland, von den Mongolen verwüstet, 264.

Sabius, ein im classischen Latein nicht vorkommendes Wort, 86.
Sächsisch, Verhältniss des Sächsischen zum Normannischen im Englischen, 68.
Sæmund, Sigfusson, seine Sammlung von isländischen Gesängen, 163.
Sagard, Gabriel, über die Huronensprachen, 51.
Sage, Etymologie des Wortes, 358, 25.

Salische Gedichte und das spätere Latein, 53.
Salomon's Tharschisch-Flotte, 122.
Sálotar, Uebersetzung seines Werkes über Thierheilkunde aus d. Sanskrit ins Persische, 127, 369, 15.
Sanskrit, Bildung d. Adjective, 96. 360, 53.
— Grammatik, 99; erste Grammatik, 129.
— Aehnlichkeit mit dem Griechischen, 118.
— Wichtigkeit der Entdeckung des — 120.
— Geschichte d. Sanskrit-Sprache, 120.
— Zweifel über Alter und Aechtheit, 122.
— verschiedene Berichte über — 122.
— die Muhammedaner in Indien u. ihre Uebersetzungen von Sanskritwerken ins Arabische und Persische, 126.
— europäische Missionäre, 129.
— Philologie, 132.
— Studien u. Werke F. Schlegels, 137.
— Wichtigkeit der Entdeckung d. Sanskrit für die Classification d. Sprachen, 144.
— genealogische Beziehung zum Griechischen und Latein., 146.
— hohes Alter, 171.
— Beziehung zu den iranischen Sprachen, 174.
— Bildung des Locativs, 185.
— Zahl der Wurzeln. 227.
Sapius, 358, 25.
Saturnus und Kronos, 86.
Sarayu, 212, 384, 63.
Sassaniden-Dynastie, ihr Persisch, 176.
Scaliger, J. J., seine „Diatribe de Europæorum Linguis", 110.
Scandinavischer Zweig der germanischen Sprachclasse. 162.
— die ost- und westscandinavischen Racen, 162.
Scape, Ursprung dieses englischen Suffixums, 230.
Schaft, 230.
Schallnachahmung bei der Wortbildung, 318.
Schlegel, Friedrich, seine Sanskritstudien, 138.
— sein Werk über die Sprache u. Weisheit der Indier, 138.
— Aufnahme seines Werkes in Deutschland, 140.
— seine Ansicht über den Ursprung der Sprache, 184.
Schlegel, Aug. W. v., seine „Indische Bibliothek", 141.
— seine Kritik der Theorie Raynouards, 15.
Schlesien, Einfälle der Mongolen in —, 252.
Schwedische Sprache, ihr Wachsthum, 57, 107.
Schwester, Ursprung des Wortes, 44.
Scipio (Publius) und Ennius, 88.
Scipionen, die Wissenschaft im Hause der —, 90.
Scythisch, was die Griechen darunter verstanden, 256.
Scythische Wörter bei griechischen Schriftstellern, 205.
Secundäre Wurzeln, 224.
Seele, 234.
Seigneur, s. Senior.
Sein, das Hülfsverb, 146, 180, 252.
Semitische Sprachfamilie, 31.
— ihr Studium, 110.
— Bestandtheile des Semitischen, 233.
— Abtheilungen der semitischen Sprachfamilie, 236.
— aramäische Classe, 236.
— hebräische Classe, 240.
— arabische Classe, 240.
— enge Beziehungen d. drei Classen zu einander, 241.
— Berberndialekte, 241.
— das Semitische und Arische als die einzigen Sprachfamilien, welche diesen Namen verdienen, 241.
— genealogische Tafel, 37.
Senior, der Titel, 194.
Septuaginta und Ptol. Philadelphus, 81.
Serpens, Ursprung des Wortes, 335.

Shakespeare, Zahl der von ihm gebrauchten Wörter, 228.
Shahnámeh, das persische Gedicht, 178.
Ship, das engl. Suffix, 230.
Sibirien, tungusische Stämme in —, 254.
— türkische Stämme in —, 261.
— Dialekte, 262.
Sibulla, Bedeutung d. Wortes, 86.
Sibylla von Cumæ, ihre Orakel griechisch abgefasst, 86.
Sieur, s. Senior.
Sigfusson, s. Sæmund, 163.
Sigismund, Kaiser, u. der böhmische Schulmeister, 35.
Sindhind, 368, 49.
Sindhu, das Sanskritwort, 195.
Sir, Ursprung d. Wortes, 193, 194.
Sirjänen-Stämme, s. Syrjänen.
Sister, Urspr. d. engl. Wortes, 44.
Skalda des Snorri Sturluson, 165.
Skeptomai und skeptikós, 219.
Slavische Stämme, ihre Niederlassung in Mœsien, 167.
— die eigentlichen slavischen Sprachen, 170.
Slavonische Sprache, 170.
Sō, die Endung des Futurums im Griechischen, 198.
Smith, Adam, Ansicht über d. Ursprung der Sprache, 28.
— über Formation des Gedankens und der Sprache, 326
Smith, Sydney, über die menschl. Ueberlegenheit etc., 283.
Snorri Sturluson, Prosa-Edda, 165.
— Heimskringla, 165.
— Skalda, 165.
Sollicitude, 351, 11.
Sommes, êtes, sont, 145
Song-yun, der chinesische Pilger in Indien, 123.
Soul, Seele, Etymologie d. Wortes, 334.
Soupçon, suspect, Etymologie von —, 221.
Spac (spec) und spaś, die Wurzel und ihre vielen Sprossformen, 219 flg.
Spand, eine tertiäre Wurzel, 225.
Species, Ursprung des lateinischen Wortes, 222.
Spéculation, 351, 11.
Speculiren, Etymologie, 222.
Spiegel, Ursprung des Wortes, 221.
Sprache, Wissenschaft der — gehört zu den physischen Wissenschaften, 1, 19.
— gehört der Neuzeit an, 3.
— ihre Name, 3.
— Bedeutung, 4.
— bietet den utilitarischen Tendenzen der Neuzeit wenig, 8.
— Wichtigkeit der Sprachwissenschaft in den politischen und socialen Fragen, 10.
— Schranke zwischen Mensch und Thier, 11.
— Wichtigkeit, 20.
— ihr Reich, 23.
— Wachsthum im Gegensatz zur Geschichte, 25.
— Dr. Whewell über die Classification der —, 25.
— Prüfung der Einwürfe gegen die Sprachwissenschaft als physische Wissenschaft, 26.
— als Menschenerfindung, 26.
— als historische Wissenschaft, 30.
— historische Veränderungen, 31.
— fast unveränderlich bei hochgebildeten Völkern, 33.
— ihr Wachsthum, 45.
— kann der Mensch die Sprache verändern oder verbessern? 37.
— Ursachen des Wachsthums, 38.
— Process des Wachsthums: lautlicher Verfall, 38.
— dialekt. Wiedererzeugung, 44.
— Gesetze des Wechsels, 59.
— eitle Versuche einzelner Grammatiker und Puristen, die Sprache zu verbessern, 61.
— Zusammenhang der Sprache mit der Geschichte, 63
— unabhängig von geschichtlichen Ereignissen, 34.
— keine Möglichkeit einer Mischsprache, 67.
— die empirische Stufe im histor. Fortschritt der Sprache, 73.
— Speculationen der Brahmanen u. Griechen, 73.
— die classificatorische Stufe, 98.

Sprache, empirische oder formale Grammatik, 100.
— genealog. Classification, 105.
— Catalogo von Hervas, 116.
— Leibniz, 113 flg.; 367, 23.
— Hervas, 116 flg.
— Adelung, 118.
— Catharina die Grosse, 119.
— Wichtigkeit der Entdeckung des Sanskrit, 121, 144.
— Werth der vergleichenden Grammatik, 144.
— Blick auf die neuere Geschichte der Sprache, 146.
— Unterscheidung der radicalen u. formalen Elemente, 183.
— Bestandtheile, 212.
— morphologische Classification, 235, 244.
— die flexionale Stufe der Sprache, 242.
— über das Problem eines gemeinsamen Ursprungs der Sprachen, 281 flg.
— ältere Theorien, 300.
— Methodik der Untersuchungen, 302.
— Fähigkeiten des Menschen und der Thiere, 304.
— das innere Vermögen, dessen äusseres Zeichen und Offenbarung die Sprache ist, 309.
— universelle Ideen, 310.
— allgemeine Ideen und Wurzeln, 310.
— das primum cognitum und primum appellatum, 326.
— erkennen und nennen, 333, 336.
— Sprache und Vernunft, 337.
— Laut und Gedanke, 338.
— natürliche Auslese d. Wurzeln, 339.
— keine Willkür in der 8prache, 343.
— Ursprung und erste Divergenz der Sprache, 344.
— die radicale Stufe, 244.
— die terminationale, 244, 248.
— die flexionale, 244.
Sprachen, Zahl der bekannten —, 22.
— das Unterrichten in fremden Sprachen eine verhältnissmässig neue Erfindung, 76.
Sprachen, warum die alten Griechen nie fremde Sprachen lernten, 76.
— der „Sprachenberg", 78.
— genealogische Classification der Sprachen, 140.
— Zurückführung der Hauptdialekte in Europa und Asien auf gewisse Sprachenfamilien, 147.
— die genealog. Classification nicht auf alle Sprachen anwendbar, 148.
— Verwandtschaft der Wurzeln, 149.
— vergleichende Grammatik, 182.
— formale und radicale Elemente, 184.
— alle formalen Sprachelemente sind ursprüngl. substantiell, 187
— Grade der Verwandtschaft, 243.
— alle Sprachen sind schliesslich auf Wurzeln zurückzuführen, 243.
Spy, Spion, 219.
Squirrel, Urspr. des engl. Wortes, 321.
Star und strend, die Wurzeln, 386, 29.
Sterne, Fixsterne und Planeten, 348, 8.
Stetigkeit der Sprache, 25.
Stewart, Dugald, seine Meinung über den Ursprung der Sprache, 27.
— Zweifel an dem Alter und der Aechtheit d. Sanskrit, 122.
— seine Ansicht über die Verwandtschaft des Griechischen und Sanskrit, 138
— über den Ursprung d. Sprache, 298.
Stha, verglichen mit ἑστε u. estis, 146.
Stoiker, die Logik der —, 95; ihre Ansicht über ptōsis, casus, 95.
Stoische Philosophie in Rom, 91.
Strabo über die Barbaren, 105.
Sturluson, s. Snorri.
Sugar, Ursprung des engl. Wortes, 317.
Sum, sumus, verglichen mit den griechischen Formen, 146.

Sünde, Name derselben im Sanskr., 335, 336.
Sunt und εἰσί, 147.
Synonyme, ihre Wichtigkeit bei Sprachdivergenzen, 243; Fülle der — in den ältesten Sprachen, 337; Beispiele von — im Arabischen, 337,
Syrien, Ursprung der dortigen Türken, 263.
Syrische Sprache, Zeit der Bibelübersetzung ins Syrische, 236.
— Peschito, 236.
— Verfall und gegenwärt. Stellung der Sprache, 236.
Syrjänen-Stämme, ihre Wohnsitze, 277.
— ihre Sprache, 277, 279.

T, die Endung der dritten Person Singularis, 231 flg.; das t in donne-t-il, 232.
Talmud von Jerusalem und von Babylon, literarisches Idiom der Juden im — 237.
Targums, Sprache, in welcher sie geschrieben, 237.
— die berühmtesten, 237.
Tarikh-i-Bodauni, 370, 62.
Tariku-l-Hind des Al-Birúni, 126.
Tarsis s. Tharschisch.
Tataren-Stämme, 255.
— Schrecken des Namens, 256.
— die goldene Horde, 256.
Tatarische Sprache, 256.
— bisweilen so viel als turanisch, 256.
Tavastisch, Dial. d. Finnischen, 276.
Te als Bildungssilbe des deutschen Imperfects, 198, 200.
Tendre und tonnerre, 326.
Ter, die Adverbialendung im Lateinischen, 281.
Terminologie, Ausbildung der grammatischen — in Rom, 94.
— Vergleich d. grammatischen — der Griechen und Hindús, 98.
Teros, die Endung des griech. Comparativs, 230; entsprechende Form im Sanskrit, 230.
Tertiäre Wurzeln, 224.
Testament, das neue — ins Pers. übersetzt, 127.
Testament, Zahl der Wörter im alten —, 228.
— die Septuaginta, 81;
— ins Syrische übersetzt, 388, 2.
Teutonische Sprachclasse, 151.
— das Englische ein Zweig derselben, 66.
— vier Hauptkanäle der teutonischen Sprache, 165.
Tharschisch, Flotte, 172, 376, 33.
That, das Imperfect, 200.
Themistokles kennt die persische Sprache, 78.
Theoretische Stufe der Wissenschaften, 16.
Theós, das griechische — u. Deva, 119.
Thiere, Fähigkeiten der —, 306.
— Instinct und Verstand, 307.
— die Sprache als die Scheidewand zwischen Mensch und Thier, 308.
— der alte Name für Thier, 335.
Thommerel, M., über das Verhältniss der sächsischen zu den normannischen Wörtern im Englischen, 68.
Thrazier, alte Autoren über die —, 105.
Thun als Hülfsverb. 199.
Thunder, Urspr. d. engl. Wortes, 320.
Tiberius Gracchus, seine Kenntniss des Griechischen, 87.
Tiberius, Kaiser, und die Grammatiker, 34.
Tibetanisch, Bildung der Adjectiva im —, 96.
Timur, mongol. Reich des — 258.
Tochter, Ursprung des Wortes, 44.
Tochtersprachen (?), 54.
Tôkei, der Pfau, 376, 38.
Tooke, Horne, über grammatische Endungen, 214.
— über die interjectionale Wurzeltheorie, 264.
Torgod Mongolen, 258.
Traire, Bedeutung des Wortes im Altfranzösischen, 385, 9.
Très, Etymologie des Wortes, 230.
Triliterale Sprachen, ein Name für die semitischen —, 233, 241.
Tschudischer Zweig der finnischen Sprachen, 274.

Tud, eine secundäre Wurzel, 224; Modification derselben, 225.
Tungusische Idiome, neue Phase d. gramm. Lebens derselben, 51.
Tungusische Sprachclasse, 255.
— geograph. Gränze ders., 255.
— Grammatik, 255.
Turanische Sprachfamilie, 31, 247.
— Ursprung des Ausdrucks Turanisch, 204.
— turanische Racen, 207.
— turanische Namen, von griech. Schriftstellern erwähnt, 207.
— Sprachfamilie, Bestandtheile d. turanischen Sprache, 233.
— turanisch eine terminationale od. agglutinative Sprachfamilie, 247, 250.
— Abtheilungen der turanischen Sprachfamilien, 227.
— der Name turanisch, 248.
— charakteristische Züge der turan. Sprachen, 248, 249.
— Aufzählung der Sprachen der turanischen Familie, 254.
— genealog. Tafel, 400.
Türken, ihre Geschichte, 259.
— Ursprung der Türken Kleinasiens und Syriens, 259.
— Ursprung und Vordringen der Osmanli, 263.
— Verbreitung des Osmanli-Dial., 263.
Türkische Sprachclasse, 258.
— Grammatik, 265.
— Conjugationssystem, 268, 279.
Türkische Sprache, Einfluss der Fremdwörter, 67.
— zwei Vocalclassen, 254.
— sinnreiche Grammatik, 265.
— neigt sich zu flexionalen Formen hin, 293.
Turkomannen oder Kisil-basch, ihr Ursprung, 261, 264.
Turner, Sharon, über das Verhältniss der normann. zu den sächs. Wörtern im Englischen, 69.
Turvasa, 208.
Twenty, Etymologie des Wortes, 40.

Uebersetzungen aus d. Sansk., 126.
Ugrischer Zweig d. finnischen Sprachclasse, 278.
Ulfilas, seine Sprache, 32.
— über seine Bibelübersetzung, 154.
— zu seiner Lebensgeschichte, 156.
Umbrische Sprache und Liter., 167.
Umgestaltung der Sprache, 33.
— des Englischen, 33.
— des Deutschen, 34.
— des Französischen, 350, 11.
Ungaren, Vorfahren der —, 277.
— ihre Sprache, 278.
— Verwandtschaft derselben mit den ugro-finnischen Dialekten, 278.
Upanischads, von Dárá aus d. Sanskr. ins Pers. übersetzt, 129.
— von Anquetil Duperron ins Französische übersetzt, 129.
Uralische Sprachen, 273.
Uranfänge d. Wissenschaft, 5.
Uranʿhat-Stämme am Chulym, 263.
Urdu-zeban, eigentlicher Name des Hindustaní, 274.
Ursprung der Sprache 334, 345.
— Möglichkeit eines gemeinsamen —, 288 flg.
Usbeken, ihre Geschichte, 261.

Vâch, die Göttin der Sprache, 74, 356, 1.
Varro, de re rustica über Mago, 80. 367, 10.
— sein Werk über lateinische Sprache, 92.
— wird Cäsar's Bibliothekar, 93.
Vasco da Gama bringt einen Missionär nach Calicut, 129.
Vater, friesische Wörter für —, 46, 47.
Vaterunser in versch. Sprachen, 110.
Veda's, 93.
— Unterschied zwischen d. Spr. der Veda's und dem spätern Sanskrit, 99.
— die Brahmanen lassen sie nicht übersetzen, 128.
— Erzählung von Feizí, 129.
Veneter, Polybius über die —, 363, 11.

Veraltete Wörter, 33.
Verben, Bildung ihrer Endungen in den arischen Dialekten, 190.
— neuere Formationen, 191.
Verfall, lautlicher — im Process beim Wachsthum d. Spr., 38.
— Beispiele desselben, 38, 41.
— classischer Sprachen, 55.
Vergiliæ, 7, 347, 7.
Vergleichende Grammatik, 182 flg.
Vernunft und Sprache, 338.
Verwandtschaft, Anzeichen wahrer — in der animalischen und vegetabilischen Welt, 14.
— der Wurzeln, 149.
— Grade der Verw., 243, 289.
Very und much, 36, 315, 13.
Vibhakti in d. Sanskr.-Gramm., 99.
Vidam, Etymologie des Wortes, 194.
Viginti, vingt, Etymologie d. Wortes, 46.
Virgarius, Jupiter, 348, 7.
Virtus, die altrömische — und die griechische Wissenschaft, 89.
Viśnati, das Sanskrit für zwanzig, 41.
Vogulen, 277.
Volle Wurzeln, 341.
Vṛika, Name des Wolfes im Sanskr., 386, 16.
Vulgarité, 351, 11.
Vyâkarana, Sanskritname für Grammatiker, 99.

Wachsthum, der Sprache, 34, 54.
— durch Mitwirken Einzelner? 37.
— Ursachen des —, 37.
— unbewusstes —, 37.
Wallachei, ihre Bevölkerung, 374, 22.
Wallachische Sprache, 166.
Wallisisch, 168.
Wandelungen der Sprache, 31.
— bei rohen Volksstämmen, 32.
Wenden, ihre Sprache, 170.
Whewell, Dr., über die Sprachwissenschaft, 25.
Wiedererzeugung, dialektische, 45.
Wilde Stämme, schneller Wechsel in ihren Sprachen, 31, 49.
Wilkins, über die Verwandtsch. des Sanskrit und Griechischen, 135.
Windische Sprachen, 169.
— Abtheilungen und Unterabtheilungen, 169.
Winidæ, 163.
Wissenschaften, Uranfänge, 5.
— Gleichförmigkeit ihrer Geschichte, 18.
— von Philosophen und selbst von Dichtern gefördert, 17.
— physische und historische, 19.
— die empirische Stufe, 4.
— die Wissenschaft muss praktisch sein, 7.
— classificatorische Stufe, 12.
— theoretische oder metaphysische Stufe, 15.
Witsen, Nicholas, der holländische Reisende, seine Wortsammlung, 35, 113.
Wörterbuch, vergleichendes —, Catharina der Grossen, 119.
Wotjäken, ihr Idiom, 277.
— Wohnsitze, 278.
Wurzeln oder Radicale, 215.
— Verwandtschaft, 149.
— Classen d. Wurzeln, 224.
— demonstrat. u. prädicat., 228.
— wie viele Formen sich aus dieten Bestandtheilen zusammensetzen lassen, 204.
— alle Sprachen lassen sich schliesslich auf Wurzeln zurückführen, 244.
— die radicale Stufe der Sprache, 245.
— allgem. Ideen und — 311.
— Ursprung der — 312.
Bau-wau-Theorie, 313.
— Pah-pah-Theorie, 322.
— natürliche Auslese der —, 339.

Xavier, Franz, predigt das Evangelium in Indien, 129.
— seine Sprachkenntniss, 129.

Yakuten, s. Jakuten.
Yea und yes bei Chaucer, 129.
Yes'r und yes'm, 192.

Zahl der Sprachen, 23.
Zahlwörter, 43; im Sanskrit und ihre Verwandtschaft mit d. griech. u. lateinischen —, 136; vergleichende Tabelle der — in der finnischen Sprache, 279.
Zanik, der Indier, 369, 52.
Zehn, 39.
Zend, Rask's Studien des —, 141.
— Burnouf's Stud. des —, 132.
— Haug's Studien des —, 176, 379, 49.
Zend-avesta, 141.
— hohes Alter des —, 174.
— die Wörter Zend und Zendavesta, 174.
— Anquetil's Uebersetzung, 175.
— Rask's und Burnouf's Arbeiten, 175.
— Auctorität des — für das Alter des Wortes Arya, 211.
Zenodotus, setzt im Homer den Artikel vor Eigennamen, 82.
— Beobachtungen über den Dual im Homer, 84.
Zeus, Grundbedeutung d. Wortes, 10.
Zigeuner, 376, 51.
Zigeunersprache, 179.
Zimmermann und die Czarin Catharina, 120.
Zoroaster oder Zarathustra, seine Schriften ins Griechische übersetzt, 81.
— von Anquetil übersetzt, 142.
— seine Gâthâs, 177.
— Zeit, in welcher er lebte, 177.
— nicht identisch mit Jaradaschti in den Veda's, 177.
Zoroastrier, 174.
— Ursitz ders., 211.
Zucker, Ursprung des Wortes, 321.
Zwanzig, Ursprung des Wortes, 40.
Zwei, 39.

Nachträge

aus der fünften Ausgabe*) des Originals, soweit dieselbe während des Druckes noch benutzt werden konnte.

*) Dieselbe ist nicht bloss bis S. 160, wie dies in der früher als diese Nachträge gedruckten Vorrede gesagt wurde, sondern bis S. 288 verglichen.

A. Text.

S. 6, nach [5]). In der Mythologie der Edda ist der Mond, Mâni, der Sohn und die Sonne, Sôl, die Tochter Mundilföri's. Im Gothischen ist sunnó, die Sonne ein Femininum. Auch im Angelsächsischen wird môna, der Mond, fortwährend männlich, sunne, die Sonne, weiblich gebraucht. Im Schwedischen ist måne ein Masculinum, sol ein Femininum. Die Litthauer denken sich auch den Mond, menů, männlich, die Sonne, saule, weiblich, und obgleich im Sanskrit die Sonne gewöhnlich als ein mächtiges Wesen männlichen Geschlechts angesehen wird, so sind doch die gebräuchlichsten Namen für den Mond, wie z. B. Chandra, Soma, Indu, Vidhu Masculina. Die Namen des Mondes werden oft in dem Sinne von Monat gebraucht und diese sowie andere Namen für Monat behalten dasselbe Geschlecht bei. Neben dem griechischen mēn wird noch das ionische meis erwähnt.

S. 11, Z. 7. Man vergl. die 12te Vorlesung der 2ten Serie. (S. 482 flg. der deutschen Ausgabe).

S. 31. Z. 16 v. u. . . hervorgegangen sein muss. Der Ausdruck ist gemildert; es wird nur gesagt, dass diese Sprachen auf eine ältere Sprache zurückweisen.

S. 40, Z. 6. v. u. vinśati statt vi + śati, zwanzig.

S. 43, Z. 16 v. u. nach mind or will. In mittelalterlichen Manuskripten werden Glossen mit aut, vel, seu, id est, hoc est, oder mit in alia mente eingeführt und dies letztere erhält dann die Bedeutung autrement, anders, otherwise. (Grimm, Rechtsalterthümer, S. 2).

S. 48. Nach Z. 7 „aufbauen". Aber was waren denn gerade diese Sprachen, bevor sie durch literarische Werke zum Stillstand gekommen waren? Soll man annehmen, dass in Indien, — einem Europa an Grösse fast gleich kommenden und durch Gebirge, Wälder und Wüsten zertheilten Lande, — ein und dieselbe Sprache gesprochen wurde, als die Vedadichter ihre ersten Hymnen sangen, um die Macht ihrer Götter zu verherrlichen? Zeigt uns nicht Griechenland, sogar in seiner Literatur, eine Mannigfaltigkeit örtlicher Mundarten und kann das sogenannte klassische Latein mehr beanspruchen, als dass es einer der vielen Dialekte Latiums ist, der von den patricischen Familien Roms gesprochen wurde? Die Mundarten sind vor der Bildung von Literatursprachen vorhanden, denn jede Literatur-

sprache ist nur eine Mundart unter vielen; es folgt auch keineswegs, dass, nachdem eine solche Mundart zu der Würde einer Literatursprache erhoben ist, nun die andern plötzlich zum Stillschweigen verurtheilt und wie die Brüder und Spielgenossen eines türkischen Sultans bei Seite geschafft würden. Im Gegentheil leben sie in voller Kraft, wenn auch nicht in dem hellen Lichte, das auf die Literatursprache fällt, fort und wenn diese letztern sich nicht durch einen stets erneuerten Verkehr mit ihren frühern Genossen auffrischt und erneut, so werden die Volksmundarten früher oder später ihr Uebergewicht behaupten. Literatursprachen, wie Sanskrit, Griechisch und Lateinisch sind jedenfalls die Königsgeschlechter in der Geschichte der Sprache.

S. 99. Nach Z. 7. v. u. „aufgenommen". Er war ein Schüler des Diogenes Babylonius, der wieder ein Schüler des Chrysippos gewesen war, und da Chrysippos die Theorie der Anomalie vertheidigt hatte, so war auch die von Krates gelehrte Sprachphilosophie (*αἵρεσις Κρατήτειος*) von demselben Charakter. („Inquo fuit Crates nobilis grammaticus, qui reliquit sex libros *περὶ ἀνωμαλίας*, heis libris contra *ἀναλογίαν* atque Aristarchum est nixus, sed ita, ut scripta indicarent eius, ut neutrius videatur pervidisse voluntatem; quod et Chrysippus de inæqualitate cum scribit sermonis, propositum habet ostendere similes res dissimilibus verbis et dissimilibus similes ipse vocabulis notatas (id quod est verum); et quod Aristarchus, de æqualitate cum scribit et de verborum similitudine, quorundam inclinationes sequi jubet, quoad patiatur consuetudo." — Varro, de lingua Latina, ed. O. Müller, lib. IX. cap. 1.

S. 95 vor dem Absatze: . . wenn wir von Casus sprechen und wir sehen, dass W. Cobbett in seiner englischen Grammatik den Versuch einer eigenen Erklärung des Ausdrucks case macht, indem er angiebt: „The word case, as applied to the concerns of life, has a variety of meanings, or of different shades of meaning; but its general meaniug is, state of things, or state of something. Thus we say, „in that case, I agree with you." Meaning, „that being the state of things, or that being the state of the matter, I agree with you." Lawyers are said, „to make out their case; or not to make out their case": meaning the state of the matter, which they have undertaken to prove. So, when we say, that a horse is in a good case, we mean that he is in a good state. Nouns may be in different states, or situations, as to other nouns, or other words. For instance, a noun may be the name of a person who strikes a horse, or a person who possesses a horse, or of a person whom a horse kicks. And these different situations, or states, are, therefore, called c a s e s." (William Cobbett, A grammar of the English Language, letter V. §. 44.

S. 106, Z. 11 . . . pacare, befriedigen, zurück. Joinville gebraucht payer sowohl in der Bedeutung befriedigen als in der des Bezahlens. (Joinville, ed. Michel, p. 15: „il s'agenouilla devant l'évesque et se tint bin pour paiez"; p. 117 „que se les dix mil livres ne sont paiés, que vous les facez paier.")

Zu derselben Seite, Z. 9. u. Die vollkommenste Form der Classification giebt M. Müller noch ein Citat aus Darwin, Origin of Species, S. 422 (vgl. 8. Vorles., Anm. 36): „Wenn wir einen vollständigen Stammbaum des Menschengeschlechts besässen, so würde durch die genealogische Gruppirung der Menschenracen die beste Classification der verschiedenen jetzt in der Welt gesprochenen Sprachen ermöglicht werden, und wenn alle todte Sprachen und alle in der Mitte liegenden und sich langsam verändernden Mundarten mit eingeschlossen werden sollten, so würde, meiner

Meinung nach, eine solche Gruppirung die allein mögliche sein. Dennoch könnte es der Fall sein, dass sich irgend eine sehr alte Sprache nur wenig verändert und nur wenige neue Sprachen hervorgebracht hätte, während sich andere (vermöge der Ausbreitung und darauf folgenden Isolirung und vermöge der Bildungszustände der verschiedenen einer gemeinschaftlichen Race entsprungenen Racen) stark umgestaltet und viele neue Sprachen und Mundarten hervorgebracht hätten. Die verschiedenen Grade des Unterschieds in den Sprachen desselben Stammes würden dann durch untergeordnete Gruppen auszudrücken sein; aber die eigentliche oder sogar allein mögliche Anordnung müsste doch die genealogische sein, und dies würde auch streng naturgemäss sein, da sie alle Sprachen, erloschene und neuere, durch die engsten Verwandtschaftsbande zusammenknüpfen und die Geburtsstätte und den Ursprung jeder einzelnen angeben würde."

S. 113. Der Verfasser sagt in einer Anmerkung, dass er ganz absichtlich Leibniz, nicht Leibnitz, schreibe, da der grosse Philosoph selbst seinen Namen stets so geschrieben habe. S. die Werke von Leibniz, ed. Onno Klopp, Hannover, 1864. Vol. I, p. XXIV.

S. 130, Z. 12 nach „Disputationen herausfordern". 1581 bis 1588 lebte in Goa ein italienischer Gelehrter, welcher in der damaligen literarischen Welt eine hervorragende Stellung einnahm, nämlich Filippo Sassetti. Seine Briefe sind vor kurzem in Florenz veröffentlicht worden und in einem derselben giebt er an, dass die wissenschaftlichen Werke der Inder alle in einer Sprache, welche Sanscruta heisse, niedergeschrieben seien. Dies, sagt er, bedeutet eine gutgegliederte Sprache. Man lernt sie dort, wie wir Griechisch und Lateinisch lernen und braucht dazu sechs bis sieben Jahre. Keiner weiss, wann diese Sprache gesprochen wurde, sie hat aber viele Wörter mit der noch lebenden Landessprache und selbst mit dem Italienischen gemein, besonders in den Zahlwörtern 6, 7, 8 und 9 und in den Namen für Gott, Schlange und vielen andern. Und dann fügt er hinzu: „Ich sollte achtzehn Jahr alt hierher gekommen sein, um mit einiger Kenntniss dieser schönen Dinge heimkehren zu können," [Lettere edite e inedite di Filippo Sassetti, racolte e annotate du Ettore Marcucci, Firenze, 1855, p. 417. Ich verdanke die Kenntniss der Sassettischen Briefe der Güte des Prof. Maggi in Mailand, der mir ein Exemplar derselben übersandte.]

S. 131 unten vor Z. 3.

Ein anderer Jesuiten-Missionär des siebenzehnten Jahrhunderts, welcher sich Kenntniss im Sanskrit erwarb, ist Heinrich Roth. Während er in Agra stationirt war, glückte es ihm einen Brahmanen dazu zu überreden ihn in den Elementen des Sanskrit zu unterrichten und nach sechsjährigen eifrigen Studien hatte er die schwierige Sprache vollkommen erlernt. Er war 1666 in Rom und eben dieser Roth hat die interessante Darstellung des Sanskrit-Alphabetes gegeben, welche Athanasius Kircher in seiner China illustrata (1667) veröffentlichte.

Wir nähern uns nun dem achtzehnten Jahrhundert[70]) und bemerken jetzt, dass die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten sich auf die merkwürdige Entdeckung wenigstens hinlenkt, nämlich auf die nicht mehr zu bezweifelnde Entdeckung einer in Indien existirenden ungemein ausgedehnten Literatur, welche, wie man glaubte, weit älter ist, als alle anderen Literaturen der Welt. Die französischen Jesuiten, welche Ludwig XIV. nach dem Ryswicker Vertrage 1697 nach Indien aussandte, unterhielten eine literarische Correspondenz mit den Mitgliedern des französischen Instituts. Von den letztern wurden Fragen an jene Missionäre gestellt und

die Antworten derselben entweder in den Memoiren der Academie oder in den Lettres édifiantes abgedruckt. Die von dem Père Coeurdoux 1767 auf die vom Abbé Barthélemy an ihn gerichten Fragen eingesandten Antworten und seine darauf folgende Correspondenz mit Anquetil Duperron (Mémoires de littérature de l'Académie Royale des Inscriplions, tom XLIX, p. 647) sind voll des interessantesten Materials. Von diesem gelehrten Missionar werden wir nochmals als von einem der ersten zu sprechen haben, welche die wirkliche Tragweite der Aehnlichkeit zwischen der alten Sprache Indiens und den Sprachen Europa's erkannten. Einer seiner Collegen, der Père Calmette belehrt uns in einem aus Vencataguiry im Königreich Carnata datirten Briefe vom 24. Januar 1733 (Lettres édifiantes, Paris, 1781, vol. XIII, p. 390), dass schon in jener Zeit die Jesuiten Missionäre hatten, welche nicht bloss im Sanskrit bewandert, sondern auch im Stande waren, einige Partien. des Veda zu lesen. Sie gingen daran, eine orientalische Bibliothek zu sammeln, von der sie, wie er sagte, zur Förderung der Religion grossen Vortheil zu ziehen anfingen. Aus diesem Arsenal des Heidenthums holten sie die Waffen hervor, welche die Brahmanen am empfindlichsten verwundeten. Sie waren im Besitz ihrer Philosophie, ihrer Theologie und besonders der vier Vedas, welche das Gesetz der Brahmanen enthalten und welche die Indier seit undenklicher Zeit für ihse heiligen Bücher hielten, deren Autorität unwiderlegbar sei, da sie von Gott selbst herstammten.

„Von der Zeit an," fährt er fort, „wo diese Missionäre zuerst nach Indien gingen, hat man es immer für unmöglich gehalten, dieses Buch, welches von Indiern so hoch verehrt wird, aufzufinden. Dies würde uns in der That auch niemals gelungen sein, wenn wir nicht Brahmanen, welche Christen sind, verstohlen unter sie eingemengt hätten. Denn wie wären sie sonst dazu zu bringen gewesen, dies Buch Europäern und besonders Feinden ihrer Religion mitzutheilen, da sie es ja nicht einmal Indiern, wenn diese nicht ihrer Kaste angehören, mittheilen? . . . Das Merkwürdigste hierbei ist, dass diese Verwahrer des Veda denselben selbst nicht verstehen, denn der Veda ist in einer sehr alten Sprache geschrieben und das Samouscroutam, mit welchem ihre Gelehrten so vertraut sind wie wir mit dem Lateinischen, reicht an sich ohne Hülfe eines Commentars zur Erklärung sowohl der Gedanken als der Worte des Veda nicht aus. Sie nennen diesen Maha bachiam oder den grossen Commentar. Diejenigen, welche sich mit dem Studium dieser Bücher befassen, bilden die erste Klasse unter ihren Gelehrten. Während die andern Brahmanen begrüssen, ertheilen diese allein den Segen."

An einer andern Stelle (S. 437) sagt er: „Da sich der Veda in unsern Händen befindet, so haben wir Textstellen aus demselben ausgezogen, welche dazu dienen, sie von den Grundwahrheiten zu überzeugen, welche den Götzendienst zerstören müssen; denn die Einheit Gottes, die Eigenschaften des wahren Gottes und ein Zustand der Seligkeit und Verdammniss, dies Alles ist im Veda enthalten. Aber die Wahrheiten, welche in diesem Buche zu finden sind, liegen dort nur zerstreut wie Goldkörner in einem Haufen Sandes." . . .

In einem andern Briefe vom 16. September 1737 schreibt derselbe Missionär: „Ich glaube, wie Sie, dass es richtig gewesen wäre, die Originalbücher der indischen Religion mit grösserer Sorgfalt zu Rathe zu ziehen. Aber freilich waren bis jetzt diese Bücher nicht in unsern Händen und man glaubte lange Zeit, dass sie nicht aufgefunden werden könnten, besonders die allerwichtigsten, nämlich die vier Vedas. Erst seit

fünf bis sechs Jahren hat man mir gestattet, eine orientalische Bibliothek für den König zu sammeln und ich wurde zugleich beauftragt, zu dem Ende indische Bücher auszusuchen. Ich habe danach Entdeckungen von grosser Wichtigkeit für die Religion gemacht, wozu ich die vier Vedas oder heiligen Bücher rechne.

Diese Bücher aber, von denen die tüchtigsten Gelehrten unter ihnen kaum die Hälfte verstehen, welche ein Brahmane uns zu erklären nicht wagen würde aus Furcht sich mit seiner Kaste zu verfeinden, und zu denen selbst die Kenntniss des Sanskrit uns noch nicht den Schlüssel darbieten würde, weil sie in einer ältern Sprache geschrieben sind, — diese Bücher, sag' ich, sind in mehr als einer Bedeutung für uns versiegelt. Man findet jedoch einige Stellen ihres Textes in theologischen Werken erklärt; einige werden vermittelst der Kenntniss des gewöhnlichen Sanskrit verständlich, namentlich die den letzten Büchern des Veda entlehnten, welche, nach dem Unterschied der Sprache und des Stiles zu urtheilen, wohl mehr als 500 Jahr später als die übrigen entstanden sein dürften."

Wenige Jahre nach Calmette setzte Peter Pons . . (S. 132, Z. 3 v. o.)

S. 132, Absatz, lies: Obgleich nun die Briefe des Pater Pons, Coeurdoux, Calmette und Anderer grosses Interesse erweckten etc.

Nach „ermöglichen"; Z. 18 v. u.: Der Abbé Barthélemy hatte den Père Coeurdoux 1760 gebeten, ihn vor allen Dingen eine Sanskrit-Grammatik zu senden. Der allein noch fehlende Theil war die Syntax und diese wurde später von dem Père Coeurdoux geliefert. Auch scheinen in Rom die Materialien zu einer Sanskrit-Grammatik aus der Feder H. Roth's in der Bibliothek des Collegio Romano vorhanden gewesen und unter andern werthvollen Schriften von dem Jesuiten J. Hanxleden hinterlassen worden zu sein, worauf Paulinus a Santo Bartholomeo, Hervas und Andere sich häufig beziehen. (Hervas, Catalogo de las Lenguas, II, p. 132. 133. „Este jesuita, segun me ha dicho el referido Fray Paulino, llegó á hablar la lengua malabar, y á entender la samscreda con mayor perfeccion que los Brahmanes, como lo demuestran sus insignes manuscritos en dichas lenguas".)

S. 132, Z. 13 v. u. Einige Jahre später liess Wesdin eine vollständigere Grammatik drucken, und schrieb ebenfalls verschiedene Aufsätze über die Alterthumswissenschaft, die Mythologie und Religion der Indier, indem er bei allen seinen Schriften die von Hanxleden hinterlassenen Papiere sich zu Nutzen machte (denn Hanxleden's Kenntnisse im Sanskrit müssen nach Citaten, welche Paulinus giebt, sehr bedeutend gewesen sein. (Vyacarana seu Locupletissima Samscrdamicæ linguæ institutio a P. Paulino a S. Bartholomæo: Romæ, 1804.).

S. 133, Z. 6. Denn obgleich einige der ältesten Missionäre eine viel tiefere Kenntniss des Sanskritischen besessen zu haben scheinen, als man früher angenommen hat, so wurde doch durch die Arbeiten des Sir William Jones, Wilkins, Carey's, Forster's, Colebrooke's und anderer Mitglieder u. s. w.

S. 133, Z. 18. Wir haben gesehen, dass schon 1588 dem Filippo Sassetti die Aehnlichkeit der sanskritischen und italienischen Zahlwörter, ferner der Namen für Gott, Schlange und für viele andere Gegenstände aufgefallen war. Dieselbe Bemerkung musste von andern gemacht worden sein, sie wurde aber von Niemand so bestimmt ausgesprochen als vom Père Coeurdoux. Im Jahre 1767 schrieb jener französische Jesuit von Pondichery aus an den Abbé Barthélemy in Paris, der ihn um eine Grammatik und ein Wörterbuch der Sanskritsprache und um allgemeine Belehrun-

gen über die Geschichte und Literatur Indiens gebeten hatte, und schloss eine Denkschrift bei, welche, wie er wünschte, der Academie vorgelegt werden sollte. Sie trägt folgenden Titel: „Question proposée à M. l'abbé Barthélemy et aux autres membres de l'Académie de belles-lettres et inscriptions: D'où vient que dans la langue samscroutane il se trouve un grand nombre de mots qui lui sont communs avec le latin et le grec, et surtout avec le latin?" Der Jesuitenmissionär stellt zuerst eine Reihe von Beispielen auf, von denen einige sehr interessant sind. Er vergleicht z. B. deva und deus, Gott; mṛityu und mors, Tod; janitam und genitum, erzeugt; jânu und genu, Knie; vidhavâ (von vi, ohne, und dhava, Mann) und vidua, Wittwe; na und non, nicht; madhya und medius, der mittlere; dattam und datum, gegeben; dânam und donum, Gabe und noch eine Menge anderer Wörter, welche seitdem von spätern Forschern wieder von Neuem nachgewiesen worden sind. Einige seiner Wortvergleichungen sind zwar unhaltbar, aber im Ganzen verdiente seine Schrift mehr Aufmerksamkeit, als ihr von Seiten der Academie zu Theil geworden zu sein scheint. Besonders verdienen seine grammatischen Vergleiche viel Glauben. Er vergleicht den Indicativ und Conjunctiv des Hülfsverbs sein im Sanskritischen und Lateinischen:

asmi	sum	smas	sumus	syâm	sim	syâma	simus
asi	es	stha	estis	syâs	sis	syâta	sitis
asti	est	santi	sunt	syât	sit	santu	sint.

Unter den Fürwörtern vergleicht er aham und ego, me und me, mahyam und mihi, sva und suus, tvam und tu, tubhyam und tibi, kas und quis, ke und qui, kam und quem. Er hebt in gleicher Weise die auffälligen Aehnlichkeiten in den sanskritischen, griechischen und lateinischen Zahlwörtern von eins bis hundert hervor.

Aber dabei bleibt er nicht stehen, er schreitet vielmehr zur weitern Prüfung der verschiedenen Hypothesen vor, welche sich zur Erklärung dieser Thatsachen darbieten und nachdem er gezeigt hat, dass weder Handelsbeziehungen noch literarischer Verkehr, weder Bekehrungseifer noch Eroberung für den gemeinsamen Grundstamm von Wörtern, der sich im Sanskritischen, Griechischen und Lateinischen vorfindet, eine Erklärung darbieten kann, neigt er sich schliesslich zu der Ansicht hin, diese gemeinsamen Wörter für die Reste einer Ursprache des Menschengeschlechts anzusehen, welche sich nach der grossen Katastrophe der Sprachenverwirrung zu Babel bei den verschiedenen Volksstämmen auf ihren Zügen gen Nord und Süd erhielten.

Wenn man nun in Betracht zieht, dass dieser Aufsatz vor hundert Jahren geschrieben wurde, so wird man sich darüber wundern müssen, dass er so wenig beachtet wurde und überhaupt wohl gar nicht wieder citirt worden wäre, wenn ihn nicht M. Michel Bréal aus den Memoiren der französischen Academie wieder ans Licht gezogen und diesem bescheidenen Missionär die ehrenvolle Stelle angewiesen hätte, welche ihm gewiss gebührt; denn er hat schon vor wenigstens fünfzig Jahren einige der wichtigsten Resultate der neuesten vergleichenden Philologie im Voraus gefunden.

S. 172 unten. Dieses Ezeon-Geber ist von den meisten Gelehrten mit dem neuern Hafen Akaba am nordöstlichen Ende des rothen Meeres identificirt worden. In demselben Hafen Ezeon-Geber litten die Tarsisschiffe Schiffbruch, welche Josaphat nach Ophir gehen liess, um Gold zu holen (1. Kön., XXII, 48). Was unter Tarsisschiffen zu verstehen ist, bleibt sehr unklar, aber wenn man (1 Kön. X, 22) liest, dass Salomon

eine Tarsisflotte zugleich mit der Flotte Hirams auf dem Meere hatte und dass sie alle drei Jahre einmal kam und nicht nur Gold, sondern auch Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen brachte, so scheint der Schluss sehr nahe zu liegen, dass Salomon nur einen Seehafen, den von Ezeon-Geber, besass, und dass seine Schiffe von da ausfuhren, um Gold, rothes Sandelholz und Edelgesteine von Ophir, und Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen von irgend einem andern nicht näher angegebenen Lande zu holen.

S. 173, Z. 3. Indien oder ein Seehafen an der Südostküste Arabiens, der mit Indien in lebhaftem Handelsverkehr stand.

S. 188 vor dem Absatz. Indem ich mich der Ansicht Dr. Rosen's und Prof. Bopp's, welche die lateinische Endung des Genitivs Singularis der Feminina auf a für die ursprüngliche Endung des Locativs halten, anschloss, war ich auf die gegen diese Ansicht erhobenen Bedenken wohl gefasst, konnte aber durch dieselben eben so wenig von meiner Behauptung abgebracht werden, wie der Professor Bopp, welcher in der zweiten Ausgabe seiner Vergleichenden Grammatik seine ursprüngliche Erklärung jenes Casus aufrecht erhält. Dass die durch den Genitiv ausgedrückte Beziehung mit einem Locativ wiedergegeben werden kann, lässt sich nicht bestreiten; es ist z. B. auch eine bekannte Sache, dass im Sanskrit der Genitiv und Locativ mittelst derselben Endung ausgedrückt werden. Da es sich nun wohl kaum behaupten lässt, dass ein ursprünglicher Genitiv zum Ausdruck des Localen gebraucht werden kann, so dürfte hieraus folgen, dass die duale Genitiv- und Locativ-Endung auf os ursprünglich eine locale Bedeutung hatte und erst allmählig einen allgemeinern Sinn annahm. Es unterliegt keinem Zweifel, dass das Lateinische ebenso wie das Griechische ursprünglich den regelmässigen Genitiv auf s besass, denn er ist uns noch in gewissen idiomatischen Wortverbindungen, wie z. B. pater familias, erhalten. Höchst wahrscheinlich ist diese Endung âs aus áis zusammengezogen, welches dem sanskritischen âyâs entsprechen würde, doch ist âs auch einfach als eine Verbindung des finalen â mit dem s des Genitivs erklärt worden. Lateinische Genitive auf ais sind selten, sind aber von Ritschl durch die von alten Inschriften gebotenen Belege gesichert, z. B. Prosepnais, statt Proserpinæ (siehe Kuhn's Zeitschrift, XII, S. 234; XIII, S. 445). Abgeschwächte Formen auf aes, wie z. B. Dianaes, Juliaes kommen häufiger vor und bleiben selbst unter den spätern Kaisern auf Inschriften in Gebrauch (s. Corssen, Aussprache der Lateinischen Sprache, S. 183). Während aber der Uebergang des âis in âes und âs keine Schwierigkeiten bereitet, ist es unmöglich, die Endungen âi und ae aus dem blossen Wegfall des s am Ende zu erklären. Familiâs würde im Lateinischen niemals sein finales s verlieren und zu familiâ werden. Das s kann im Lateinischen allerdings am Ende abgestossen werden, aber so viel man bis jetzt weiss, nur nach kurzen Vocalen. Ich kann auch der von meinem gelehrten Freunde, dem Professor Kuhn in Berlin in seiner eben (1860) veröffentlichten Abhandlung „Ueber einige genetiv und dativbildungen „vorgeschlagenen Erklärung nicht beipflichten. Sie scheint mir gegen drei Lautgesetze zu verstossen: 1) dass kein finales s im Sanskritischen vor einem stummen Consonanten (surd consonant) verloren geht; 2) dass kein finales s im Lateinischen nach einem langen Vocal abfällt; 3) dass im Sanskrit kein s in der Mitte vor y verloren geht. Das Verb ojâyate entkräftet die letzte Regel nicht, denn seine wirkliche Basis ist oja, nicht ojas.) So findet man ŏ statt us (Schleicher, Compendium, §. 159) amare statt amaris, pote statt potis; aber man wird nie mensî im Dativ oder mensâ im Accusativ Pluralis statt mensîs und mensâs finden. Wenn âis

sein s verlieren könnte, so könnte es sich vielleicht zu âĭ oder âe, aber nie zu âî umgestalten. Als einziger Casus, in welchem ein s am Ende nach einem langen Vocal, wie man annimmt, abgefallen ist, ist der Nominativ Pluralis der zweiten Declination anzuführen. Hier kann auch kein Zweifel obwalten, dass Formen wie magistreis im Altlateinischen für magistrî vorhanden waren. Dass aber die regelmässige Form magistri aus dem Verlust eines s am Ende hervorgegangen sei, ist nie bewiesen worden. Wir finden auch im Sanskritischen Formen des Nominativ Pluralis wie pûrvâs und pûrve neben einander (siehe M. M. Sanskrit-Grammatik, §. 282.) Lateinische Formen auf eis entsprechen sanskritischen auf âs, lateinische auf î sanskritischen auf e; aber es wird doch keiner daran denken, das sanskritische e als eine lautliche Corruption des as erklären zu wollen.

S. 216, Z. 7. . . . Ursprung hatte. Arôma von der Wurzel ghrâ, riechen, abzuleiten, ist bedenklich, weil es keine analogen Fälle giebt, in welchen gh zu Anfang weggefallen und im Griechischen durch ein a ersetzt ist. Aber arôma kommt nicht bloss in der Bedeutung von wohlriechenden Kräutern, sondern auch als Feldfrüchte im Allgemeinen, z. B. Gerste u. a. vor. Die allgemeine Bedeutung des Wortes mag also wie die von spices, ursprünglich espèces (Spezereien) eingeschränkt worden sein und die Früchte oder Kräuter des Feldes oder arômata, besonders wie sie bei Opfern dargebracht wurden, mögen die Bedeutung von wohlriechenden Kräutern angenommen haben. *Man vgl. das deutsche „Gewürz"*. Der Verfasser widerruft also die S. 216 ausgesprochene Vermuthung, dass arôma den Duft des frischgepflügten Ackers bezeichnet habe. Arômata bedeutete offenbar zuerst wirkliche Substanzen, ehe es die neuere Bedeutung des Wohlgeruchs in sich aufnahm. S. Stephanus im griech. Thesaurus, ed. Didot, s. v.

S. 217. unten . . . With keels. Im Französischen bedeutet faucher le grand pré (wörtlich die grosse Wiese mähen), durch die grüne See rudern. (S. Pott, Studien zur Mythologie, S. 321).

S, 255. Nach „gesprochen wird" ist noch im Tulu einzuschalten. In dieser Sprache bleibt das kurze u am Ende nur in den labiale Vocale enthaltenden Wörtern unverändert (buḍudu, verlassen habend); nach allen andern Vocalen wird es in ü verwandelt (panḍüdü, gesagt habend).

Dr. Gundert.

B. Anmerkungen.

Erste Vorlesung. 4) In der Edda heisst der Mond årtali, Jahrzähler. — 5) Pott, Studien zur griechischen Mythologie, 1859, S. 304. Grimm, Deutsche Grammatik, III, S. 349.

Zweite Vorlesung. 6) A Scripture and Prayer-book Glossary: being an explanation of obsolete words and phrases in the English Bible, Apocrypha, and Book of Common Prayer, by the Rev. J. Booker: Dublin, 1862. The Bible Word-book, a glossary of Old English Bible words by J. Eastwood and W. Aldis Wright: Cambridge, 1866.

Nach Anm. 10) macht M. M. zu shunt (S. 34, Z. 11 der Textes) folgende Bemerkung: In Halliwell's Dictionary of Archaisms wird dem Verb to shunt die Bedeutung „aufschieben, verzögern" gegeben:

„Schape us an ansuere, and schunte yow no lengere."
Morte Arthure, M. S. Lincoln, f. 67.

Es findet sich auch in dem Sinne ausweichen, to shun (North):

„Then I drew me down into a dale, whereas the dumb deer
Did shiver for a shower; but I shunted from a freyke."
Little John Nobody, c. 1550.

Im Sir Gawayne and the Green Knight (ed. R. Morris), wird vom Sir Gawayne gesagt to have shunt d. h. ausgewichen zu sein einem Schlage (v. 2280; s. auch 2268, 1902). In den Early English Alliterative Poems ed. R. Morris, wird von Abraham gesagt, dass er shunt d. i. a-skant oder a-slant (von der Seite, schräg) sitze (B. 605. S. 56.) S. die Bemerkungen von R. Morris im Glossar, S. 190.

Als 11te Anmerkung citirt M. M. aus The English Grammar made by Ben Johnson, 1640, chap. XV: Foure Possessives: My, or Myne: Plurall, Our, Ours. Thy, thine; Plurall, Your, yours. His, Hers, both in the plurall making, Their, theirs."

Anmerkung 14. Horne Tooke schreibt diese Ansicht dem Castelvetro zu, ohne jedoch den Beweis zu führen, dass dieser italienische Gelehrte sie wirklich gehegt habe. Friedrich Schlegel hielt dieselbe in der schroffsten Weise fest.

Anmerkung 51. Statt Juliana Berners „Dame Juliana Berners" und zu dem Book of St. Albans der vollständige Titel: The Book containing the Treatises of Hawking, Hunting, Coat-Armour, Fishing and Blasing of Arms. as printed at Westminster by Wynkyn de Worde; the year of the

incarnation of our Lord 1486. (Reprinted by Harding and Wright: London, 1810). Man vgl. noch Marsh, Lectures, S. 181. 590.

Anmerkung 54. Aehnliche in den französischen Dialekten vorkommende Wortbildungen sind von dem Grafen de Jaubert in seinem Glossaire du Centre de la France, 2te Ausg., S. XII, gesammelt worden.

Anmerkung 55, Im Northumbrischen heisst „wir sind, ihr seid, sie sind, aron, im Angelsächsischen sindon. Vgl. Grimm, Geschichte der Deutschen Sprache, S. 666.

Dritte Vorlesung. Anmerkung 43. „Primus igitur quantum opinamur studium grammaticæ in urbem intulit Crates Mallotes Aristarchi æqualis, qui missus ad senatum ab Attalo rege inter secundum et tertium Punicum bellum sub ipsam Ennii mortem, cum regione Palatii prolapsus in cloacæ foramen crus fregisset, per omne legationis simul et valetudinis tempus plurimas acroasis subinde fecit assidueque disseruit, ac nostris exemplum fuit ad imitandum." — Suetonius, De viris inlustribus, De grammaticis et rhetoribus, cap. 2, ed. Reifferscheid: Lipsiæ, 1860.

Anmerkung 52. Schönemann, Was bedeutet γενικὴ πτῶσις, in Höfer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache, 1846, I, S. 83; II, S. 126.

Vierte Vorlesung. Anmerkung 3. Du Ponceau, Mémoire sur le système grammatical des langues de quelques nations Indiennes de l'Amérique du Nord, Paris: 1838.

Nach Anm. 4. zu Presbyter (S. 104, Zeile 6) die Bemerkung: In einer griechischen Urkunde vom Jahre 1129 finden wir πρεσβύτερος in πρεύιτε ungeformt, woher das italienische prete stammt. S. Trinchera, Syllabus Græcarum Membranarum, p. 136.

Anmerkung 6. enthält zugleich Anmerkung 48 zur fünften Vorlesung (S. 379). Danach sagt M. Müller noch: Ich bin jedoch der Ansicht, dass, so lange bis nicht andere Composita im Angelsächsischen beigebracht werden können, in welchen ord, Ursprung, die Bedeutung von Urheber, Geber annimmt, die Ableitung der Form hlâf-ord von hlâf-weard, d. i. loaf-ward, mir wahrscheinlicher erscheint. S. 2te Serie, S. 255. (S. 240 der deutschen Bearb.) Historisch lässt sich das Geben des Brodes als eines der Attribute eines Souverains, bis auf die panes palatini oder gradiles zurück verfolgen, jene Brode, welche täglich von den Stufen des kaiserlichen Palastes aus von Constantin dem Grossen und schon vor ihm, von dem Kaiser Aurelian vertheilt wurden — unser tägliches Brod. S. Paulus Cassel, der Grâl und sein Name. Berlin, 1865, S. 18.

Anmerkung 41. In der ältern Literatur der Buddhisten Ceylon's wird die Sprache ihres heiligen Kanons einfach Jina-vachana, die Sprache des Buddha, genannt. Nur von neuern Ceylonesischen Schriftstellern ist dieselbe Sprache die von Magadha genannt worden, weil eben aus Magadha Mahinda die heiligen Bücher nach Ceylon brachte. Bei den Buddhisten hat Pâli, welches auch die Urbedeutung des Wortes sein mag, die Bedeutung Text im Gegensatz zu Commentar erhalten und ein zweites Wort von zweifelhaftem Ursprung, tanti, wird von ihnen in demselben Sinne gebraucht. S. Barthélemy Saint-Hilaire in seinem Bericht über M. Grimblot's Collection of Buddhist MSS, die in dem Journal des Savants, 1866 (S. 26 des Separatabdrucks) veröffentlicht sind.

Anmerkung 68. Ein Werk Nobili's wird von Kircher, (China illustrata, 1667, p. 152) citirt; es scheint aber nur handschriftlich vorhanden gewesen zu sein. Kircher sagt; „legat, qui volet, librum quem de Brahmanum theologia P. Robertus Nobilis Societatis Jesu, missionis Madurensis in India Malabarica fundator, nec non linguæ et Brahmanicæ genea-

logiæ consultissimus, summa sane eruditione . . . conscripsit.“ Dies Buch dürfte heute noch von grossem Interesse sein.

Fünfte Vorlesung. Anmerkung 23. Die Sprache von Graubündten, the Roumansch oder Rumaunsch, wie sie M. Müller nennt, wird in dem Innthale, dem Enghadin und in dem Rheinthale, dem Oberland gesprochen. Die Einwohner des Enghadin sind Protestanten, die des Oberlandes römische Katholiken. Der Dialekt der erstern wird Rumansch, der der letztern Ladinisch genannt. Es existirt eine kirchliche Literatur des 16. Jahrhunderts, welche hauptsächlich aus Bibelübersetzungen, Katechismen und Hymnen im Rumansch besteht. Eine Uebersetzung des Neuen Testaments befindet sich in der bodleianischen Bibliothek: „L'g Nuof Sainc Testamaint da nos Signer Jesu Christi, prais our delg Latin et our d'oters launguax et huossa da noef mis in Arumaunsch três Jachiam Bifrum d'Agnedina. Schquischo ilg an MDLX.“

Anmerkung 35. Zu dieser ganzen Controverse vergl. man die trefflichen Artikel über Ophir und Tarshish, welche E. T. B. Twisleton in Smith's Dictionary of the Bible geliefert hat. *M. Müller hat auch dieser Untersuchung in der fünften Aufl. eine noch klarere und gründlichere Form gegeben; alle wesentlichen Zusätze sind in den hier zusammengestellten Nachträgen aus derselben entlehnt.*

Anmerkung 38. Dr. Gundert weist auf das gewöhnliche Wort für Pfau im Tamil, nämlich may-il (Blauhaus) hin und findet die Ableitung des sanskritischen mayûra wahrscheinlich. Mayûra kommt indess im Veda vor.

Anmerkung 40. Dass überhaupt Ophir nach einer Stelle in Indien verlegt wurde, ist nicht erst in der Neuzeit vermuthet worden. Die Vulgata übersetzt Hiob 28, 16: „Es gilt ihr nicht gleich ophirisch Gold“ (Sophir LXX) mit „Non conferetur tinctis Indiæ coloribus.“ Im Koptischen ist Sophir der Name für Indien, also dasselbe Wort, mit welchem die LXX. das hebräische Ophir übersetzten.

Anmerkung 41, Z. 19 zwischen . . . zerfallen würde“ und „Wir brauchen hier nicht“ . . . fügt M. M. in der 5ten Auflage ein: Das ist wahr. Aber warum Ophir in Arabien aufsuchen? Der einzige haltbare Beweisgrund für die Verlegung Ophir's nach Arabien ist der von der genealogischen Tafel im 10. Kap. der Genesis hergeleitete, wo Ophir als der 11te unter den Söhnen Jaketans erscheint. Ich räume alle die von Mr. Twistleton aufgestellten Thatsachen ein, erkenne aber darin keine Schwierigkeit einen Colonialverkehr zwischen dem Süden Arabiens und dem Golf von Cutsch in sehr alter Zeit anzunehmen; wenn ferner Tharsis in Spanien ein Sohn Javans genannt werden kann (1 B. Mose 10, 4), warum könnte nicht Ophir in Indien ein Sohn Jaketans sein? Die Localangabe, „von Mesa an, bis man kommt gen Sephar, an den Berg gegen den Morgen“, welcher Mr. Twistleton insofern grosse Bedeutung beilegt, als sie die geographische Stellung aller Söhne Jaketans auf die Küsten Arabiens beschränke, ist sicherlich sehr unbestimmt; es ist auch nicht möglich gewesen die Namen aller jaketanischen Niederlassungen innerhalb der durch die geographische Tradition so undeutlich bezeichneten Sphäre nachzuweisen. Andererseits will ich die Stärke der Beweisgründe Twistletons keineswegs wegläugnen. Es muss zugestanden werden, dass Leute, die zwischen Indien und Palästina Handel trieben, auf der Südostküste Arabiens Stapelplätze begründeten. Solche Emporien waren zur Zeit des Diodorus Siculus vorhanden, welcher, nachdem er den grossen Reichthum Saba's an Gold, Elfenbein und Edelsteinen beschrieben hat (im 47. Cap. des 3ten Buches)

berichtet, dass verschiedene Inseln in der Nähe seien, wo Kauflente aus allen Gegenden der Welt und besonders aus Potana (Pattana?) landeten, das Alexander am Indus gegründet hatte. *Νῆσοι δ᾽ εὐδαίμονες πλησίον ὑπάρχουσιν ἔχουσαι πόλεις ἀτειχίστους . . . Εἰς ταύτας δ᾽ ἔμποροι πάντοθεν καταπλέουσι, μάλιστα δ᾽ ἐκ Ποτάνας, ἣν Ἀλέξανδρος ᾤκισε παρὰ τον Ἰνδὸν ποταμόν, ναύσταθμον ἔχειν βουλόμενος τῆς παρὰ τὸν Ὠκεανὸν παραλίου.* Dass eben diese Küste der Sitz eines uralten Handels und einer sehr frühzeitigen Cultur gewesen ist, wird noch heute durch grossartige Ruinen und Inschriften, sowie durch die Ueberreste einer weit verbreiteten Ueberlieferung beglaubigt. Man vgl. A. von Kremer, die Südarabische Sage. 1866.

Sechste Vorlesung. Anmerkung 14. So viel ich weiss, hat Castelvetro in seinen Correttione (Basileae, 1577) zuerst den Ursprung des romanischen Futurs erklärt. Er sagt: „Cio è con lo 'nfinito del verbo, e col presente del verbo Ho, come Amare Ho, Amare Hai, Amare Ha. Leggere Ho, Leggere Hai, Leggere Ha, e cosi gli altri.“ S. 111.

Berichtigungen.

Seite	70,	Zeile	3	v. o.	lies	Wörter statt Wörtrr.
-	105,	-	7	v. u.	-	foris statt fores.
-	112,	-	12	v. o.	-	Thomassin's statt Thomassin.
-	132,	-	6	v. o.	-	Du Halde statt Duhalde.
-	166,	-	16	v. o.	-	23) statt 13).
-	169,	-	12	v. o.	-	finden statt finden.
-	223,	-	17	v. o.	-	specifies statt speficies.
-	356,	-	2	v. o.	-	überschätzt statt sehr überschätzt.
-	360,	-	10	v. o.	-	Adjectiva statt Adjecstva.
-	377,	-	21	v. o.	-	Gossellin statt Gosselin.

H. Heybruch'sche Hofbuchdruckerei in Dessau.

Müller, Friedrich Max,

Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache

Bd.: [1]

Leipzig 1866

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Ling.11(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11104518-2